Deutsches Frauenleben im Wandel der Jahrhunderte

Eduard Otto

Library
of the
University of Wisconsin

Verlag von E. A. Seemann in Leipzig, Poststraße 3

Künstlerischer Wandschmuck

für Haus und Schule. Farbige Künstlersteindrucktafeln

Library
of the
University of Wisconsin

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig, Poststraße 3

Künstlerischer Wandschmuck

für Haus und Schule. Farbige Künstlersteinzeichnungen

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.

Künstlerischer Wandschmuck

für Haus und Schule. Farbige Kunstlerpostkartenschmuck

Größere Blätter:

Kleinere Blätter

Bunte Blätter

Wand-Schmuck

Porträts:

Hohmann:

Aus Natur und Geisteswelt.
Sammlung
wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens.
45. Bändchen.

Deutsches Frauenleben
im Wandel der Jahrhunderte

von

Dr. Eduard Otto,
Direktor der höheren Mädchenschule zu Offenbach a. M.

Mit 25 Abbildungen im Text.

Leipzig,
Druck und Verlag von B. G. Teubner.
1903.

Alle Rechte, einſchließlich des Überſetzungsrechts, vorbehalten.

Digitized by Google

121568
AUG 1 1908
F4178
.OT8
D

Meiner lieben Frau.

Digitized by Google

Vorwort.

Die vorliegende Schrift stellt einen Versuch dar, das deutsche Frauenleben von der Urzeit bis zum Beginne des 19. Jahrhunderts im Umriß zu zeichnen. Denken und Fühlen der deutschen Frau, ihr Einfluß auf die Kultur, ihre häusliche und gemeinnützige Wirksamkeit, ihre rechtliche und gesellschaftliche Stellung, ihre Bildung, Erscheinung, Tracht und Lebensweise, wie sie sich im Wandel der Jahrhunderte offenbaren, werden unter ständigem Hinblick auf die allgemeine Kulturentwicklung unseres Volkes betrachtet. Dabei ist der vom Altmeister Gustav Freytag gewiesene Weg eingeschlagen, d. h. in den Mittelpunkt des Interesses sind einzelne für ihr Zeitalter typische Persönlichkeiten gerückt, die womöglich unmittelbar zum Leser sprechen. Die Möglichkeit, den überreichen Stoff nach irgend einer Richtung hin zu erschöpfen, war schon durch den zu Gebote stehenden engen Raum ausgeschlossen. Die Rücksicht auf den Rahmen, dem diese Skizze einzufügen war, hat mir manchen schmerzlichen Verzicht auf interessante Einzelzüge aufgezwungen. Immerhin wird der Kundige bei einigem Wohlwollen mein Bestreben anerkennen, durch quellenmäßige Forschung ein Stück eigener Arbeit zu bieten. Wo ich freilich in der einschlägigen Literatur meinen Gegenstand so gründlich behandelt fand wie etwa in Weinholds trefflichem Buche „Die deutschen Frauen im Mittelalter" oder in Sohms „Trauung und Verlobung", habe ich mich nicht gescheut, meine Darstellung auf diesem festen Grunde fremder Forschung aufzubauen. Entlehnungen sind überall kenntlich gemacht; genauere Nachweisungen aber nur ganz ausnahmsweise gegeben. Wenn das Büchlein die geschätzten Leser und namentlich die liebenswürdigen Leserinnen auch nur einen kleinen Teil der Freude verspüren läßt, womit der Verfasser daran gearbeitet hat, so ist sein Wunsch erfüllt.

Offenbach a. M., im Mai 1903.

Dr. Eduard Otto.

Digitized by Google

Inhalt.

	Seite
1. Die germanische Frühzeit	1—20
2. Die fränkische Zeit	20—37
3. Die ersten Jahrhunderte des deutschen Staates	37—57
4. Rittertum und Frauendienst	57—72
5. Des Bürgertums Blütezeit	72—87
6. Renaissance und Reformation	87—112
7. Das Jahrhundert des großen Krieges	112—129
8. Das Zeitalter der großen deutschen Dichter	130—154

1. Die germanische Frühzeit.

Aus einer in Laster versunkenen Welt heraus warf der edle Römer Tacitus einen Blick in das Leben der jugendlich-rauhen Germanenvölker, und mächtig ergriff ihn die Keuschheit des unter ihnen heimischen ehelichen Verhältnisses, die Innigkeit des Familienlebens, die hohe Wertschätzung des Weibes von seiten des Barbaren. Staunend erfuhr er, daß es einer hochentwickelten materiellen Kultur und reicher Geistesbildung nicht bedürfe, um ein lauteres Gemeinschaftsleben zu begründen. Der heilige Schmerz über seines eigenen Volkes Entartung und die Bewunderung der beneidenswert schlichten Größe dieses fremden Volkstums gaben die Stimmung, aus der heraus er seine „Germania" schrieb. Das Bild, das er hier von dem Leben unserer Vorfahren gibt, sollte seinen Volksgenossen ein Spiegel sein, der ihnen die Häßlichkeit ihres Antlitzes zeigte. — Zu den Zügen der Barbaren, die den Römer zur Bewunderung hinrissen, gehörte einerseits das unverkennbare Zartgefühl, womit der trotzige Krieger, Jäger und Bauer dem Weibe begegnete, andererseits die Keuschheit, Hingebung und Treue, wodurch sich das germanische Weib solcher Achtung wert erwies. Er fand bei diesen Söhnen des rauhen Nordens eine fast abergläubische Verehrung der Weiblichkeit: „Sie glauben, daß den Frauen etwas Heiliges und Prophetisches innewohne, und sie verachten weder ihre Ratschläge, noch übersehen sie ihre Aussprüche." Den Frauen gibt er das ehrende Zeugnis: „In wohlgeschützter Schamhaftigkeit leben sie hin, nicht verderbt durch Lockungen der Schauspiele und die aufregenden Reizungen der Gastmähler." Geheimer Briefverkehr ist Frauen und Männern unbekannt. Höchst selten kommt bei dem so zahlreichen Volke ehelicher Treubruch vor. Eine Ehebrecherin findet keine Verzeihung. Trotz Jugend, Schönheit und Reichtum wird sie keinen zweiten Gatten erwerben.

Die deutlich hervortretende Absicht des römischen Zeugen, die germanischen Verhältnisse zu der Sittenverderbnis der römischen Zeitgenossen in scharfen Gegensatz zu stellen, ist freilich geeignet, in uns Zweifel über die Zulässigkeit seiner Auffassung zu erwecken. An seiner Wahrhaftigkeit zu zweifeln, liegt kein Grund vor. Hat ihn aber seine Bewunderung für die Reinheit und Schlichtheit des Barbarenvolkes nicht hier und da irre geführt? Hat er nicht manchen Bräuchen und Einrichtungen der Germanen einen Sinn beigelegt, mit dem sie in Wahrheit nichts zu schaffen haben? Hat er nicht zuweilen die dunkle Kehrseite solcher Gewohnheiten übersehen? — Man wird diese Fragen schwerlich verneinen dürfen. Jedenfalls darf sich unser Urteil nicht ausschließlich auf das des Tacitus gründen.

Um uns vor Täuschung zu bewahren, müssen wir dem in mancher Hinsicht idealisierten Gemälde des Römers das Bild entgegenhalten, das uns ein Einblick in das altgermanische Rechtsleben von der germanischen Frau und ihrer Stellung gewährt. — Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß die Rechtsverhältnisse der Völkerwanderungszeit noch Spuren einer rohen und barbarischen Auffassung vom Verhältnis des Mannes zum Weibe aufweisen, daß aber die germanische Rechtsentwicklung bereits auf dem Wege ist, eine solche Auffassung zu überwinden. Noch ist das Weib kaum rechtsfähig. Sie steht zeitlebens unter Vormundschaft eines Mannes: die Jungfrau unter der „Munt" des Vaters, Oheims oder Bruders, die Vermählte unter der ihres Ehemannes, die Witwe unter der des Sohnes, Enkels u. s. w. Auch die Söhne des Hauses unterstehen der väterlichen Muntgewalt, allein ihre Gebundenheit schwindet, sobald sie wehrhaft werden, oder doch, wenn sie einen eigenen Hausstand gründen. Die Tochter wird niemals selbständig. Bei der Eheschließung vertauscht sie einfach den Vormund: an die Stelle des seitherigen, also gewöhnlich des Vaters, tritt der Gatte. Die Rechtsfähigkeit ist gebunden an die Wehrhaftigkeit, und darum ist das Weib von der ersteren ausgeschlossen. Sie darf vor Gericht nicht klagen, noch sich verantworten, zeugen oder schwören; sie muß sich in allen Rechtsgeschäften von ihrem Muntwalt vertreten lassen. Sie besitzt nur ein beschränktes Erbrecht, jedenfalls keinen Anspruch auf echtes Eigen, d. h. auf Grundbesitz.

Besonders auffällig tritt die rechtliche Gebundenheit des Weibes bei der Eheschließung hervor. Der Sprachgebrauch, der noch im späteren Mittelalter für „heiraten" den Ausdruck „kaufen" verwendet, deutet auf die Form der altgermanischen Kaufehe. Ein Selbstverlobungsrecht der Frau bestand in der Urzeit noch nicht. Das Rechtsgeschäft des Brautkaufes vollzog sich im Kreise der beiderseitigen Gesippen, in der Hauptsache zwischen dem Werbenden und dem Vormunde der Braut, ohne daß deren Zustimmung erforderlich war. Indessen wird die Braut schon nicht mehr — wie das ursprünglich wohl der Fall war — als Sachgut veräußert. Der Kaufpreis, den der Bräutigam dem Muntwalte der Braut bietet, das sogenannte Wittum, der Munt- oder Mahlschatz, die Brautmiete, gewöhnlich eine stattliche Zahl von Herdentieren, wird nicht als Preis für die Braut selbst, sondern als Entgelt für die Muntgewalt aufgefaßt, welche mit der Übergabe der Jungfrau (bezw. Witwe) von dem „geborenen Vogt" auf den Ehegatten übergeht. Gegenstand des Kaufes ist also nicht die Braut, sondern die Munt. Die Hauptakte der Kaufehe waren Verlobung und Trauung. Beim Verlöbnis zahlt der Werber den Muntschatz, und der Vormund verspricht ihm dafür sein Mündel zur Ehe. Schon dieser Vorgang verpflichtet die Verlobte zur Treue. Pflegt sie danach mit einem anderen Manne Gemeinschaft, so verfällt sie derselben Strafe wie die Ehebrecherin. Indessen erfolgt der tatsächliche Vollzug der Ehe erst einige Zeit nach dem Verlöbnis durch die Trauung. Hierbei übergibt der Muntwalt die Braut dem Bräutigam zur Heimführung. Dieser überkommt hiermit nicht allein die Muntgewalt, sondern auch die ihr entsprechende Schutzpflicht. Die Braut wird dem Manne getraut, d. h. auf Treue hingegeben. Die Hingabe begründet ein gegenseitiges Treuverhältnis. Das Sinnbild der Gewalt ist das Schwert, welches der Vormund dem Bräutigam bei der Trauung feierlich überantwortet. Dieser empfängt damit das volle Züchtigungsrecht. Bricht die Vermählte die Ehe, so darf sie der Ehemann erschlagen mit dem Schwerte, darunter sie beim Vollzug der Ehe gegangen ist. Noch weitere sinnbildliche Handlungen, die zumeist auch bei Adoption stattfinden, begleiten den Rechtsvorgang der Trauung: der Bräutigam setzt die Braut auf seinen Schoß, nimmt sie unter seinen Mantel, er tritt ihr auf den Fuß. So vollständig ist die Gewalt der durch die Trauung

Digitized by Google

begründeten ehelichen Munt, daß der Ehemann in „echter Not" (d. h. im dringenden Notfall) und zur Strafe die Frau verkaufen darf. An die Trauung schließt sich im Mittelalter regelmäßig der altertümlich anmutende Vorgang des Beilagers, den wir gewiß auch für die Urzeit voraussetzen dürfen. Vor Zeugen beschreitet das Paar das Ehebett, hierdurch die leibliche Vereinigung versinnbildlichend. Diese symbolische Handlung, die sich bei fürstlichen Eheschließungen über das Mittelalter hinaus erhalten hat, bezeichnet in der späteren Zeit den Eintritt des ehelichen Genossenschaftsverhältnisses, der Standesgemeinschaft der Frau mit dem Gatten. Mit Trauung und Beilager verknüpften sich das gemeinsame Festmahl und Gelage der Brautleute mit ihren Gesippen und Gespielen und die feierliche Heimführung der Braut in das Haus des Mannes, der sogenannte Brautlauf. Dieser vollzog sich in altertümlichen Formen, die vielleicht an die Zeit vor Entwicklung der Kaufehe erinnern, wo die Frau nur durch Entführung, durch Raub dem Sippenverbande entzogen werden und in die Gewalt des außerhalb der Sippe stehenden Werbers übergehen konnte. Am Morgen nach der Brautnacht empfängt die Neuvermählte aus der Hand des Gatten die Morgengabe. Es war dies ein mehr oder weniger kostbares Hausgerät, etwa ein Silberbecher oder ein anderes Trinkgeschirr, ein Schmuckstück oder Kleinod, ein Sklave oder eine Sklavin zur Bedienung. Die ursprünglich als Preis der Jungfrauschaft gedachte Zuwendung des Mannes an die Frau hat sich allgemach in eine Witwenversorgung verwandelt. „Da kein Geschenk dem Neuvermählten als Morgengabe genug schien, so setzte (nachmals!) das Recht mit bedachtsamer Wahrung aller Interessen fest, wieviel ein Mann je nach seinem Stande ohne der Erben Zustimmung als Morgengabe zu geben berechtigt sei. Die ihr unter vier Augen versprochene Morgengabe durfte die Frau mit ihrem alleinigen Eide behalten" (Siegel). Will man ihrer diesbezüglichen Angabe keinen Glauben schenken, so mag sie ihre entblößte rechte Brust und ihren Zopf in die linke Hand nehmen und mit der rechten einen leiblichen Eid schwören; so soll man ihr die Morgengabe, die ihr von dem Manne nach ihrer Angabe verheißen ist, belassen. Die Rechtsentwicklung ging dahin, daß der Witwenversorgung immer größere Bedeutung beigelegt wurde, je mehr sich die Strenge der Muntgewalt im Laufe der Zeit lockerte. Der Muntschatz,

den der Verlober von dem Freier als Kaufpreis für die abzutretende Munt empfing, wurde von jenem ganz oder teilweise der Braut zu dem Zwecke zugewandt, ihr einen notfreien Witwenstand zu sichern. Der ursprüngliche Kaufpreis, dessen Bezeichnung als „Wittum" eigentlich mit dem Worte „Witwe" nichts zu schaffen hat, wandelte sich also in ein Wittum in jenem späteren Sinne, der darunter eine Witwenversorgung verstand. Damit wurde die Kaufehe zu einem Scheinkauf, der sich als Rechtsaltertum freilich noch sehr lange erhielt. Für die Witwenversorgung kamen ferner noch jene Geschenke an fahrender Habe (Mobilien), namentlich an Hausgerät, in Betracht, welche die Braut bei ihrer Vermählung von ihren Eltern und Gesippen empfing, die „Heimsteuer" („Aussteuer" oder „Gerade"), eine Erbabfindung der durch Heirat aus dem Sippenverband Ausscheidenden. Ja, im Mittelalter wird es in den Kreisen des Adels üblich, daß der Bräutigam der Braut als Gegenleistung gegen die von ihr zu erwartende Aussteuer eine „Widerlage" sichert, die ebenfalls der Versorgung der Witwe zu gute kommt.

So bildet sich aus Wittum (Muntschatz), Heimsteuer und Morgengabe ein Frauengut aus, dessen rechtliche Eigenart für das Verständnis des ehelichen Güterrechts bedeutsam ist. Das römische Recht war von der Auffassung der Ehe als völliger Lebensgemeinschaft ausgegangen, hatte sich aber von diesem Grundsatze allgemach entfernt, um schließlich ein System strenger Gütertrennung zu begründen. Das germanische Recht hingegen hat an der Auffassung der Ehe als inniger Lebensgemeinschaft treulich festgehalten: „Mann und Weib haben kein gezweiet Gut bei ihrem Leben." Die vormundschaftliche Gewalt des Ehemannes erstreckt sich auch auf das Frauengut. Kraft seiner Munt mochte der Gatte darüber zu ehelichen Zwecken verfügen. In währender Ehe besteht also keine tatsächliche Gütertrennung. Die allgemeine Sitte aber beschränkt die eheherrliche Verfügungsgewalt auf Fälle der Not. Es gilt für schimpflich, ohne dringenden Grund das Frauengut anzugreifen. Es besteht bei Lebzeiten der Gatten eine eheliche Verwaltungs- und Wirtschaftsgemeinschaft. Diese schließt jedoch keineswegs eine Rechtsgemeinschaft in sich. Rechtlich bleiben vielmehr Mann und Frau Subjekte ihrer Vermögen, so daß bei Auflösung der Ehe das vorher in der Hand des Gatten ver-

einigte Gesamtvermögen in seine Teile auseinander fällt. Das aus Wittum (Muntschatz), Heimsteuer und Morgengabe zusammengesetzte Frauengut fiel nach des Mannes Tode der Witwe anheim, und zwar das Wittum häufig nur zu unveräußerlichem lebenslänglichem Eigentum. „Löste sich die Ehe durch den Tod der Frau auf, so fiel die Morgengabe an den Mann als Geber zurück. Das Wittum gebührte bei unbeerbter Ehe in der Regel dem Manne, bei beerbter Ehe den Kindern. Die Aussteuer kehrte bei unfruchtbarer Ehe an den Besteller oder dessen Erben zurück, andernfalls gehörte sie zur Erbschaft der Frau" (Brunner). So beruhte also das eheliche Güterrecht der älteren Zeit auf dem Gedanken der Verwaltungsgemeinschaft in währender Ehe bei rechtlicher Gütertrennung. Die eheliche Gütergemeinschaft hat sich erst später entwickelt.

Da im vorigen von Witwenversorgung die Rede gewesen ist, so mag im Anschlusse daran die Stellung der germanischen Witwe kurz erörtert werden. Zur Zeit der Völkerwanderung begegnen wir noch Spuren jener alten, rohen, auch bei anderen Völkern indogermanischen Stammes bezeugten Auffassung, wonach das Weib beim Ableben des Gatten dem Tode verfallen ist. Wie man dem Verstorbenen seine Rüstung, sein Roß, seine Rüden und Falken, seine Sklaven mit ins Grab gibt, so muß auch das Eheweib das letzte Lager dessen teilen, der sie einst als ein Sachgut mit seinem Vermögen erkauft hat. „Wenn ein Heruler gestorben ist," erzählt Procop, „so muß seine Gattin, wenn sie etwas auf ihren Ruf gibt, und ihr an freundlichem Gedenken nach dem Tode gelegen ist, sich am Grabhügel ihres Gemahls bald nach seinem Begräbnis erdrosseln. Tut sie es nicht, so wird sie ehrlos, und die Gesippen ihres Mannes glauben sich von ihr gekränkt." Wer kennt nicht die nordische Sage, worin Brünhild dem heißgeliebten, ihrer Eifersucht und Rache zum Opfer gefallenen Sigurd in den Tod folgt, auf daß ihre Leiche mit der seinigen von der gleichen Flamme verzehrt werde! An diesem Zuge wird uns deutlich, wie jene alte Pflicht der Selbstaufopferung der Witwe trotz der barbarischen Auffassung, auf der sie ursprünglich beruht, durch einen sittlichen Gedanken verklärt wird, durch den Gedanken „der Liebe, welche die Trennung von dem dahingegangenen Geliebten nicht erträgt".

Wenn eine Witwe bei den Gesippen ihres verstorbenen Mannes schon dadurch Anstoß erregen konnte, daß sie sich der

alten barbarischen Sitte der Selbstopferung entschlug, wieviel tiefer mußten sich diese durch ihre Wiederverheiratung beleidigt fühlen! Tacitus bezeugt denn auch ausdrücklich, daß bei einzelnen germanischen Stämmen die Frau „den Witwenstuhl nicht verrücken" durfte, d. h. daß ihr eine zweite Ehe untersagt war. Die Richtigkeit dieser Angabe bestätigen gewisse Bestimmungen des alten Volksrechts der Salfranken. Danach muß die Witwenehe — und nur diese — an der Dingstätte (vor Gericht) abgeschlossen werden. Weil sie eben der älteren strengen Rechtsauffassung widerspricht, mithin eigentlich eine strafbare Ehe ist, muß sich mit ihr (wenigstens zum Schein!) das Gericht befassen. Wer die Witwe ehelicht, muß ihren Blutsfreunden, deren Sippenehre sie durch ihre Wiedervermählung bloßstellt, eine bestimmte Buße zahlen (Sohm). Das Verbot der Witwenehe tritt also in der fränkischen Zeit bereits in abgeschwächter Gestalt auf; nur eine Erschwerung derselben durch Scheingericht und Scheinbuße ist übrig geblieben. Was das Recht verstattete, hat die Volkssitte noch lange Zeit mißbilligt. Es galt durchaus für das Richtige, daß die Witwe ihren Witwenstuhl nicht verrücke. Das Verharren im Witwenstande, das ja ursprünglich durch die nämliche barbarische Rechtsanschauung gefordert ward wie die Witwenopferung, ist im Volksbewußtsein allmählich noch mehr als diese umgedeutet, es ist durch den sittlichen Gedanken der Gattentreue verklärt worden. Hier mag man sich erinnern, wie nur die heiße Sehnsucht nach Rache für den schmählich gemeuchelten Gatten Kriemhild zu einer zweiten Ehe zu bestimmen imstande ist.

Gar manche Züge des altgermanischen Familienrechts — darüber läßt sich nicht streiten — berühren uns seltsam, müssen uns roh und lieblos erscheinen, während andere uns anheimeln. Das Weib steht rechtlich noch auf einer niederen Stufe, das Recht gewährt ihr keine Stellung, die sich mit der des Mannes vergleichen ließe. Die Frau, welche die Ehe bricht, verfällt der schimpflichsten Strafe; ihr Gatte konnte nach damaliger Rechtsanschauung ihr gegenüber die Ehe gar nicht brechen. Mag er mit Mägden fleischliche Gemeinschaft pflegen und Kebsen halten, er ist rechtlich hierfür nicht strafbar. Wie verträgt sich nun aber die Härte des Gesetzes gegen das Weib mit jener Hochschätzung der Weiblichkeit, die Tacitus den Germanen nachrühmt? — Man muß sich vor allem erinnern, daß die Urzeit

ein Staatsleben wie das heutige nicht kennt. Innerhalb enger Schranken bewegte sich dazumal das Leben des Volkes. Es verlief in dem Bannkreise des Stammesstaates, der allmählich aus der Sippenverfassung erwuchs. Noch beschränkte die öffentliche Gewalt ihr Wirken auf das Gebiet des Heerwesens und der auswärtigen Politik, sowie auf gewisse Angelegenheiten der Rechtspflege. Im übrigen ruhten Bestand und Gedeihen des Staates auf dem festen Gefüge des Familienrechts, auf der straffen Rechtsordnung des Hauses. Hier nun tat ein Gewaltherr not, dessen Wink und Wille alles bedeutete, der alles Recht über die Hausgenossen in starker Hand vereinigt hielt. Dieser Alleinherr ist der Hausvater, der wehrhafte freie Mann. Nur wer Waffenschmuck trug, konnte in jenen kriegerischen Zeiten rechtsfähig sein. Der hausväterlichen Munt entwuchsen die Söhne, wenn ihnen Schild und Speer verliehen war. Das Weib ward niemals wehrfähig und blieb deshalb zeitlebens unselbständig. Es ist gelegentlich schon angedeutet worden, wie die Volkssitte die Strenge der Rechtsgewohnheit hier und da milderte. Schon zur Zeit der Völkerwanderung ist die rechtlich erlaubte Vielweiberei tatsächlich soweit geschwunden, daß sie fast nur noch bei Herrschern zu finden ist, und bei ihnen ist offenbar nicht Sinnlichkeit, sondern politische Erwägung der ausschlaggebende Grund für die Beibehaltung dieses barbarischen Brauches. Für die häufiger vorkommende Verbindung mit Beischläferinnen („Friedelehe") war nun freilich — abgesehen von dem Wunsche des in unfruchtbarer Ehe lebenden Mannes, Nachkommen zu zeugen — männliche Lüsternheit die Ursache. Allein, um dergleichen Verbindungen recht zu beurteilen, bedenke man, „daß auch die Kebsen noch einen festen, öffentlichen Grund unter sich hatten, und daß sich die dauernd, wenn auch nicht unlösbar verbundene Beischläferin von der öffentlichen Dirne durchaus unterschied." Nicht nur Tacitus, dem man mit einem Scheine des Rechts Voreingenommenheit für unsere Vorfahren vorwerfen möchte, auch spätere römische Schriftsteller, die mit ihrem Tadel den Barbaren gegenüber nicht zurückhalten, bezeugen doch, daß der germanische Begriff von Keuschheit gegen die sittlichen Begriffe der lasterhaften Römerwelt auf das grellste abstach, daß die Germanen feile Weiber unter sich nicht duldeten. Groß war bei den germanischen Völkern die Macht der Sitte; „gute Sitten gelten bei ihnen mehr als

anderwärts gute Gesetze", sagt Tacitus. Die Volkssitte milderte allüberall die Härten des Rechts. Kam in den Rechtsgewohnheiten der Gedanke der Wehrlosigkeit des weiblichen Geschlechts vielfach in einem ihm ungünstigen Sinne zum Ausdruck, so gab die sittliche Empfindung der Germanen dem Weibe einen Ehrenplatz. „Schon dem Heiden hat geahnt, wie vor Gott kein Unterschied des Geschlechts und des Standes sei, wie die beschränkenden Formen menschlicher Willkür brechen, wenn ein Hauch von oben sie berührt. Selbst der Heide mochte mit scheuem Staunen das Wunder verehren, das in der Geburt des Menschen sich ereignet" (Wackernagel). Übrigens kann man nur bei oberflächlicher und einseitiger Betrachtung übersehen, daß solche dem Weibe günstige Anschauungen im Recht selbst sich deutlich aussprechen. Neben den Rechtsgrundsätzen, welche die Frau fast als ein willenloses Sachgut des Mannes erscheinen lassen, begegnen solche, die von zarter Rücksichtnahme auf ihre Wehrlosigkeit und von tiefer Verehrung echter Weiblichkeit deutlich Zeugnis geben. Vor allem ist zu betonen, daß dem *Recht* des Mannes über das Weib eine ernste *Pflicht* entsprach. Der Muntwalt war für alle Handlungen und Vergehungen der seiner Munt unterworfenen Personen haftbar, und darum stand ihm über sie ein weitgehendes Züchtigungsrecht zu. Er war aber andererseits auch verpflichtet, seine Hausgenossen gegen alle Unbill zu schützen, und diese *Schutzpflicht* ist dem Germanen nicht minder heilig als sein *Herrenrecht*. Gerade die Hilfsbedürftigkeit des Weibes, die seine Rechtsunfähigkeit bedingt, erwirbt ihm die treue Neigung des Mannes; denn „je stolzer der Mann emporwuchs, desto mächtiger rührt ihn der Zauber holdbedürftiger Weiblichkeit". Der Schutz der Frauen erscheint in den alten Volksrechten als eine Ehrenpflicht aller Volksgenossen. Der schöne Rechtsgrundsatz eines mittelalterlichen Rechtsbuches, wonach die Frauen „alle Tage und alle Zeit an ihrem Leibe und Gute Frieden genießen", hat sicherlich schon in der Urzeit Geltung gehabt. Das alte fränkische Recht bestraft die Verletzung einer Frau dreimal höher als die eines Mannes. „Weil eine Frau sich nicht mit Waffen verteidigen kann," sagt das altbayrische Volksrecht, „so empfange sie doppelte Buße." Das Wergeld des Weibes, d. h. die für die Tötung eines Weibes an dessen Blutsfreunde zu entrichtende Buße, weist in manchen Volksrechten einen weit höheren

Betrag auf als das Wergeld des Mannes. Namentlich wird die Gebärfähige durch einen höheren Satz ausgezeichnet. Fast beschämend für unsere Zeit ist das Zartgefühl, womit die „Barbaren" jede Antastung des freigeborenen Weibes bestrafen, die als Versuch der Entehrung aufgefaßt werden konnte.

Ein schöner Zug des germanischen Volksgemüts offenbart sich auch in der Rücksicht auf Schwangere und Wöchnerinnen, welche zahlreiche Rechtsbräuche des Mittelalters bekunden, und die wir auch für die ältere Zeit vorauszusetzen berechtigt sind. Daß schwangeren Frauen höheres Wergeld zukam, erklärt sich daraus, daß das ungeborene Kind mit in Betracht kam. Damit dieses nicht zu Schaden komme, erhielt z. B. die schwangere Übeltäterin Aufschub ihrer Strafe. Eine unmittelbare Rücksichtnahme auf die Frau selbst aber enthalten jene Rechtssätze, wonach sie während der Schwangerschaft ihr Gelüste nach Obst, Gemüse, Fisch und Wildpret auf sonst unerlaubtem Wege ungerügt büßen durfte. Ähnliche Bestimmungen galten für Kindbetterinnen. Der fronende Ehemann, dem die Niederkunft seines Weibes gemeldet wird, darf seinen Herrendienst sofort verlassen, „die Pferde ausspannen und ziehen nach Hause und tun seiner Kindbetterin was zu gute, damit sie ihm seinen jungen Bauern desto besser säugen und erziehen könne." Der Hühnervogt, der bei der Aufhebung der Leib- und Zinshühner in ein Haus kommt, wo eine Sechswöchnerin innen ist, soll dem Huhn den Kopf abbrechen, um ihn dem Herrn als Wahrzeichen mitzunehmen, das Huhn aber soll er hinter sich werfen, daß es der Frau zu gute komme. — Mag auch die Fassung solcher Bestimmungen der mittelalterlichen Weistümer späteren Verhältnissen entsprechen, die Empfindung, die ihnen zu grunde liegt, ist sicher uralt.

Die Achtung und Schonung, die der Germane dem eigenen Weibe gegenüber walten ließ, bewies er nicht selten auch dem Weibe des Feindes. Zwar berichtet Procop von den Franken, daß sie bei ihrem Einfall in Italien im Jahre 539 n. Chr. „die gotischen Kinder und Weiber, deren sie habhaft wurden, schlachteten und ihre Leichen als Erstlingsopfer in den Posluß stürzten". Allein hier handelte es sich um ein heidnisch-barbarisches Opfer, bei dem die Rücksicht auf Menschlichkeit der Rücksicht auf die Götter wich. Bei den edleren Goten erregte die scheußliche Schlächterei des wilderen Frankenvolkes lähmendes

Grauen. Die oſtgotiſchen Helden und Könige haben im Kriege vielfach eine Menſchlichkeit gezeigt, die den Gegnern Bewunderung abnötigte. Der treffliche Totila pflegte den Römerfrauen, die in ſeine Hand fielen, Leben und Freiheit zu ſchenken. Einſt beſchuldigte ein Römer aus Calabrien einen durch Tapferkeit ausgezeichneten Gefolgsmann Totilas, daß er ihm ſeine (des Römers!) Tochter vergewaltigt habe, und der Gote war der Tat geſtändig. Da ließ ihn der König, ungerührt durch die Fürbitte ſeiner Getreuen, die den erprobten Kriegsmann begnadigt wünſchten, zum Tode führen und gab das Vermögen des Gerichteten dem entehrten Weibe. Ebenſo hochherzig zeigte ſich der Gotenheld bei der Einnahme Roms. „Er ſchützte alle Frauen vor Vergewaltigung, obgleich die Goten ſie zu Beiſchläferinnen begehrten. So hatte keine verheiratete Frau, keine Jungfrau, keine Witwe Gewalt an ihrem Leibe zu erleiden.“ Solche Geſinnung war keineswegs erſt eine Frucht des Chriſtentums. Schon der heidniſche Germane empfand eine heimliche Scheu davor, dem Feinde eine Schmach anzutun, die ihm ſelbſt unerträglich dünkte. Dem wilden Krieger, der dem Tode auf blutiger Walſtatt entgegenjauchzte, graute bei dem Gedanken, daß Unſieg die Frauen der Lüſternheit der Feinde preisgeben möchte; für beſonders heilig und unverbrüchlich galten ihm die Verträge, die unter Vergeiſelung edler Jungfrauen geſchloſſen waren.

Zieht man aus alledem das Ergebnis, ſo wird man ſagen müſſen, daß jene vielbeſprochene Behauptung des Tacitus, die unſeren Ahnen eine angeborene, tiefgewurzelte Achtung vor dem Weibe zuſchreibt, trotz aller ſcheinbar widerſprechenden Züge des altgermaniſchen Familienrechts durchaus gerechtfertigt iſt. Und dieſer Achtung entſprach die Lebenshaltung der germaniſchen Frau. Ihr Wirkungsbereich iſt das Haus. Mit dem Schlüſſelbunde empfängt ſie bei der Trauung die Schlüſſelgewalt, d. h. das Recht und die Pflicht, des Gatten Wirtſchaft wohl zu leiten. Die Hausarbeit und die Beſtellung des Feldgutes machen den Hauptinhalt ihres Daſeins aus. Unterſtützt wird ſie hierbei durch die Töchter, die minderjährigen Söhne und durch die unfreien Hausgenoſſen, die Knechte und Mägde. Der freie Mann fand, auch nachdem er zu ſeßhaftem, bäuerlichem Leben übergegangen war, an geregelter häuslicher Tätigkeit wenig Geſchmack. Rief ihn die Gauverſammlung ſeines

Stammes nicht zur Mahlstatt, damit er Recht finde oder mit den Volksgenossen zu fröhlicher Heerfahrt ausziehe, dann hing er den Freuden des Weidwerks nach, und wenn er mit seiner Jagdbeute die Küche seiner Hausfrau versorgt hatte, streckte er die mächtigen Glieder zur Ruhe auf die Bärenhaut, oder er sammelte um den Eichentisch seiner gastlichen Halle Freunde und Nachbarn zum Trunke. Wenn die Männer beim fröhlichen Gelage saßen, da trat wohl auch die Hausfrau in die Halle, den werten Gästen nach der Reihe das Methorn zu reichen. Hielt gar ein fahrender Sänger Einkehr und sang zur Harfe ein Lied von Siegvater Wotan oder dem riesenzermalmenden Donar, einen Sang vom kühnen Kampfe wagemutiger Männer, von sehnender Minne und sehrendem Leide, dann weilte die Frau im Kreise der Gäste und horchte andächtig den Worten des liederreichen Wanderers. Griffen die Männer zu den Würfeln, und ward der Lärm der Zecher lauter, dann ziemte ihr nicht länger zu bleiben; sie zog sich zurück. Wenn aber den Berauschten die Zornader schwoll und Waffenlärm sich vernehmen ließ, dann rief sie die Pflicht zurück, daß sie als Friedewirkerin ihres Amtes walte und Männermord verhüte. Dann galt es zu versuchen, was weibliches Zureden auf rauher Kämpfer Gemüt vermochte.

Je mehr der germanische Krieger zum Bauern ward, je mehr er sich der Bestellung der Ackerflur und der Zähmung seiner Haustiere widmete, desto inniger durchdrangen sich die Lebenskreise der Gatten. Die häusliche Tätigkeit der Frau*) drehte sich vorzugsweise um die Bereitung von Nahrung und Kleidung. Jene Ansicht, wonach die germanische Hausfrau der Sorge um die Küche enthoben gewesen wäre, ist irrig, weil sie auf einer einseitigen Betrachtung des vornehmen oder gar fürstlichen Haushalts beruht. Daß bei der Bereitung der Nahrung das unfreie Gesinde der Herrin zur Hand ging, ist selbstverständlich. Der Herd bildete auch in der Urzeit schon den Mittelpunkt für das Wirken der Hausfrau. Über ihm hing an einem Haken der Kessel. Bei Tage brannte das Herdfeuer ununterbrochen, bei Nacht deckte Asche die übrige Kohlenglut. Das Herdgerät bestand aus Rost, Dreifuß, Bratspieß und Koch-

*) Für das Folgende: Weinhold, Die deutschen Frauen im Mittelalter. 1897. Bd. II, 43 ff.

töpfen. Brot und Fleischkost waren neben dem beliebten Brei die Hauptnahrung. Mit der Handmühle zerquetschten die Mägde die Gersten- und Haferkörner, und die Hauswirtin bereitete aus den gemahlenen Körnern den dicken und rauhen, aber nahrhaften Mehlbrei. Aus ihm entstand allmählich das Brot, das ursprünglich nichts war als am Herde gerösteter Brei. Die Gewohnheit, das Fleisch roh zu genießen, war schon zu der Zeit, wo die Germanen in die Geschichte eintreten, im Schwinden begriffen. Man genoß das Fleisch gesotten oder am Spieße gebraten. Braten galt schon damals für das leckerere Mahl. Von den Haustieren wurden für gewöhnlich nur das Schwein und das Hausgeflügel (Hühner, seltener Gänse!) gegessen. Auch für Pferdefleisch hatte der Germane eine gewisse Vorliebe. Den Schweineschinken wußten die marsischen Weiber so trefflich zuzubereiten, daß er roh auf der Tafel des römischen Feinschmeckers als besonderer Leckerbissen geschätzt wurde. Den Hauptbeitrag an Fleisch zur Küche lieferte die Jagd. Die Kunst der Käsebereitung verstanden die Germanen schon sehr frühe. Allmählich lernte man auch Butter gewinnen. Selbstverständlich aß man auch Eier. Gemüse, Hülsenfrüchte und mancherlei Pflanzenkost gesellte sich zur Fleischnahrung. Berühmt waren die Rettiche und Rüben, die auf germanischem Boden wuchsen. Der Kaiser Tiberius ließ alljährlich eine größere Menge von Rüben, seiner Lieblingsspeise, aus Germanien kommen. Als Trank dienten außer saurer und süßer Milch Bier und Met. Das Brauen des Gerstensaftes war ebenfalls Sache der Weiber. Die gegorene Flüssigkeit wurde mit allerhand bitteren Kräutern versetzt, die die Stelle unseres Hopfens vertraten. Das feinere und vornehmere Getränk war der Met, ein Aufguß auf Honig, den die zahlreichen Bienenschwärme des Urwaldes in großen Mengen lieferten.

Nicht minder wichtig als die Sorge für des Leibes Nahrung war die Sorge für die Kleidung, die ebenfalls der Hausfrau oblag. Da jede germanische Haushaltung die gewerblichen Erzeugnisse, die sie brauchte, fast allein durch den Hausfleiß der Hausgenossen beschaffte, hat es in der Urzeit einen Handwerkerstand nicht gegeben.*) Von einem Weber, Schneider,

*) Vgl. Otto, Das deutsche Handwerk (14. Bändchen dieser Sammlung), S. 5 ff.

Schuhmacher, Kürſchner u. ſ. w. iſt nicht die Rede. Alle dieſe Handwerkstätigkeiten übte die Hausfrau. Die Landwirtſchaft gab den Flachs, die Schafzucht die Wolle, die Jagd die Felle, woraus die Gewandung gefertigt ward. Schon die Zurichtung dieſer Rohſtoffe beſorgte die Hausfrau mit ihren Töchtern und Mägden: die Bereitung des Flachſes, die Reinigung und das Kämmen der Wolle, das Gerben oder Geſchmeidigmachen der Felle. Das Spinnen war eine für die Germanin ſo bezeichnende Tätigkeit, daß die Spindel ebenſo für das Wahrzeichen des Weibes galt wie das Schwert für das des Mannes.

Zu den Obliegenheiten der Weiber gehörte auch das Weben. Die Gewebe aus germaniſcher Zeit, die uns der Zufall aufbewahrt hat, zeigen, daß die urſprüngliche Weberei dem Flechten nahe verwandt geweſen iſt. Der älteſte Webſtuhl war einem Flechtrahmen nicht unähnlich. Die Garnfäden der Kette oder des Zettels waren der Länge nach aufgeſpannt und wurden durch Gewichte ſtraff gehalten. Dieſe gleichlaufenden Fäden der Kette wurden nun der Quere nach von den ebenfalls parallelen Fäden des Einſchlags ſo gekreuzt, daß jeder Querfaden abwechſelnd über und unter einen Längsfaden zu liegen kam (Buſchau).

Verſchiedene Funde laſſen darauf ſchließen, daß auch das Stricken und Häkeln der germaniſchen Frau geläufig war. Strümpfe freilich hat ſie nicht geſtrickt, wohl aber Netze, namentlich Haar- und Fiſchnetze. Häkelnadeln, aus Knochen gefertigt, mit glattem Handgriff und feinem Haken hat man in Höhlen in ziemlicher Menge gefunden. Eine Durchbohrung am Griffende beweiſt, daß die Hausfrau eine ſolche Nadel gewöhnlich am Gürtel trug, um ſie jederzeit zur Hand zu haben. Wichtiger war die Fertigkeit im Nähen; denn aus den ſelbſterzeugten Leinen- und Wollſtoffen hatte die Hauswirtin mit ihren Gehilfinnen für ſämtliche Hausgenoſſen die Gewänder herzuſtellen. Sie bediente ſich hierbei einer beinernen Nadel. Die weibliche Tracht beſtand aus einem ziemlich anſchließenden leinenen Untergewande, welches die Arme und einen Teil der Schultern freiließ, und einem mantelartigen wollenen Obergewande, deſſen obere Endzipfel auf der Bruſt durch eine Gewandnadel (vgl. Abb. 1) oder durch einen Dorn zuſammengefaßt wurden. Um die Hüften ſchlang ſich ein aus Leder oder Stoff gefertigter Gürtel mit ehernem Gürtelblech und Haken. Der Gürtel war

wie das Obergewand mit allerlei Zierat behängt, mit radförmig durchbrochenen Metallſcheiben, Kettchen, Klapperblechen u. a. m. Den bloßen Arm ſchmückten Spangen („Baugen") (vgl. Abb. 2) aus Bronze oder Edelmetall, deren Schönheit uns von dem Geſchmacke unſerer Urmütter keine geringe Vorſtellung gibt. Den nackten Knöchel ſcheinen ähnliche Metallreife geziert zu haben. An den Fingern trug man Ringe von oft ſehr zierlicher und ſchöner Arbeit. Um den Hals hängte die Germanin gern ein Halsband von Bernſtein, Bronze, Glasfluß oder einen Goldreif, bisweilen auch halbkreisförmige Platten, die dachziegelartig übereinander gefügt waren. Das Haar der Jungfrau fiel frei oder in Zöpfen über Nacken und Schultern herab. Ehefrauen pflegten ihr Haar mit Hilfe von Kämmen aus Bronze oder aus Knochen, von Einſtechnadeln von oft ſehr hübſcher Arbeit, von einem Netz oder „Gebende" aufzuſtecken und zuſammenzuhalten. Später kamen auch Hauben auf; die Jungfrau, die ſich vermählte, kam dann „unter die Haube". Vornehme und fürſtliche Weiber trugen wohl auch einen koſtbaren, reichverzierten Stirnreif. Der der weiblichen Natur eigene Schönheitsſinn zeigt ſich in der Neigung, die Gewandung durch allerlei Webemuſter und Stickereien, durch Beſätze u. dgl. zu verſchönern. Das beſonders beliebte weißgebleichte Linnenkleid war am Saume mit einem purpurroten Streifen verziert. — Zur Kleidung des Nordländers gehört auch der Pelz. Die Jagd lieferte eine Menge brauchbarer Tierhäute. Sie wurden von den Frauen durch Schaben der Fleiſchſeite geſchmeidig gemacht und zu winterlichen Obergewändern für männliche und weibliche Hausgenoſſen verarbeitet. Solche Pelzgewänder wußte die Germanin durch einen Beſatz von andersfarbigem, koſtbarem Pelz hübſch zu verzieren. Sie war

Abb. 1.
Silberne Gewandnadel aus aleman. Grab.
(Otto, deutſches Handwerk. Tafel 1.)

Abb. 2.
Armring aus Erz (2/3) von Sylt.

Abb. 3. Germanin (Thusnelda).

aber auch der Gerber und der Schuhmacher ihres Hauses. Die Schuhe bestanden aus einem eigentümlich zugeschnittenen Stücke Leder, dessen Enden über dem Rist mit Lederriemen zusammengefaßt wurden. — Die Einfachheit der Bekleidung mußte den eigenen Reiz der germanischen Frau, die wir uns bildlichen und schriftlichen Denkmälern zufolge als eine schöne und achtunggebietende Erscheinung denken dürfen, eher heben als mindern. Hoher Wuchs, Kraftfülle des schlank gebauten Leibes, lichte, weiß-rosige Hautfarbe, helles Blauauge und reiches rötliches Goldhaar zeichnete sie vor der Frau des Südens aus. (Vgl. Abb. 3.)

Nicht nur für Nahrung und Kleidung, sondern auch für Heilung und Gesundung des Leibes zu sorgen, war Pflicht der Frau. In dem an kriegerischen Ereignissen so reichen Leben der Germanen hatte die Heilkunst, namentlich die Wundheilkunst große Bedeutung, und Frauen waren es, die sie vorzugsweise übten. Zur Zeit der großen Wanderungen, wo der Germane all seine Fahrhabe auf seinen Ochsenwagen zu laden pflegte, um mit seinen Volksgenossen in fernen Gegenden nährendes Acker- und Weideland zu suchen, begleiteten ihn natürlich Weib und Kind. Wo man Rast hielt, schlug man eine Wagenburg, indem man die aus starken Eichenbohlen gefügten Wagen mit ihren schweren Scheibenrädern zu einem weiten Kreise vereinigte. Nahte dann der Feind, und erhob sich Kriegslärm, dann verließ, was Stab und Stange tragen mochte, die Wagenburg, um in festgefügter keilförmiger Schlachtordnung, dem „Eberkopfe", seinen Mann zu stehen. Die Weiber mit den Unmündigen blieben zur Hut des Lagers zurück. Von hier aus ermunterten sie die Kämpfenden zur Ausdauer im grimmen Streit durch Wink, Scheltwort oder Heilruf. Ging der Kampf für die Ihrigen verloren, und drängte der Sieger an die Wagenburg, dann griffen sie selbst zur Axt, um ihm das Eindringen zu wehren. Schien alles verloren, dann gaben sie wohl ihren Kindern wie sich selber den Tod, um nicht in des lüsternen Siegers Gewalt zu fallen. War aber Siegvater Wotan den Ihrigen hold, dann eilte manch rüstiges Weib der Kämpferschar zu, um den Wunden Erquickung zu bieten. Sie wusch die Schrammen mit reinem, kaltem Wasser, schloß die klaffende Wunde mit Heilkraut, Salbe und Pflaster und verband sie kunstgerecht mit kühlendem Linnen. Einen heilkräftigen

Segen, wie ſie ihn von der Mutter gelernt, ſprach ſie über den wunden Mann, das Blut zu ſtillen. — Auch als die Germanen längſt ſeßhaft geworden waren, bot ſich den Frauen, die nun dem Gemahl nicht mehr auf dem Kriegspfade folgten, Gelegenheit genug, ihre Heilkunſt zu bewähren. Unter ihrer hingebenden Pflege gedieh mancher ſchwerwunde Gatte, Sohn und Bruder zu neuem Leben. Auch Krankheit und Siechtum ſuchte das germaniſche Weib auf ſeine Art von den Hausgenoſſen fernzuhalten. „Wie alle Völker auf einer gewiſſen Bildungsſtufe, halten auch die Germanen die Krankheiten für die Wirkung böſer übermenſchlicher Weſen oder erzürnter Götter. Es galt demnach, ſie durch Gebet und Opfer zu verſöhnen. Durch allerlei Sprüche und Segen, durch Anwendung von gottgeweihten Kräutern, durch ſinnbildliche Zeichen ſuchte man die Heilung zu erwirken" (Weinhold). Niemand war zu ſolch heilſamem Zauberwerk mehr berufen als die Frauen; denn „etwas Heiliges und Ahnungsvolles" erblickte ja der Germane in ihnen. Er betrachtete das Weib als ein bevorzugtes Werkzeug der göttlichen Offenbarung. Die trotzigen Männer, die ein Weib aus Königsgeſchlecht als Herrſcherin über ſich nicht dulden mochten, beugten den ſtolzen Nacken vor der nach ihrer Meinung gottbegnadeten Wahrſagerin. Solche „weiſe Frauen" haben auf ganze Völker zuweilen eine gewaltige Wirkung geübt. Bei manchen Stämmen ließ man die Hausmütter durch Los und Weisſagung entſcheiden, ob eine Schlacht zu wagen ſei. So erſcheinen denn vornehmlich die Weiber auch im Beſitze der Runenkunde; denn auch an den Runenzeichen haftete etwas wie Zauber und Geheimnis. Man ritzte ſie auf kleine Holzſtäbchen, die von einem fruchttragenden Baume genommen waren, vornehmlich von der Buche, woraus ſich unſere Bezeichnung „Buchſtab" erklärt. Dieſe mit Runen bezeichneten Zweiglein wurden von den Weibern zu Zwecken des Zaubers und der Weisſagung verwendet. Es galt, den gegriffenen Runen eine ſinnvolle Deutung zu geben. Runenkenntnis wird in der alten Sage manchem Weibe nachgerühmt, u. a. auch der gewaltigen Brünhild.

Während wir uns von den Pflichten, von der Wirkſamkeit der germaniſchen Frau ein ziemlich vollſtändiges Bild machen können, wiſſen wir von Vergnügungen gar wenig. Daß ſie ihr ſpärlich zugemeſſen waren, läßt das Maß ihrer ſchweren

Pflichten von vornherein vermuten. Indessen hat es an Kurzweil doch nicht ganz gefehlt. Die Gräberfunde haben gezeigt, daß sich schon in der Urzeit das germanische Mädchen an seiner Tocke (Puppe!) erfreute, daß ihm allerlei kleine Spielsachen wie Figürchen aus Ton in Tier- und Vogelgestalt, tönernen Rasseln u. dgl. zu Gebote standen. Unter den heranreifenden Mädchen und unter den Frauen waren Würfel- oder Knöchelspiel und Brettspiel schon in sehr alter Zeit beliebt. Das Knöcheln, wie es Frauen übten, muß des aufregenden Reizes entbehrt haben, den die Männer an ihm schätzten, wenn sie zuweilen Hab und Gut, Weib und Kind und eigene Freiheit beim Spiele einsetzten. Solch hohen Einsatz verbot dem Weibe schon seine rechtliche Stellung. — Tänze hat es in der ältesten Zeit schon gegeben. Der älteste Tanz war ein feierlich taktmäßiger Umgang und als solcher unzertrennlich von dem begleitenden Tanzliede oder dem „Leich". Mit jedem lyrischen Gedicht war die Melodie, waren die leiblichen Bewegungen des Tanzes unauflöslich verbunden. Wenn wir noch jetzt von Versfüßen reden, so liegt darin die Erinnerung an die Tatsache, daß die Verstakte dermaleinst Tanzschritte bezeichnet haben. Dieser alte Reigen war kein bloßes Mittel geselliger Unterhaltung, sondern zugleich eine gottesdienstliche Handlung. Den Göttern zu Ehren schritt man beim Osterfeuer, bei Osterfesten und Sonnwendfeiern zum Tanze, und den Takt gaben Lieder zum Lobe der waltenden Götter. Als dann mit der Einführung des Christentums die gottesdienstliche Bedeutung des Tanzes mehr und mehr erlosch, wurde er zu einer rein weltlichen Belustigung der fröhlichen Jugend beider Geschlechter, die sich jetzt im Reigen durcheinander mischten und ihn toller und ausgelassener gestalteten.

Stellung und Leben des germanischen Weibes, wie sie im vorstehenden geschildert sind, scheinen des romantischen Schimmers gänzlich zu entbehren. Es hieße indessen unrecht urteilen, wollte man dem Frauenleben der Urzeit alle Poesie absprechen. Die hehren Frauengestalten des heidnisch-germanischen Himmels warnen vor solch einseitigem Urteil, nicht minder die Fülle poetischer Anschauungen, welche sich in den Frauennamen der Urzeit offenbart. Von dem Herzens- und Liebesleben der Germanen möchten wir mehr wissen, als die Quellen, woraus wir schöpfen müssen, uns darbieten. Wir besitzen kein

Lied, das in die Helden- und Wanderzeit unſerer germaniſchen Vorfahren unmittelbar zurückreicht. Wie anders ſtünde es, wären uns jene heidniſchen Heldengeſänge aufbewahrt geblieben, die Karl der Große ſammeln ließ, und die ſein ſchwacher Sohn der Geiſtlichkeit geopfert hat! Freilich meint Weinhold, der gelehrteſte Kenner der altdeutſchen Frauenwelt: „Was wir romantiſche Liebesverhältniſſe nennen, ſetzt eine Verfeinerung des geſellſchaftlichen Lebens voraus, die unſeren älteſten hiſtoriſch erkennbaren Zeiten völlig fremd war.“ Aber „die uralte zeugende Weltkraft (der Liebe) war auch in der älteſten Zeit in den germaniſchen Männer- und Mädchenherzen heimiſch. Die Liebe entſprang in dem Buſen des Weibes, und der Mann empfängt ſie als eine Anerkennung ſeiner Tüchtigkeit, die er verdient hatte, und die er mit treuer Zuneigung vergalt.“ Beſäßen wir noch jene Lieder, die nach des Tacitus Zeugnis unſere Ahnen zum Lobe des Befreiers Armin ſangen, wir würden vielleicht von der Liebe zweier Heldenherzen erhebende Kunde haben; denn die lückenhafte proſaiſche Überlieferung läßt ahnen, daß in der Geſchichte Armins und ſeines Weibes Thusnelda, die er ihrem Vater Segeſt entführt hatte, ein Beiſpiel dafür vorliegt, daß die ſtärkſte und edelſte Leidenſchaft der Menſchenſeele, die Liebe des Mannes zum Weibe, auch jene Menſchen über die harten Schranken des Rechts hinwegriß, ſie Haß und Rache der durch Gewalttat verletzten Sippe trotzig ertragen ließ. Der Held, dem die deutſche Welt es dankt, daß ſie von Verwelſchung verſchont geblieben iſt, hat nach Tagen des Sieges und Ruhmes, nach Tagen ſonnigen Eheglückes an ſich die bittere Wahrheit erfahren, die der Nibelungendichter in die ſchlichten Worte faßt,

„daß Liebe mit Leide am Ende lohnen kann.“

2. Die fränkiſche Zeit.

Der gewaltige Umſchwung, den das Chriſtentum im Leben der Germanenvölker hervorgebracht hat, iſt auch für die Stellung der germaniſchen Frau bedeutſam geworden. Recht eigentümlich war ja die altchriſtliche Anſchauung vom Weſen und vom Werte des Weibes. Jener Zug der bibliſchen Überlieferung,

wonach Eva als die Urheberin des Sündenfalles, als die unheilſtiftende Verführerin des erſten Menſchen erſcheint, konnte auf die kirchliche Beurteilung des Weibes nicht günſtig einwirken. Durch das geſamte Mittelalter hindurch hat denn auch dem Weibe in den Augen ernſter, asketiſch gerichteter Chriſten etwas von dem Makel angehaftet, der das Bild der Stammutter des Menſchengeſchlechts trübt, und es iſt durchaus kein Zufall, wenn in den Wundergeſchichten eines Cäſarius von Heiſterbach der leidige Teufel ſeinem Opfer oft in der Geſtalt eines verführeriſchen Weibes naht. Bei vielen der unzähligen Teufelaustreibungen, denen wir in den Berichten ſo mancher mittelalterlichen Geſchichtſchreiber begegnen, ſpielt das Weib als Lieblingswohnung des Teufels eine große Rolle, und die Zahl der weiblichen Beſeſſenen, von denen erzählt wird, iſt jedenfalls größer als die der männlichen. Indeſſen haben fromme Männer ſich ſchon frühzeitig des beargwöhnten Weibes angenommen. Nach der Anſicht des heil. Ambroſius iſt zwar das Weib das Werkzeug der teufliſchen Verführungskunſt geweſen, die dem Menſchen das Paradies geraubt hat, allein ſie hat dieſe Schuld in der Folge dadurch reichlich geſühnt, daß ſie den gebar, der die Menſchen von den Folgen jenes Sündenfalles erlöſt hat. „Komm denn heran, Eva, die du nun Maria heißeſt, die du, ein Muſter der Jungfräulichkeit, uns einen Gott ſchenkeſt. Dieſer Gott hat nur eine Einzige heimgeſucht, aber er ruft zu ſich alle.“ Die Gottgebärerin alſo, die heilige Jungfrau, deren Bildnis ſchon in den früheſten Anfängen chriſtlicher Kunſt ſo bedeutſam hervortritt, hat wettgemacht, was Mutter Eva verſchuldet, ſie hat das Weib wieder zu Ehren gebracht.

Als das Chriſtentum zu den Germanenvölkern drang, fand es bei ihnen Züge, die der Marienverehrung entſchieden günſtig waren: eine hohe Wertſchätzung weiblicher Keuſchheit und eine tiefe Verehrung des ahnungsreichen, gottvertrauten Weſens wahrer Weiblichkeit. Allein gegen dieſe gemütlichen Züge ſtachen ſo manche Rechtsanſchauungen und Rechtsbräuche gar ſeltſam ab. Allzu einſeitig ſchätzte das kriegeriſche Geſchlecht der alten Heidenzeit des Mannes Kraft und Wehrhaftigkeit, als daß es das ſchwächere, wehrloſe Weib dem Manne rechtlich hätte gleich achten können. Der Frau ward als todeswürdiger Frevel angerechnet, was der Mann ſtraflos ſich erlaubte. Hier griff nun das Chriſtentum ausgleichend ein. „Die Heiden,“

sagt der heil. Hieronymus, „lassen der Lüsternheit der Männer die Zügel locker und bescheiden sich, ihnen den Ehebruch mit vermählten Weibern, sowie die Vergewaltigung freigeborener Jungfrauen zu wehren. Bei uns [Christen] verstattet man den Männern nicht, was man den Frauen verwehrt, und unter der Herrschaft einer und derselben Pflicht ist der Gehorsam der gleiche."

Diese ausgleichende Gerechtigkeit des Christentums ist unter den Ursachen, die die germanischen Frauen ihm geneigt machten, sicherlich nicht die geringste gewesen, und nicht nur in Gedanken und Worten, sondern auch durch die Tat haben sie sich der Kirche dankbar erwiesen. Dem stillen Einflusse des germanischen Weibes ist es vornehmlich zu danken, daß der trotzige Sinn der Germanen der frohen Botschaft vom Heilande der Menschheit so leicht und bald sich erschloß. Die Bekehrungsgeschichte so manches heidnischen Fürsten kann dafür Zeugnis geben. Wie bedeutsam tritt nicht der weibliche Einfluß bei jenem Vorgange von höchster weltgeschichtlicher Bedeutung, bei der Bekehrung des Frankenkönigs Chlodowech, hervor!

Chrodechilde, die Tochter des Burgunderkönigs Chilperich, hatte in früher Jugend durch ihres Oheims Gundobad blutige Gewalttat Vater und Mutter verloren. In einem einsamen Landhause wurde sie christlich erzogen. Sie wuchs zu blühender Schönheit heran, und der Ruf ihrer Schönheit und Tugenden drang bis zu dem jungen Frankenkönig Chlodowech, der bis in das Herz Galliens siegreich vorgedrungen war. Er wünscht sie sich zum Weibe und sendet insgeheim einen Boten an sie ab. Von ihm empfängt die Burgunderin Chlodowechs Ring, und sie gibt ihm den ihrigen mit dem Auftrag, er möge seinem Herrn empfehlen, sogleich um sie zu werben und sie nach Empfang des Jawortes alsbald abholen lassen. So geschieht's. Gundobad wagt dem gefährlichen Nachbar die Nichte nicht zu verweigern, obwohl er insgeheim ahnt, dieser möge in Chrodechildes Namen als Bluträcher gegen ihn auftreten. Er empfängt von den fränkischen Gesandten den Goldschilling und den Silberpfennig, den Scheinpreis, der die Stelle des Muntschatzes der Urzeit vertritt, und auf einem Ochsenwagen — nach altfränkischem Brauche — führen die Franken ihre künftige Gebieterin hinweg. Diese ahnt, daß den Oheim sein Jawort bald gereuen werde, sie schwingt sich mit ihren Begleitern aufs Roß und reitet mit verhängtem Zügel der Grenze zu. In der Tat

sendet der reumütige König den Flüchtigen eine Reiterschar nach. Da gebietet Chrodechilde, rechts und links vom Wege alle Häuser, Hütten, Wälder und Saaten anzuzünden. Als die Flammen lodern, flammt im Herzen der Christin der heidnische Haß des in seinen heiligsten Gefühlen verletzten germanischen Weibes furchtbar auf, und sie dankt Gott, daß er sie Rache üben läßt an dem Mörder der Ihrigen. Die Pflicht der Blutrache ist in dieser christlichen Königstochter wirksamer als das christliche Gebot der Feindesliebe. Noch 30 Jahre nach ihrer Gesippen Ermordung hat sie ihre Söhne nachmals zum Krieg gegen die Burgunder gehetzt, um ihres Herzens Rachedurst zu stillen. Und die nämliche Frau ließ es sich angelegen sein, unter Anleitung der katholischen Geistlichkeit den mächtigen Gemahl zu ihrem Glauben zu bekehren. Sie ließ sich durch anfängliche Mißerfolge darin nicht beirren. Sie ermüdete nicht, dem König vorzuhalten, daß er durch seinen Übertritt sich die Sympathien der Geistlichkeit und der römisch-keltischen Bevölkerung gewinnen würde, und wenn dieser sich gescheut hatte, durch seinen Abfall von den Germanengöttern die Treue seiner Franken aufs Spiel zu setzen, so überzeugte ihn die Not der Alemannenschlacht von der Machtlosigkeit seiner heidnischen Gottheiten und von dem Zweifel seines Volkes an deren Kraft. Er erinnerte sich des Rates seiner Königin, in diesem Kampfe mit den Heiden seine Waffen dem Christengotte zu weihen, um zu siegen, und er entschloß sich, dem Rate zu folgen. Dem Siege folgte seine Bekehrung. Was an diesem Berichte auch sagenhaft sein mag, es bleibt die Tatsache, daß dieses weltgeschichtliche Ereignis durch den kirchlichen Eifer, durch die Klugheit eines Weibes wesentlich verursacht ist. — Als Witwe hat sich Chrodechilde in der Einsamkeit Werken der Barmherzigkeit und Übungen der Andacht gewidmet. Nach ihres Sohnes Chlodomer Tode nahm sie sich der jungen Söhne desselben an. Diese ihres Thronrechts zu berauben, war aber der Wunsch ihrer Söhne Childebert und Chlothar. Sie sandten der Königin Schwert und Schere, sie möge für ihre Enkel wählen. Chrodechilde verstand diese Sprache. Noch einmal wallte ihr germanisches Blut wild auf, und der königliche Stolz trieb ihr die verhängnisvollen Worte auf die Lippen, lieber tot als geschoren*) wolle

*) D. h. regierungsunfähig.

sie die Knaben sehen, und die unglücklichen Kinder fielen unter dem Messer des Schlächters Chlothar.

Die Geschichte Chrodechildes zeigt deutlich, daß die Geistlichkeit in dem germanischen Weibe frühe eine wichtige Bundesgenossin gefunden hat. Bei der Bekehrung germanischer Völker vom Heidentum oder vom arianischen Ketzerglauben zum katholischen Bekenntnis finden wir fast allerwärts einflußreiche Frauen mit den Geistlichen im Bunde. Im Vertrauen auf solche oft bewährte Beihilfe wandte sich der Bischof Nicetius von Trier an Chlodoswintha, eine Enkelin Chlodowechs, mit der Mahnung, ihren Gemahl, den Langobardenkönig, vom Arianismus zu bekehren. Dem frommen Eifer einer klugen Frau, der Königin Theudelinde, der Freundin Gregors des Großen, hatte es denn auch wirklich die katholische Kirche zu danken, daß die langobardischen Ketzer ihren Glauben änderten.

Hand in Hand mit den Bemühungen für Ausbreitung und Befestigung des christlichen Glaubens gingen Betätigungen christlicher Liebe und asketischer Frömmigkeit. Auch hierin haben es die germanischen Frauen den Männern offenbar zuvorgetan. Das beste Zeugnis hierfür gibt die Lebensgeschichte der heiligen Radegunde.*) Sie war die Tochter des Thürings Berthar, den sein Bruder Irminfried umbrachte. An des grausamen Oheims Hofe wuchs das Mägdlein auf. Als dann Chlodowechs Söhne Theuderich und Chlothar sich zur Unterwerfung des Thüringerreiches verbanden, und Irminfried der Tücke seiner Besieger erlegen war, fiel Radegunde dem wilden Chlothar als Beute zu. Der Merowinger ließ das verwaiste Fürstenkind auf einem seiner fränkischen Meierhöfe auf das sorgfältigste erziehen, um es später als Gemahlin heimzuholen. Die Erziehung, welche Radegunde in Athies von geschickten Lehrmeistern empfing, war sehr verschieden von derjenigen, die damals germanischen Fürstentöchtern zu teil zu werden pflegte, sie glich vielmehr der Erziehung, die man den Töchtern der keltisch-römischen Senatorengeschlechter angedeihen ließ. Es war nicht nur eine Anweisung zur Leitung des Hauswesens, zum Spinnen und Weben, sondern ein Unterricht in feineren weiblichen Arbeiten und vor allem eine Einführung in das heilige und weltliche Schrifttum. Als sinniges und ge-

*) Für das Folgende vgl. Dantier, Les femmes dans la société chrétienne.

lehriges Kind fand sie Geschmack und Verständnis für lateinische Dichter. Andererseits zog sie die Lektüre der christlichen Erbauungsliteratur mächtig an. In ihr suchte sie Trost für den Verlust von Heimat und Familienglück. So wuchs sie zur blühenden Jungfrau heran, und König Chlothar, von den wilden Söhnen des grausamen Chlodowech der roheste und ausschweifendste, entführte sie ihrem einsamen Landsitz, um sie den vier Frauen, die er neben zahlreichen Kebsen besaß, als fünfte Königin zuzugesellen; denn gegen die altgermanische Gewohnheit, die auch dem Fürsten in der Regel nur eine rechtrechtmäßige Gemahlin gestattet, pflegten die Merowinger, ein Geschlecht von maßloser Lüsternheit, einen förmlichen Serail zu halten und auch Weiber niedrigster Abkunft zum Range von Königinnen zu erheben. Vergeblich hatte Radegunde sich der Notwendigkeit, das Lager des rohen Wüstlings zu teilen, durch die Flucht zu entziehen versucht. Die bittere Erinnerung, daß ihr nunmehriger Gatte ihre Gesippen erwürgt, daß er die Freiheit ihres Volkes vernichtet hatte, vergrößerte ihren Abscheu vor ihrer ehelichen Verbindung. Der König, den der Reiz ihrer Jugend mit sinnlicher Glut entzündete, bezeugte ihr seine Zuneigung in seiner barbarischen Weise, aber seine Geschenke und Liebkosungen vermochten die tiefe Abneigung dieses keuschen Frauenherzens ebensowenig zu überwinden, wie die Pracht und der Reichtum, die sie umgaben, die Erinnerung an vergangenes Leid zu tilgen imstande waren. Unverhohlen trug sie ihren Widerwillen gegen den Merowinger zur Schau, und ihre Sprödigkeit entlockte dem König einst die Äußerung, er habe sich einer Nonne vermählt. Nichts zeigt indessen Chlothars Neigung zu ihr deutlicher als die Tatsache, daß er sie im ganzen gewähren ließ. Der Meierhof, in dem sie auferzogen war, und den sie als Morgengabe erhalten hatte, wurde ein Spital für dürftige Frauen. Hier verrichtete Radegunde eigenhändig die niedrigsten Dienste. Den lärmenden Trinkgelagen und rohen Festlichkeiten des Merowingerhofes wußte sie sich zu entziehen, um in der Einsamkeit ihrer Gemächer ihre Lieblingslektüre aufzunehmen oder mit gebildeten Geistlichen ernste Gespräche zu führen oder sich frommen Übungen hinzugeben. Gar mancher Zug der kirchlichen Legende sucht sie als das Muster einer christlichen Asketin hinzustellen, aber die echten Züge dieses jungfräulich-herben germanischen Charakters leuchten durch

theologische Übermalung siegreich hindurch. Wenn sie allen Lockungen des Reichtums und der Macht gegenüber standhaft blieb, so hatte an dieser Standhaftigkeit ihr germanischer Trotz und ihr altheidnischer Familienhaß wohl nicht geringeren Anteil als ihre Frömmigkeit. Sie blieb bei aller christlichen Demut doch die Thüringerin, die Königstochter, und sie wußte ihres Herzens Wollen mit erstaunlicher Energie durchzusetzen.

Das mächtige Gefühl germanischer Sippentreue war es, das sie nach achtjähriger Ehe zum Entschluß brachte, sich auf ewig von dem verhaßten Gemahl zu trennen. Ihr Bruder, der einstmals mit ihr in Gefangenschaft geraten war, hatte Chlothars Argwohn erregt, und dieser ließ ihn durch gedungene Mörder niederstoßen. Das Band zu lösen, das sie an den ruchlosen Würger der Ihrigen knüpfte, war fortan Radegundes Dichten und Trachten. Bei der Ausführung dieses Planes bewährte sie eine Geistesgegenwart und Willenskraft, die einer Königin würdig waren. Sie begab sich nach Noyon zu dem frommen Bischof Medardus, legte auf dem Altar seiner Kirche ihr reiches Geschmeide, ihre mit Edelsteinen gezierte Krone, ihren goldenen Gürtel samt den purpurnen und goldenen Borten, die ihr Gewand schmückten, als Opfer für die Armen nieder und ließ sich zur Diakonin weihen. Nach verschiedenen vergeblichen Versuchen, ihrer wieder habhaft zu werden, erlaubte ihr der König schließlich, vor der Stadt Poitiers auf einem Gute, das er ihr geschenkt hatte, ein Frauenkloster zu bauen.

Damit beginnt ein neuer Abschnitt im Leben der merkwürdigen Frau. Was sie einst als Heimsteuer und Morgengabe empfangen hatte, wandte sie an ihre Stiftung. Unter der beratenden Beihilfe des Stadtbischofs errichtete sie eine Reihe von Gebäuden. Vor den Toren von Poitiers erhob sich bald die Klosterstadt mit Kirche, Kreuzgängen, Bädern, Gärten, von einer mit stattlichen Türmen versehenen starken Mauer umschlossen. Im Jahre 550 fand die Einweihung statt. In dem neuen Kloster herrschte ein stilles und strenges Klosterleben, gemildert durch ein gewisses berechtigtes Behagen, wie es den geistigen Bedürfnissen und den Gewohnheiten einer vornehmen und zivilisierten Welt entsprach. Sofern ihre Zeit nicht durch die vorgeschriebenen Andachtsübungen in Anspruch genommen war, beschäftigten sich die Klosterfrauen mit der Lektüre heiliger Schriften, mit wissenschaftlichen Studien, mit dem Abschreiben

von Handschriften, mit Stickereien und Nähwerk. Den Genuß von Fleisch und Wein untersagte die Regel. „Dagegen gestattete sie gewisse weltliche Annehmlichkeiten und sogar Vergnügungen, die geeignet waren, den Geist zu unterhalten und die Gesundheit zu fördern. Bischöfe, Geistliche und Laien, die ihre Sitten und ihre Bildung empfahl, konnten in das Innere des Klosters, zur Äbtissin und den übrigen Würdenträgerinnen der Gemeinschaft Zutritt erhalten, und diese erwiesen ihnen mit feinem Anstand die Dienste klösterlicher Gastfreundschaft" (Dantier). Zuweilen wurden solchen Gästen zu Ehren Gastmähler veranstaltet, denen die Nonnen beiwohnten, ohne daran teilzunehmen. Zu gewissen Zeiten versammelte sich im Kloster eine größere Gesellschaft, und es wurden dramatische Stücke gegeben, deren Stoffe der heiligen Schrift oder den Heiligenleben entnommen waren. Indessen wußte Radegunde als Stifterin und erste Äbtissin die Klosterzucht aufrecht zu erhalten und gab selbst in Demut und Verleugnung des Eigenwillens ein leuchtendes Beispiel. Als sie ihre Schöpfung gesichert sah, übergab sie die Leitung des Gotteshauses ihrer vertrauten Schülerin Agnes und leistete der Nachfolgerin wie alle übrigen Nonnen Gehorsam. Auch nach ihrem Rücktritt von der Stellung einer Oberin blieb ihr persönlicher Einfluß begreiflicherweise sehr bedeutend. Groß muß namentlich ihre seelsorgerische Wirkung gewesen sein. „Wenn sie mit uns sprach," so berichtet eine ihrer Klosterschwestern, „bewunderten wir an ihr ihr Wissen und ihre Frömmigkeit, ihren persönlichen Zauber, die Schönheit ihres Angesichts und jene unvergleichliche Sanftmut, die sie vor allen auszeichnete."

Von den Männern, die als Gäste in dem Heiligkreuzkloster Einkehr hielten, hat keiner den Zauber ihres Wesens stärker verspürt als der italische Dichter Venantius Fortunatus, den seine Wanderfahrten durch Gallien auch nach Poitiers führten, wo er Radegundes Freundschaft erwarb und, durch sie festgebannt, eine neue Heimat gewann. Die Vorliebe für kunstreiche Rede und anregende Unterhaltung war der geistreichen Frau anerzogen, und diese Vorliebe ließ sie über die Charaktermängel des weltgewandten Italieners, der selbst eine Fredegunde mit schwülstigen Versen zu feiern und das Bild eines Chilperich mit seinen Redeblumen zu bekränzen kein Bedenken trug, hinwegsehen. Ein reger geistiger Verkehr entspann sich zwischen dem Dichter und den vertrauten Klosterschwestern Rade-

gunde und Agnes. So innig erschien der bösen Welt dieser Umgang, daß Fortunatus es angezeigt fand, sich in einem poetischen Briefe an Agnes gegen den Vorwurf zu verteidigen, als sei er ihr mit anderer als brüderlicher Liebe zugetan. Die gereimten Dankschreiben und Briefchen, die dem gewandten Versemacher aus der Feder flossen, kommen in der Tat bisweilen Liebesbriefen recht nahe, und ihr inniger Ton scheint einer wahren Empfindung zu entquellen, die wir in den meisten seiner gemachten rhetorischen Lobhudeleien vergeblich suchen. Mit feiner Selbstironie dankt er den Freundinnen für die mannigfachen Leckerbissen, womit sie als rechte deutsche Hausfrauen ihn, den Feinschmecker, bedenken, der trotz der in Poitiers angenommenen priesterlichen Würde ein rechtes Weltkind geblieben ist. Seine höfischen Galanterien und Scherzreden durchbricht oft genug ein Ausdruck warmer Verehrung, und wenn er die Fastenzeit, während welcher die „Mutter" Radegunde sich einzuschließen pflegte, als die traurige Zeit beklagt, wo seine Lebenssonne sich ihm verhülle, so dürfen wir darin einen wahren Herzenserguß vermuten. Wie sehr sich aber Venantius Fortunatus in das Fühlen und Denken der seltenen Frau hineingelebt hat, beweist jene empfindungsvolle Elegie, die er in Radegundes Namen an ihren in Byzanz lebenden Vetter Amalafried richtet. Hier findet die germanische Sippentreue und die tiefe Sehnsucht des vielgeprüften deutschen Weibes einen so reinen und starken Ausdruck, daß man dieses Gedicht Radegunden selber hat zuschreiben wollen. Sicher ist, daß aus dieser Elegie uns der Hauch von Radegundes innerster Empfindung entgegenweht. „Im Eingang gedenkt sie des schrecklichen Tages, wo die stolze Königsburg ihrer Ahnen in Flammen aufging, die mit Gold geschmückten Zinnen im Feuer erglühend, die Frauen mit zerrauften Haaren gefesselt in die Gefangenschaft geschleppt, aus ihren Armen die Kinder gerissen" (Ebert). Dann wendet sie sich voll tiefer Wehmut an den geliebten fernen Verwandten: „Du, Amalafried, meines Oheims edler Sohn, fehrt dir nicht Sorge um mich den Sinn? Weißt du nicht mehr, was in früheren Tagen Radegunde dir war, wie zärtlich das Herz zu mir dich zog, und wie du an Vaters Statt mir standest, des verlornen, an der Mutter, des Bruders, der Schwester Statt? Eine Stunde nur dein zu darben, dünkte einst mir Ewigkeit; und jetzt? Es fließen Jahre dahin, daß kein

Wort von dir mir ward. — Uns Augenblicke zu meiden, wie war es uns mühſam! Nun trennt die Vertrauten die weite Welt. Wo weilſt du, Geſpiele? Ich frage den ſauſenden Wind, die wandernde Wolke. Ach! daß ein Vogel käme, mir Kunde zu bringen von dir! Wenn nicht des heiligen Hauſes Gehege mich hielte, wie hurtig eilt' ich zu dir! Mitten im Winter, müßt' es ſein, macht' ich mich auf und führ' übers ſtürmiſche Meer. Was den Schiffer zu wagen ſchaudert, ich wollt' es nicht ſcheuen, ich, die dich liebt. Und zerſchellte, vom Sturme geſcheucht, mein Schiff, ich faßt' eine Planke, daß des Fahrzeugs Trümmer mich trügen zu dir. Und brächte kein Brett mir die Woge, ſo wollt' ich durchſchwimmen den Schwall, wenn auch ſchwindelnd der Matten die Sinne ſchwankten. Fänd' ich dich dann, die Gefahren der Fahrt wollt' ich dir hehlen. Sänk' ich hinab in die See, im Sande grübſt du ein Grab mir, der geliebten Leiche ein Lager, mit Tränen der Trauer zu Grabe trügſt du die Tote, der der Lebenden Leid du zu lindern verſchmähſt." — Wer kann dies Gedicht des lateiniſchen Dichters leſen, ohne im Innerſten ergriffen zu werden von der Seelengröße und edlen Leidenſchaft des deutſchen Weibes, dem er ſeine Worte leiht? Auch Amalafrieds Tod hat ſie erlebt und betrauert. Sie ſelbſt ſtarb im Jahre 587 und ward von dem trefflichen Biſchof Gregor von Tours, dem vorzüglichſten Geſchichtſchreiber der Merowingerzeit, beſtattet.

Die herrliche Frau, in der ſich germaniſches Gemüt, fürſtliche Hoheit und chriſtlich demütiger Sinn zu einer ſo wunderbaren Perſönlichkeit vereinigen, hat jenen blutigen inneren Zwiſt des Merowingergeſchlechts noch geſehen, der uns das germaniſche Weib in ſeiner furchtbaren Verwilderung zeigt, und den ſie beizulegen redlich bemüht geweſen iſt, den Streit der Königinnen Brunichilde und Fredegunde. Die eine, die ſchöne und ſtolze Tochter des Weſtgotenkönigs Athanagild, war die Gemahlin König Sigiberts von Auſtraſien, die andere das Kebsweib König Chilperichs von Neuſtrien, eine gemeine Buhlerin von niederer Abkunft. Sie brachte den Wüſtling Chilperich dahin, daß er ſeine rechtmäßige Gattin Galſwintha, Brunichildes Schweſter, ermorden ließ, um ſie, die Dirne, zum Range einer Königin zu erheben. Da tritt, die Bruſt von tödlichem Haß erfüllt, die ſtolze Gotin als Bluträcherin der erwürgten Schweſter in die Schranken. Der germaniſch-heidniſche Rachedurſt, den einſt

Chrodechilde ſelbſt nicht hatte verleugnen können, wird in der auſtraſiſchen Königin zur alles verzehrenden Leidenſchaft und verwandelt dies von Haus aus edelgeartete Weib in eine wilde Furie. Bei allen den Greueln aber, die ſie geübt hat, um die ihrer Sippe zugefügte Schmach, um die Ermordung ihrer Schweſter, ihres Gemahls und anderer teuerer Blutsfreunde zu rächen, iſt ihr ein Zug der Größe nicht abzuſprechen. Fredegunde aber zeigt ſich in nichts groß als in der Gemeinheit, eine Dirne durch und durch.

Überhaupt zeigt das Beiſpiel dieſer buhlenden, hadernden und meuchelnden Königinnen, daß die fränkiſchen Weiber von der Verwilderung und ſittlichen Verderbnis nicht freigeblieben ſind, welche die Männer der Merowingerzeit kennzeichnen. Vor Entartung hat das Geſchlecht jener Tage die Annahme des Chriſtentums keineswegs geſchützt. Die keltiſch-römiſche Bevölkerung Galliens war zwar, als Chlodowech ihr ſein Joch aufzwang, dem chriſtlich-katholiſchen Bekenntnis längſt zugetan, aber wie äußerlich war doch dieſes Chriſtentum geworden! Die Erhebung des Chriſtenglaubens zur Staatsreligion des Römerreiches iſt gewiß für die Erfüllung des weltgeſchichtlichen Berufes des Evangeliums von ungeheuerer Bedeutung geweſen; ebenſo gewiß aber hat ſie einer Verweltlichung des Chriſtentums, einer Trübung ſeiner urſprünglichen Reinheit mächtigen Vorſchub geleiſtet. Dieſe veräußerlichte Religion hatte die heidniſche Sinnlichkeit und Genußſucht der römiſchen Welt nicht niederzuzwingen vermocht. So wurden denn jene romaniſierten Kelten für das rohe Königsgeſchlecht der Merowinger und für ihr wildes Gefolge ſchlimme Lehrmeiſter. Nicht als ob es unter den Unterworfenen an echten Chriſten, an Muſterbildern chriſtlicher Sitte ganz gefehlt hätte. Vor ſolch einſeitiger Beurteilung warnt die ſtattliche Reihe frommer Männer, namentlich frommer Biſchöfe der galliſchen Kirche. Der Geſamtcharakter der keltoromaniſchen Bevölkerung jedoch war nicht dazu angetan, auf die ſittliche Haltung der Eroberer veredelnd zu wirken. Es bewährt ſich bei der Verſchmelzung der Franken und Keltoromanen zu einem Volkstum der geſchichtliche Erfahrungsſatz, daß das Bekanntwerden eines Naturvolkes mit einer überlegenen Kultur zunächſt verwirrend, ja ſchädigend wirkt, daß es die Fehler und Laſter des mit ihm in Verbindung tretenden Kulturvolkes annimmt, bevor es dazu gelangt, ſich deſſen Vorzüge anzueignen, und daß ſo die Kultur ihren ſegensreichen Einfluß nicht alsbald, ſondern erſt allmählich erweiſt.

Die ſittliche Verirrung der Franken während der Merowingerzeit zeigt ſich nirgend deutlicher als in dem Verhältnis des Mannes zum Weibe. Gerade in dieſer Beziehung konnten die Eroberer von den Unterworfenen nur Schlimmes lernen. Von jener Verehrung und von dem Zartſinne, womit der Germane der Urzeit der Frau zu begegnen pflegte, iſt bei den Merowingern und ihrem Adel wenig mehr zu ſpüren. Die Heilighaltung des ehelichen Verhältniſſes, welche zu jener Zeit römiſche Schriftſteller noch an den Goten bewundern, iſt unter den vornehmen Franken, namentlich in dem Königsgeſchlecht, erſtorben. Daß im Frankenvolke trotz der Verderbnis der Vornehmen eine ſtrengere Auffaſſung von der Unverbrüchlichkeit des Verlöbniſſes und der Ehe ſich behauptete, zeigt die Tatſache, daß König Theuderich, der um der buhleriſchen Gemeinſchaft mit einer Kebſe willen ſich weigerte, die ihm verlobte langobardiſche Königstochter Wiſigarde heimzuholen, durch die Vorwürfe ſeiner Franken genötigt ward, jene Beiſchläferin zu verſtoßen und die verheißene Ehe mit der Langobardin zu vollziehen. Schon die Geſchichte der heil. Radegunde hat uns gezeigt, wie das Familienleben an den Merowingerhöfen durch die Unſitte der Vielweiberei und durch Dirnenwirtſchaft vergiftet war. Die Königshöfe waren Schauplatz eines wilden Haders der königlichen Gemahlinnen und Beiſchläferinnen, die eiferſüchtig um Vorrang, Macht und Einfluß ſtritten. Edle und zarte Frauennaturen wie die gotiſche Galſwintha, die der Gewalt nicht mit Gewalt, der Tücke nicht mit Tücke zu begegnen wußten, fielen als blutige Opfer der Eiferſucht ihrer Nebenbuhlerinnen. Nur diejenige Frau vermochte ſich zu behaupten, die es an Gewalttätigkeit, Liſt und Gewiſſenloſigkeit mit den Männern aufnehmen konnte. Eine ſolche wußte die ihr als Hausfrau zukommende Schlüſſelgewalt im Königshauſe nicht ſelten derart auszubeuten und zu erweitern, daß ihr ein maßgebender politiſcher Einfluß, ja, wenn ſie ſich als Vormünderin jugendlicher Söhne und Enkel aufſpielen konnte, die Herrſchaft zufiel. Im politiſchen Ränkeſpiel ging dann der letzte Reſt der Weiblichkeit verloren. Herrſchaft, Habgier, Wolluſt, jene drei verzehrenden Leidenſchaften, welche für die Männerwelt jener Tage bezeichnend ſind, ſie haben auch das Weib der Merowingerzeit nicht ſelten beherrſcht und das Familienleben zerſtört. Deuteria, die Kebſe Theudeberts, bringt ihre eigene Tochter um aus Furcht,

Digitized by Google

der König möchte an den Reizen des aufblühenden Mädchens Gefallen finden und ſie um ihrer Tochter willen verſtoßen. Fredegunde tauſcht mit der Tochter gemeine Schimpfworte und Fauſtſchläge. Selbſt die guten und natürlichen Regungen des Herzens werden dieſen Weibern oft zum Fluche. Stirbt ihnen ein Kind, ſo ſchreiben ſie in ihrem mütterlichen Schmerze den Verluſt der Wirkung eines ſchlimmen Zaubers zu, und die blutige Verfolgung von angeblichen Hexen und Zauberern iſt das Ergebnis ihrer Trauer. Auf ihrem Totenbette richtet die Königin Auſtrechilde an ihren Gemahl die Bitte, er möge nach ihrem Tode doch ihre beiden Ärzte hinrichten laſſen, damit die Geſippen derjenigen, die ihren Tod verſchuldet hätten, in gleiche Trauer verſetzt würden wie die ihrigen, und der „gute König Gutram" verfuhr nach ihrem Wunſche. Der altheidniſche Gedanke blutiger Vergeltung lebt auch in dieſen chriſtlichen Frauen, nur daß er ſich hinterliſtiger, tückiſcher und grauſamer äußert als in der Heidenzeit. Selbſt der Friede des Kloſters vermochte die wilde Leidenſchaftlichkeit dieſes Frauengeſchlechts nicht zu zähmen. Das zeigt der berüchtigte Nonnenaufruhr im Heiligkreuzkloſter von Poitiers, der Stiftung der heiligen Radegunde. Auch hier treten zwei Töchter des Merowingerhauſes beſonders hervor.

„Es lebte nämlich in dieſem Kloſter Chrodield, die ſich Tochter des Königs Charibert nannte, in offenem Zwiſt mit der Äbtiſſin Leubvera und verabredete mit etwa vierzig anderen Nonnen den Plan, dieſe durch Anſchuldigungen zu verdrängen, um ſelbſt an ihre Stelle zu kommen. Sie gingen im Jahre 589 nach Tours, wo Chrodield vor dem Biſchof Gregor erſchien, ihre Gefährtinnen ſeiner Obhut anzuvertrauen, während ſie zu den Königen reiſen wolle, um ihnen ihre Klagen vorzutragen. Vergebens las Gregor ihr einen Beſchluß der Biſchöfe vor, welcher Nonnen, die das Kloſter verlaſſen würden, mit dem Banne bedrohte; ſie ging an den Hof Gutrams und bewog dieſen, einige Biſchöfe mit der Unterſuchung der vorgebrachten Klagen zu beauftragen. Indes führten die ausgewanderten Nonnen das zügelloſeſte Leben; mehrere von ihnen heirateten, und da ſie von dem niedergeſetzten biſchöflichen Gericht hörten, gingen ſie nach Poitiers, um ſich den Maßregeln, die man gegen ſie treffen würde, mit Hilfe einer Bande von Böſewichtern gewaltſam zu widerſetzen. Die Biſchöfe kamen und exkommunizierten

die Ungehorsamen, wurden aber von jener Bande in einer Kirche so mißhandelt, daß sie Poitiers in eiliger Flucht verließen, um ihr Leben zu retten. Chrodield stand jetzt mit ihrer Muhme Basina, einer Tochter Chilperichs, an der Spitze einer förmlichen Nonnenrebellion. Vergebens schickte Childebert den Priester Theutarius, sie zu begütigen. Sie weigerten sich beharrlich, vor ihm zu erscheinen, bis der Bann von ihnen genommen sei. Die Nonnen zerstreuten sich zwar, aber der Mörderhaufen blieb vereinigt. Durch ihn ließ Chrodield die Äbtissin unter schrecklichen Mißhandlungen aus der Kirche schleppen und andere arge Frevel begehen. Darüber fingen die Diener der Äbtissin an, sich jenen gewaltsam zu widersetzen, Poitiers ward mit blutigen Händeln erfüllt. Es verging, sagt Gregor*), fast kein Tag ohne eine Mordtat, keine Stunde ohne Zwist, kein Augenblick ohne Tränen. — Auch diesen Freveln meinten [die Könige] Childebert und Guntram durch einen aus Bischöfen beider Reiche bestehenden Ausschuß, den sie zur Untersuchung des Streites ernannten, ein Ziel setzen zu können; aber Gregor, der Mitglied sein sollte, glaubte mit Recht, daß weltliche Macht vorher einschreiten müsse, um den Aufruhr zu stillen, und weigerte sich daher, nach Poitiers zu gehen, bis dies geschehen sei. Dazu bekam denn auch nun der dortige Graf Macco den Auftrag. Chrodield befahl zwar den Ihrigen, sich zu widersetzen, Macco griff aber das Kloster mit Bewaffneten an und überwältigte die Bande. Nun kamen die Bischöfe und hörten Chrodields Klagen gegen die Äbtissin an; sie wurden aber sämtlich unbedeutend und unerwiesen befunden, die Äbtissin daher wieder eingesetzt und die aufrührerischen Nonnen solange mit dem Banne belegt, bis sie hinreichende Buße getan haben würden. Auf einer Synode, die Childebert im nächsten Jahre (590) zu Metz versammelt hatte, warf sich Basina vor den Bischöfen nieder, bat um Verzeihung und gelobte, ins Kloster zurückzukehren, Chrodield aber beharrte darauf, nicht hineinzugehen, solange die Äbtissin darin bleiben würde. Dieser Trotz wurde durch das Ansehen des Königs unterstützt. Auf seine Bitte wurde beiden die Strafe erlassen" (Löbell). — Man sieht, die Töchter des Merowingerhauses wußten von sich

*) Gregor, Bischof von Tours, der Geschichtschreiber, dessen berühmtem Werke wir die Kenntnis der Vorgänge verdanken, und der in dem Handel selbst tätig war.

reden zu machen. Nicht in stiller Genügsamkeit und häuslicher Tätigkeit lebten sie dahin wie die Frauen der heidnischen Vorzeit; sie gewannen auf die Geschicke der Könige und des Staates unmittelbaren Einfluß. Aber um welchen Preis! Dieses stürmische, leidenschaftliche Hinausstreben aus den Schranken des Rechts, der Sitte und der weiblichen Natur brachte sie um Scham, Treue und Tugend.

Daß die Eroberer Galliens in Wollust, Blut und Greueln, in den Lüsten und Lastern dieser schrecklichen Zeit nicht ganz verkamen, hat seinen Hauptgrund in der stetigen und lebendigen Berührung mit ihren noch unvermischten Stammesbrüdern. Denn nicht alle Söhne des mächtigen Frankenstammes hatten sich auf gallischem Boden angesiedelt. Ein großer Teil der Volksgenossen war auf dem Boden unseres Vaterlandes zurückgeblieben, und von hier strömte den Bewohnern Frankreichs beständig frisches, unverdorbenes Blut zu. Von hier entsprang auch das Heldengeschlecht, dem bestimmt war, der entnervten Merowinger königliches Erbe anzutreten, das deutsch-fränkische Geschlecht der Karolinger.

Der größte Mann seines erlauchten Stammes und zugleich einer der gewaltigsten Persönlichkeiten aller Zeiten und Völker ist Karl der Große. In seiner ganzen Art offenbart sich das sieghafte Durchdringen einer christlichen Weltanschauung und der Sieg des tüchtigen germanischen Wesens über die Wirrnis und Verderbnis der merowingischen Übergangszeit. Damit soll freilich nicht gesagt sein, daß diese erhabene Herrschergestalt völlig rein und makellos dastehe. Karl hat sich im Zorne zu mancher harten, ja grausamen Tat hinreißen lassen, aber er war frei von niedriger Habsucht und Blutgier. Wie allen Gliedern seines Geschlechts, war auch ihm ein starker Zug derber Sinnlichkeit eigen. Sein Verhältnis zu den Frauen ist daher nicht über jeden Tadel erhaben. In hohen Ehren hielt er seine Mutter Bertrada, welche die Sage als die fleißige Spinnerin verherrlicht hat. In seinem ehelichen Leben ist er von harter Willkür und derbsinnlicher Auffassung des Eheverhältnisses nicht freizusprechen. Von seiner ersten Gattin, der Frankin Himiltrud, ließ er sich scheiden, weil sie ihm angeblich nicht ebenbürtig war. Er heiratete hierauf, dem Rat seiner Mutter folgend, die Tochter des Langobardenkönigs. Aber auch sie hat er schon nach einem Jahre verstoßen. Mit seiner dritten

Frau, der ſchwäbiſchen Hildegard, ſcheint ihn ein inniges Verhältnis verbunden zu haben. Nach ihrem frühen Tode ehelichte er Faſtrada, ein Weib von harter und, wie es ſcheint, herriſcher Gemütsart, die einzige unter ſeinen Frauen, die politiſchen Einfluß erlangt hat. Als er ſie verlor, vermählte er ſich mit der ſchönen und gütigen Liutgard, die ebenfalls vor ihm ſtarb. Von da ab iſt Karl Witwer geblieben, hat aber als ſolcher noch vier Kebsweibern ſeine Huld geſchenkt.

Von dem Frauenleben an Karls Hofe wird uns manches Anziehende berichtet. Vieles davon erinnert an die ſchlichte alte Sitte der urzeitlichen Frauenwelt. Die zahlreichen Töchter des Königs und Kaiſers ſpinnen und weben, üben ſich fleißig in allerlei Handarbeit. Der königliche Vater ſoll ſogar ausſchließlich Kleider getragen haben, deren Stoffe die Töchter gewoben hatten. Eins aber zeichnet dieſe fränkiſchen Königstöchter vor den früheren edeln Jungfrauen germaniſchen Stammes aus, ihre Bildung. Das Wiſſen der heidniſchen Frau hatte ſich auf die Bekanntſchaft mit Runenzauber und Heilkunſt beſchränkt. Die Töchter Karls hingegen genießen einen regelrechten wiſſenſchaftlichen Unterricht, der ſie in das antike und chriſtliche Schrifttum einführt. Dieſe Bildung hat übrigens dieſe Prinzeſſinnen vor ſittlichen Verirrungen nicht geſchützt, deren Gefahr Karl dadurch ſelbſt heraufbeſchwor, daß er ſich nicht entſchließen konnte, ſie zu verheiraten, da er ſie nicht entbehren mochte. Rodtrud gebar einen Sohn, und ein Liebesverhältnis Berthas mit dem gelehrten Angilbert hat zur Entſtehung jener bekannten Sage von Eginhard und Emma Anlaß gegeben. Zwei Söhne ſind dieſem Liebesbunde entſproſſen. Gar ſchön und anmutig ſchildern uns die ſangeskundigen Freunde und Hofdichter des großen Königs die Haltung und Erſcheinung der königlichen Frauen: „Der Herrſcher reitet frühmorgens zur Jagd. Etwas ſpäter verläßt die hehre Königin ihr Gemach, Liutgard, Karls Gemahl, begleitet von einer großen Schar. Roſig ſchimmert ihr glänzender Hals unter dem Scheine des herrlichen Purpurs, der ihre Locken durchwindet und von ihren weißen Schläfen herabfällt. Goldene Franſen umſäumen das Purpurgewand. Ein Beryll ſtrahlt an ihrem Haupt. Ein goldenes Stirnband ſchmückt ſie, und den Hals ziert eine Kette edler Steine. Umgeben von einer Schar edler Jungfrauen ſchließt ſie ſich dem Zuge an und ſprengt einher auf ſtolzem Roſſe unter den

mutigen Helden des Reiches. Die übrige Jugend erwartet an der Tür des Königs Kinder . . . Nun folgt die leuchtende Schar der Töchter Karls. Allen voraus erglänzt Rodtrud auf flinkem Roſſe, das ſie als die erſte zu gemächlichem Schritte bändigen muß. Ihr blondes Gelock iſt durchflochten von amethyſtfarbenem Bande, und hell leuchtet ſie im Geſunkel edler Steine; denn ihr Haupt ziert eine goldene, perlengeſchmückte Krone, und eine Spange hält ihr herrliches Gewand zuſammen. Als die nächſte folgt Bertha im Kreiſe der Jungfrauen, an Stimme und männlichem Sinn, an Haltung und Antlitz dem Vater ähnlich. Ihr hohes Haupt trägt einen goldenen Stirnreif, und goldene Fäden durchziehen ihr helles Haar. Ihre Schultern umhüllt ein Hermelinpelz, und ihr Gewand glänzt von Edelgeſtein und Perlen. Giſela ſchließt ſich an, ſtrahlend in Schönheit, in prächtigem, von Purpurfäden durchwobenem Gewande. Im Kreiſe edler Jungfrauen tritt ſie aus der Pfalz. Geſchmückt mit Perlen und Edelſteinen folgt Rodheid. Von ihren Schultern flutet das ſeidene Kleid, und ihr ſchönes Haupt ziert die Perlenkrone. Nach ihr beſteigt Theoderada helleuchtenden Angeſichts, den Hals mit Smaragden geſchmückt und in herrliches Gewand gekleidet, das ſchneeweiße Roß. Den Reigen ſchließt Hiltrud. Inmitten des Zuges reitet die Jungfrau, den mutigen Zelter zügelnd“ (Erler). So teilen die königlichen Frauen mit den Männern die Freuden des edlen Weidwerks. Ein frohes Gelage beſchließt die Jagd, und Frauenſchönheit und -Anmut ſind ſeine beſte Würze.

Vergleicht man das Bild des Frauenlebens an Karls Hofe mit dem der Merowingerzeit, ſo gewahrt man einen erfreulichen Fortſchritt. Die wilde Zügelloſigkeit, die alle guten Regungen erſtickenden Leidenſchaften der Wolluſt, Habgier und Herrſchſucht ſind nahezu geſchwunden. In manchen Dingen iſt der gute altgermaniſche Brauch wieder zu Ehren gekommen, in anderen hat die erſtarkte chriſtliche Sitte läuternd gewirkt. Es iſt ein heiteres, weltfreudiges Treiben, das ſich vor unſeren Augen entfaltet; aber dieſe Weltfreudigkeit und Lebensluſt ſchließen ein inniges Familienleben nicht aus. Die Frauen ſind keine Muſterbilder der Tugend, allein ſie ſtehen uns menſchlich nahe, weil ſie aus ihren natürlichen Schranken nicht heraustreten, und durch ihr weibliches Tun und Gebahren verſöhnen ſie uns auch mit ihren Fehlern.

Als Karls überragende Persönlichkeit geschieden war, begann am Hofe seines schwachen Nachfolgers, Ludwigs des Frommen, der Einfluß einer Frau in der Politik bedeutsam hervorzutreten. Die zweite Gattin des Kaisers, Judith, die Tochter des schwäbischen Welf, eine schöne und stolze Frau, übertraf ihren Gatten bei weitem an Tatkraft und geistiger Begabung. „Judiths Schönheit wird von ihren Freunden und Feinden gerühmt. Reizende Anmut der äußeren Erscheinung verband sie mit gewinnender Liebenswürdigkeit, feiner und, wie es heißt, gelehrter Bildung; sie war Virtuosin auf der Orgel, wissenschaftlichen und theologischen Bestrebungen huldigte sie, soweit es noch die Mode und ihre Stellung verlangte, oder ließ sich wenigstens von ihnen huldigen" (Mühlbacher). Die schöne Frau ist von schimpflichen Verdächtigungen nicht verschont geblieben, aber alles, was gegen die Sittlichkeit ihrer Lebensführung berichtet wird, trägt den Stempel der Verleumdung nur zu deutlich an der Stirne. Von dem Vorwurfe übergroßen Ehrgeizes freilich ist sie nicht freizusprechen. Die mütterliche Liebe zu ihrem Sohne Karl bestärkte sie in ihrem Streben, sich der Leitung des Staates zu bemächtigen. Ihrem Sohne an dem Erbe seines Vaters einen möglichst wertvollen Anteil zu sichern, ist das Hauptziel ihres Lebens gewesen. Auch in der engen Klosterzelle, wohin ihre ergrimmten Stiefsöhne sie verwiesen, ist ihr königlicher Stolz nicht erloschen, und trotz aller Bedrängnis hat sie schließlich ihr Ziel erreicht: Karl der Kahle wurde Herrscher des schönen Westfrankenreiches. Der jahrzehntelange Hader, der das Karolingerhaus heimsuchte, ist im wesentlichen das Werk dieser Frau. Man wird also nicht sagen dürfen, daß ihr Wirken segensreich gewesen sei; aber ihr Tun, wiewohl unentschuldbar, läßt sich erklären aus einem menschlichen Zug ihres Wesens, aus der Mutterliebe.

3. Die ersten Jahrhunderte des deutschen Staates.

Aus dem Bruderzwist der Söhne Ludwigs des Frommen ging jene Reichsteilung hervor, die unserem Vaterlande sein politisches Sonderdasein gab. Ostfranken, später Deutschland genannt, ist von da ein eigenes Reich mit eigenen Königen

geblieben. Bei den Stämmen, die dieses Reich umfaßte, hatte das Christentum später Eingang gefunden als anderwärts. Den Sachsen hatte erst der große Karl den neuen Glauben aufgezwungen. Wenn auch bei der Bekehrung Deutschlands der Einfluß der Frauen weniger stark hervortritt wie etwa bei der Bekehrung der Salfranken, Goten u. s. w., so ist er ohne Zweifel in der Stille nicht minder wirksam gewesen. Wir haben alle Ursache anzunehmen, daß gerade die Frauen die Lehre der Glaubensboten williger aufnahmen als die Männer, deren trotziger kriegerischer Sinn sich mit der Friedensbotschaft Christi: Friede sei mit euch! nur schwer befreunden konnte. Gar mancher heidnische Deutsche mag durch den sanften, stillen Einfluß seines Weibes der neuen Lehre gewonnen worden sein. Ein Zug des Christentums, der der deutschen Frau besonders sympathisch gewesen sein muß, ist das Gebot der Nächstenliebe. Mochte in ihrer Anschauungs- und Gefühlsweise gar manches altheidnische Vorurteil haften bleiben, in dieser Beziehung lernte sie gar bald christlich denken und fühlen, weil ihr die Arbeit im Dienste der Nächstenliebe aus der Heidenzeit her nicht fremd war. Ein Glaubensbote wie Winfried-Bonifatius wußte bei seinem Bekehrungswerke weibliche Beihilfe wohl zu schätzen. Jungfrauen angelsächsischen Stammes veranlaßte er, nach Deutschland überzusiedeln und sich in den Dienst seiner heiligen Sache zu stellen.

Politisch tritt unter der Regierung der ostfränkischen Karolinger das Weib wenig hervor. Kaum ein Sprößling dieses stark sinnlich veranlagten Herrengeschlechts hat sich den Umgang mit Kebsen versagt, aber kaum einer hat sich von Weibern beherrschen lassen. Es war eine Zeit der Wirrnisse und der wilden Kämpfe, die ein wesentlich männliches Antlitz zeigt. Von Norden brachen die normannischen Seeräuber, von Osten die Magyaren (Ungarn) über unser Vaterland herein. Zudem bestand ein fast ununterbrochener Grenzkrieg mit den Wenden oder Slaven, deren Gebiet westwärts bis zur Elbe und thüringischen Saale reichte. Es folgte für die deutschen Frauen eine Zeit der Angst, Not und Vergewaltigung. Der deutsche Mann konnte dem feindseligen Fremdling mit gewehrter Hand sich entgegenwerfen und rühmlich fallen in offener Feldschlacht. Das Weib aber ward beschimpft, mißhandelt, in schmachvolle Knechtschaft geschleift.

Die allgemeine Verwirrung und Verwilderung der Zeit ist jedenfalls auch der Sittlichkeit gar mancher Frau verhängnisvoll gewesen. Schon zu Winfrieds Zeiten war das Weib in Deutschland der Verführung und Vergewaltigung häufig ausgesetzt. 747 suchte er in England ein Verbot von Wallfahrten angelsächsischer Frauen nach Rom zu veranlassen und begründete sein Ansinnen mit der Tatsache, daß es im Langobarden- und Frankenlande, sowie in den Rheingegenden kaum eine Stadt gäbe, worin nicht englische Dirnen zu finden wären. Als Pilgerinnen waren sie gekommen, Verführung und Gewalt hatten sie unterwegs zu Buhlerinnen gemacht. Die bewegte Zeit der ostfränkischen Karolinger war nicht geeignet, die Achtung vor reiner Weiblichkeit und die Sittsamkeit der Frauen zu heben. Die Geschichtschreiber jener Tage wissen von mancher Frau und Jungfrau zu berichten, die sich schwärmerischer Askese hingab, die in enger vermauerter Klause mit schwerer Eisenkette um den Leib, in härenem Gewande jahrzehntelang betete, fastete, sich marterte. Aber man hat mit Recht gesagt: Wo viel gebüßt wird, muß auch viel gesündigt worden sein. Nicht selten wird solche fanatische Askese einen Rückschlag gegen Fleischessünde bedeutet haben.

Mit der Thronbesteigung der sächsischen Liudolfinger oder Ottonen begannen die Geschicke unseres Volkes und mit ihnen das Los der deutschen Frauen sich wieder heiterer zu gestalten. Auch die Ottonenzeit ist erfüllt von Waffenklang und Kriegslärm, aber neben gewaltigen Kriegs- und Heldentaten gedeihen auch die Werke des Friedens; denn es ist den kraftvollen Herrschern gelungen, den deutschen Herd zu schirmen; ihre gewaltige Hand liegt schwer und wuchtig auf den feindseligen Nachbarvölkern, sie greift nach der römischen Kaiserkrone und macht den deutschen Namen geehrt und gefürchtet allüberall. Unter ihrem segensreichen Walten entwickelt sich das Frauenleben wieder reiner und reicher, gedeihen die edlen und zarten Keime des weiblichen Herzens. Kaum ein anderes deutsches Fürstenhaus zeigt so viele liebliche und hohe Frauenbilder wie das der sächsischen Könige und Kaiser. Die gewaltig wollenden Herrscher sind fast sämtlich von dem sittigenden und sänftigenden Einfluß schöner Weiblichkeit berührt, und doch ist eine unmittelbare Einwirkung der ottonischen Frauen auf die Politik nur vorübergehend wahrzunehmen. Mit den altgermanischen Tugenden der

Sittsamkeit, der ehelichen Treue, des häuslichen Fleißes verbinden diese Fürstinnen in weit höherem Maße als die Frauen der Karolinger die Vorzüge christlicher Sitte. Nicht Genuß der Weltfreuden ist ihr Lebensziel, sondern ein reiner Wandel im Dienste der Ihrigen und der christlichen Gemeinschaft. Der Zug christlicher Barmherzigkeit und kirchlicher Frömmigkeit ist fast allen Frauen des sächsischen Hauses eigen. Höchlich wird vor allen Mathilde, die Gemahlin des ersten Heinrich, gerühmt. Mit größter Gewissenhaftigkeit verrichtet sie ihre Andachtsübungen, aber sie widmet sich nicht minder gewissenhaft den Werken der Barmherzigkeit. Sie besucht Kranke und Sieche, beschenkt, nährt und kleidet Dürftige und Arme. Wen sie empfängt, den erfreut sie mit gütigem Zuspruch. Dem wegmüden Wanderer, den sie bemerkt, läßt sie Labung reichen. An jedem Sonnabend ließ sie für Reisende und Arme ein Bad zubereiten und legte dabei oft selbst mit Hand an. Ohne sich in die Staatsgeschäfte einzudrängen, übte sie ihren stillen Einfluß auf Gemahl und Sohn im Sinne der Milde und Versöhnlichkeit. Mathilde war nicht nur eine treue Gattin und fromme Fürstin, sondern auch eine fleißige Hauswirtin. Ihre Frauen und Mägde hielt sie zu eifrigem Spinnen und Weben an und lehrte sie persönlich mit Nadel und Schere umgehen. Unter den Beschäftigungen der Frauen, auch der fürstlichen, standen ja wie in der Urzeit die Haus- und Handarbeiten noch immer obenan. „Mit Spinnen und Weben, Sticken und Schneidern ging manche Stunde des Tages hin. In den äußeren Klosterschulen wurden die Mädchen in diesen häuslichen Geschäften unterrichtet. Die verschiedensten Gegenstände, Kleiderstoffe, Tücher,

Abb. 4.
Tracht des 9. Jahrhunderts.
(Nach Hessner-Alteneck.)
(Karl der Kahle.)

Teppiche, auch Paramente (Meßgewänder, Altardecken u. s. w.) für kirchliche Zwecke wurden angefertigt und durch kunstvolle Stickereien auf Seide mit Gold und Perlen geziert" (Saß). Wie ausschließlich die Weberei eine Beschäftigung der Frauen war, erhellt schon daraus, daß es eine geraume Zeit dauert, bis der Weber als Handwerker auftritt. Für die bezeichnendste Handarbeit der Frauen aller Stände galt auch noch im Zeitraume der Ottonen und der Salier das Spinnen. Die Bilder jener Zeit stellen die heilige Jungfrau gerne spinnend dar, und

Abb. 5. Trachten aus dem 11. Jahrhundert. (Nach Hessner-Alteneck [42].)

eine goldene Spindel hängte man in der Albanskirche zu Mainz über dem Grabmale der Herzogin Liutgarde von Lothringen, einer Tochter des großen Otto, zu ihrem Ehrengedächtnis auf.

Daß ein großer Teil der männlichen und weiblichen Kleidung von den Frauen selbst gesponnen, gewoben und gefertigt war, ist nach alledem selbstverständlich. „Was wir aus Bildern und schriftlichen Zeugnissen über weibliche Tracht im Zeitalter der Ottonen erfahren, läßt erkennen, daß sich Schnitt und Art derselben im Vergleich zu früheren Jahrhunderten wenig geändert haben. (Vgl. Abb. 4—6.) Ein weites, bis auf die Füße herabfallendes Kleid, dazu ein lose umgeschlungener Mantel ist die gewöhnliche Kleidung. Ein breiter gestickter Saum ziert den unteren Rand

des Kleides" (Saß). Einige Frauendarstellungen zeigen weißes Untergewand mit bluſenartigen Ärmeln und dunkles Obergewand mit überreichem Bortenſchmuck. Bei einer anderen findet ſich ein ſcharlachroter Beſatz mit aufgenähtem Goldzierat. Die Schuhe ſind ſchwarz, rot oder blau gefärbt und bei vornehmen Perſönlichkeiten mit reichem Borten- und Steinſchmuck

Abb. 6. Trachten aus dem 12. Jahrhundert. (Nach Heſſner-Alteneck [62].)

verſehen. Schleppen wurden damals ſchon getragen. Von der Kaiſerin Adelheid, Ottos des Großen zweiter Gemahlin, wird berichtet, ſie habe beim Austeilen von Almoſen ihr Schleppengewand zuweilen „nach Art der Landfrauen" aufgeſchürzt, um ungehindert mit beiden Händen Almoſen austeilen zu können, da ſonſt die Linke das Kleid hätte aufnehmen müſſen. — „Die älteſte und einfachſte Kopfbedeckung der Frau iſt das vierzipflige Kopftuch. Dieſes entwickelte ſich zu dem auch im 10. Jahrhundert bereits ſehr verbreiteten Schleier, der ſehr verſchiedene Formen annahm" (Saß). Manchmal ſteckt der Kopf in einer Art Kapuze, die mit dem Mantel zuſammenhängt. Die Haar-

tracht war von der der älteren Zeit wenig verschieden. Jungfrauen ließen das Haar lose oder in Zöpfen über Nacken, Schultern und Rücken herabfallen. Die Zöpfe waren zuweilen mit schönen Bändern und Borten durchflochten. Frauen trugen das Haar aufgesteckt und mit schmuckem „Gebende" aus Band und Borten zusammengehalten. Bei vornehmen und fürstlichen Frauen pflegten Stirnreif und Edelsteinschmuck nicht zu fehlen. Den gewöhnlichsten Schmuck bilden im übrigen Armspangen und Halsringe aus Gold, die man „Bauge" nannte, goldene, mit Steinen besetzte Gewandnadeln (Broschen), Ohrringe und Fingerreife. Schon damals waren die Frauen darauf bedacht, der Natur durch die Kunst, wo es nötig schien, nachzuhelfen.

In den Bereich der Hausfrauenpflichten gehörte von jeher auch die Sorge für Speise und Trank. Die gewöhnlichste Volksnahrung bestand aus Brot, Käse und Bier; dazu kamen in der Regel noch geräuchertes Schweinefleisch, Hülsenfrüchte, Kraut und andere Gemüse, Eier u. dgl. Frisches Fleisch gab es im gewöhnlichen Haushalt meist nur an Sonn- und Feiertagen. Bei der Hauptmahlzeit war schon damals die Suppe beliebt. In der Fastenzeit mußte Fischnahrung das Fleisch ersetzen. Die Kochkunst war bereits soweit gediehen, daß man die Fische auf mannigfache Weise zubereiten konnte; sie wurden gesotten, gebraten, gedörrt, als Pastete angerichtet. Zum Nachtisch gab man Erdbeeren und anderes in Wein eingemachtes Obst. Man liebte, Speisen und Getränke mit starken Gewürzen zu versetzen. Salz, Pfeffer und Essig waren schon zu jener Zeit unentbehrlich. Von Tischgeräten brauchte man Schüsseln, Näpfe, Becher, Messer und Löffel. Gabeln hatte man nicht, man langte mit den Händen zu. Um so nötiger war das Waschen der Hände vor, während und nach der Mahlzeit. Handtücher („Zwehlen") dienten als Servietten. Der Tisch der Vornehmen war natürlich reichlicher besetzt. Wildbret galt schon damals als Herrengericht. In der Urzeit hatte jeder freie Mann das Jagdrecht geübt. Seitdem war es Herrenrecht geworden, und das Wildbret war vom Tische des Bauern verschwunden. Das Landvolk mochte Kraut und Rüben und das Fleisch der Schweine essen, die in jedem Bauernhofe gemästet und geschlachtet wurden. Bei festlichen Mahlzeiten im Hause der Vornehmen und auch der reichen Bürger wurden zahlreiche „Trachten" (Gänge) aufgetischt. Bei solchen Gelegenheiten schmückten die Tafel präch-

tige silberne und goldene Geschirre, und Diener gingen aufwartend umher. Nach Tische setzte man sich zuweilen ans Spiel. Zu dem altbekannten Würfel- und Brettspiele trat das „Schachzabelspiel", das auch den Frauen Unterhaltung gewährte. An den Freuden der Jagd nahmen Gattinnen und Töchter der Edeln wie vordem teil. Zur Erheiterung von Mann und Weib trug das bunte und leichte Volk der „fahrenden Leute" nicht wenig bei. Sie ersetzten ihren Zeitgenossen, was uns Zeitung, Theater, Konzert, Menagerie und Zirkus bieten. Bald erschienen sie als Bären- und Affenführer, bald als Sänger, Pfeifer und Geiger oder als „Liedsprecher" (Deklamatoren), bald als Possenreißer und Gaukler. Obwohl sie für „unehrlich" galten und nur in beschränktem Sinne rechtsfähig waren, waren sie um der Kurzweil willen, die sie brachten, gern gesehene Gäste. Daß sich die weibliche Jugend wie vor alter Zeit am Reigen ergötzte, ist sicher.

Über das geistige Leben der Frauen höherer Stände dieser Zeit sind wir gut unterrichtet. Die hohe Bildung, die wir am Hofe Karls des Großen antrafen, war von kurzer Dauer gewesen. In den wilden kampferfüllten Zeiten des 9. Jahrhunderts konnte sie nicht weiter gedeihen. Aber bereits unter der Regierung Ottos des Großen macht sich in Deutschland ein mächtiger Bildungstrieb geltend. Er wurde von diesem weitblickenden Herrscher und seinem Bruder, dem trefflichen Erzbischof Bruno von Köln, nach Kräften gefördert. An diesem neuen Bildungsstreben haben die Frauen des Liudolfingerhauses hervorragenden Anteil gehabt. Sie setzten vor allem eine Ehre darein, Frauenklöster zu gründen oder reichlicher auszustatten, und schufen damit nicht nur Zufluchtsorte für fromme Frauen, sondern auch Heimstätten für weibliche Erziehung und Bildung. Nicht allein in allerlei Handarbeit wurden die jungen Nonnen und die Klosterschülerinnen hier unterwiesen, sondern auch in der Kunst des Singens, des Lesens und Schreibens, zuweilen auch in der lateinischen Sprache. Innerhalb der Laienwelt waren die Frauen — dank ihrer Unterweisung in der Klosterschule — den Männern für die nächsten Jahrhunderte an wissenschaftlicher Bildung überlegen. Der vornehme Laie, dessen Sinn auf Krieg und Herrschaft gerichtet war, mochte sich schwer entschließen, sich mit den geringschätzig beurteilten Schreiberkünsten vertraut zu machen. Das überließ man den Pfaffen und den Weibern.

Unter den Töchtern des ruhmreichen sächsischen Hauses ist die Tochter Herzogs Heinrich I. von Bayern wegen ihres Interesses an der Wissenschaft besonders bemerkenswert. Sie ist aus Scheffels trefflicher Romandichtung allgemein bekannt. Wie Hadwig war auch ihre ältere Schwester Gerberga eine Frau von glänzenden Geistesgaben und eine Freundin der Wissenschaft. Verschiedene Geschichtswerke, welche die Taten des sächsischen Königshauses verherrlichen, verdanken wir wahrscheinlich ihrer persönlichen Anregung. Sie wurde im Jahre 954 Äbtissin des Klosters Gandersheim, eines Familienstiftes der Liudolfinger, dem schon mehrere Töchter dieses erlauchten Geschlechts vorgestanden hatten. Gerbergas Leitung brachte das Kloster zur höchsten Blüte. Die Sittenstrenge und der wissenschaftliche Eifer seiner Insassen wurden weithin gepriesen. Durch gelehrte Männer, zweifellos Geistliche, war Gerberga in die Lektüre lateinischer Schriftsteller eingeführt worden, und diese gelehrte Bildung wußte sie als Lehrmeisterin ihren Klosterschwestern zu vermitteln. Ihre Schülerin war unter andern die berühmte Dichterin Hrotswitha von Gandersheim. Sie stammte wie alle Bewohnerinnen des vornehmen Klosters aus edelm sächsischem Geschlecht. Mit Eifer widmete sie sich unter Gerberga dem Studium des Horaz, Ovid, Vergil und Terenz. Diese Beschäftigung mit den Dichtern des Altertums weckte in ihr die Lust zu dichten. In der Bücherei ihres Klosters mag sie sich nach würdigen Stoffen umgesehen haben. Sie begann damit, verschiedene Heiligengeschichten in enger Anlehnung an die Vorlagen in lateinische Verse umzusetzen. Als sie diese schüchternen Versuche der Äbtissin Gerberga darbrachte, nahm diese die Widmung nicht nur huldvoll an, sondern ließ den Dichtungen sogar die Auszeichnung widerfahren, daß sie über Tisch den Nonnen zur Erbauung vorgelesen wurden. Unter dem Eindruck dieses Erfolges wuchs ihre Schaffensfreudigkeit. Die sächsische Nonne war kühn genug, mit dem vielbewunderten alten Lustspieldichter Terenz in die Schranken zu treten. Dieser gehörte zu den römischen Schriftstellern, die in den Klöstern am fleißigsten gelesen wurden. Das Studium des Lateinischen in der damaligen Zeit nämlich bezweckte keineswegs bloß eine Einführung in die Meisterwerke der römischen Literatur und eine formale Schulung des Verstandes, sondern sollte den Lernenden befähigen, sich des Lateinischen als Umgangssprache zu

bedienen. Für die künftigen Geistlichen schien die Beherrschung dieser allgemeinen Kirchensprache und die Fähigkeit, sich lateinisch zu unterhalten, durchaus notwendig. Die Sprache des täglichen Lebens aber war aus Vergil und Horaz ebensowenig zu erlernen wie aus den römischen Geschichtschreibern. So blieb nichts übrig, als auch die lateinische Komödie zu studieren. Die Lustspiele des Terenz aber enthalten des Anstößigen recht viel, und es wurde daher die Notwendigkeit, die den Geistlichen auf das Studium dieses Heiden hinwies, von frommen Gemütern als eine sehr traurige empfunden. Man beklagte es, daß man wie für den Ackerbau den Dünger, so für die Geistesbildung den „Mist der heidnischen Dichtung" nicht entbehren könne. Hier suchte Hrotswitha Abhilfe zu schaffen: sie schrieb eine Anzahl lateinischer Dramen in der Absicht, den Terenz zu verdrängen, an die Stelle der bedenklichen Komödien des heidnischen Dichters Stücke zu setzen, welche für die Sprachbildung die gleichen Dienste leisten und sich durch sittlich-religiösen Inhalt empfehlen sollten. Für die Aufführung sind die Dramen der Gandersheimer Nonne nicht bestimmt gewesen, es sind lehrhafte Lesedramen, denen es jedoch an dramatisch packenden Stellen nicht gebricht. Bei der Durchführung und Lösung der Konflikte und bei der Zeichnung der Charaktere steht ihr die klösterlich-asketische Anschauung nicht selten im Wege. Mit Vorliebe läßt sie die gute Sache durch unmittelbares Eingreifen der Gottheit, durch Wunderzeichen u. s. w. siegen. Daneben fehlt nicht die Fähigkeit realistischer Auffassung und Schilderung. „Überall," sagt Scherer, „läßt sie schließlich die Tugend erglänzen, aber sehr entschlossen führt sie uns selbst in die Höhlen des Lasters ein. Sie ist nichts weniger als zimperlich; sie sträubt sich nicht, Schmutz zu berühren, doch sinkt sie nie in Gemeinheit; sie hat nur die Unbefangenheit eines guten Zweckes und überwindet ihm zuliebe die weibliche Scheu."

In zweien ihrer Stücke hat die Dichterin die heikele Frage behandelt, ob und wie schwere Fleischessünden gesühnt werden können. Zweimal schildert sie die Bekehrung und Entsühnung einer gewerbsmäßigen Buhlerin durch Bußpredigt und strenge Askese. Der fromme alte Einsiedler Abraham begibt sich verkleidet in das Freudenhaus, welches die ihm entlaufene Pflegetochter Maria beherbergt. Um nicht erkannt zu werden, gebärdet

er sich ganz wie ein alter Lüstling, schmaust und zecht und führt leichtfertige Reden. Als ihn dann Maria in ihre Kammer geleitet, gibt er sich zu erkennen und redet ihr mit milden und doch eindrucksvollen Worten ins Gewissen. Ergreifend ist geschildert, wie gerade die väterliche Milde, die durch die Bußpredigt hindurchklingt, dem verworfenen Mädchen das Herz erschüttert. Als die reuige Maria daran denkt, mit dem Sündengeld, das sie durch ihr unehrliches Gewerbe gewonnen hat, Kirche und Arme zu beschenken, spricht der Greis:

Was nicht mit reiner Hand erworben ist,
Das gilt auch nicht bei Gott als annehmbar.

In einsamer Klause büßt Maria durch strengste Selbstzucht und Selbstpeinigung ihr sündiges Leben.

Die besprochenen Stücke der Gandersheimer Nonne haben nicht nur literarisches, sondern auch hohes kulturgeschichtliches Interesse, insofern sie uns in die sittlichen Zustände ihrer Zeit und in die Anschauungsweise ihrer Zeitgenossen Einblick gestatten. Wir haben gesehen, daß schon zu Winfrieds Zeiten in Deutschland feile Dirnen ihr Unwesen trieben, die bei Ausübung eines im kirchlichen Sinne guten Werkes, auf der Pilgerfahrt, der Verführung oder Vergewaltigung zum Opfer gefallen waren. Auch dem Zeitalter unserer Dichterin sind dergleichen Zustände nicht fremd gewesen. Jene Maria, die in der Einsamkeit unter Andachtsübungen aufwächst, als blühende Jungfrau ihrer erwachten Sinnlichkeit und den Verführungskünsten eines ruchlosen Heuchlers erliegt, die dann, an sich selbst und an Gottes Gnade verzweifelnd, zur Dirne wird und im Freudenhause durch wüstes Lasterleben die Stimme des Gewissens zu betäuben sucht, ist schwerlich ein bloßes Hirngespinst der Dichterin, sondern im großen und ganzen eine dem Leben ihrer Zeit entnommene Gestalt. Auch würde uns Hrotswitha die Lasterhöhle, worin der fromme Abraham seine verlorene Tochter wiederfindet und bekehrt, schwerlich so, wie sie es tut, geschildert haben, wenn sie nicht von dem Vorhandensein solcher dunkeln Häuser und von dem Treiben in ihnen irgendwelche Kunde gehabt hätte.

Überhaupt darf man sich durch die Menge tüchtiger und sittlich hochstehender Persönlichkeiten, die uns die Geschichtschreiber vorführen, nicht verleiten lassen, die allgemeine Sittlichkeit der damaligen Zeit zu hoch anzuschlagen. Ab und zu be-

gegnen wir Angaben und Berichten, die uns deutlich an die sittlichen Schäden der damaligen Welt, auch der Frauenwelt gemahnen. So ist namentlich bemerkenswert, was Thietmar von Merseburg an dem Verhalten der Frauen auszusetzen findet. „Heutzutage," sagt er, „da die Freiheit zu sündigen mehr als früher überall ungebührlich herrscht, treibt nicht bloß die große Schar geschändeter Mädchen, sondern außerdem auch ein Teil der verheirateten Frauen, welche schamlose Geilheit zu sträflicher Wollust reizt, noch bei Lebzeiten ihrer Männer Unzucht." Von einer Gräfin Adela, der Mutter des in der Geschichte Heinrichs II. so bedeutsam hervortretenden Bischofs Meinwerk von Paderborn, wird erzählt, daß sie, ebenso ausschweifend wie habsüchtig, sich mehrerer Morde und Mordversuche schuldig gemacht habe. Ihr eigener Sohn Meinwerk trat als Ankläger gegen sie auf, weil sie einen anderen Sohn hatte umbringen lassen. Sie wurde auch zum Tode verurteilt, aber vom Kaiser wieder begnadigt. Eine derartige Ruchlosigkeit bei Frauen mag freilich auch damals seltene Ausnahme gewesen sein; aber schon der Umstand, daß die von dem französischen Kloster Clugny ausgehende kirchliche Reformbewegung mit ihren Bußgedanken und asketischen Anschauungen die deutsche Frauenwelt ergriff, beweist, daß Grund zur Buße vorhanden, und daß das tiefe Bewußtsein der Sündhaftigkeit wirksam gewesen ist. Selbst in Frauenklöstern wie dem vornehmen und durch seine Zucht lange Zeit berühmten Lindolfingerstifte Gandersheim blieb nicht alles, wie es sein sollte.

Das asketische Frauenideal des Mittelalters ist gleichwohl die Nonne. Die mittelalterliche Kirche erkennt zwar einerseits die Ehe als eine zur Fortpflanzung des Menschengeschlechts notwendige, von Gott gestiftete Ordnung an, betrachtet aber andererseits die Eheloſigkeit als ein absonderliches Verdienst vor Gott. Auf der einen Seite hat diese Anschauungsweise dazu geführt, daß die Ehe zum Sakrament ward, auf der anderen Seite hat man sich zu der ungeheuerlichen Auffassung verirrt, daß selbst die eheliche Liebe Sünde sei. Viel Scharfsinn haben die Kirchenlehrer des Mittelalters aufgewandt, um die einander widersprechenden Grundsätze, den von dem göttlichen Ursprung und von der Heiligkeit der Ehe mit dem von der Verdienstlichkeit des ehelosen Lebens, der Jungfräulichkeit in Einklang zu bringen. Thomas von Aquino erklärt das eheliche Leben zwar

für nicht sündhaft, aber es stellt doch nach seiner Meinung eine geringere, das ehelose Leben hingegen eine höhere Stufe des christlichen Wandels dar. Die Ehe erscheint als ein Zugeständnis an die sinnliche Natur und an die Schwäche des Menschen. Nicht alle Menschen vermögen ihrer Sinnlichkeit ganz und gar Herr zu werden, für ihre Begierde bildet das Ehebündnis mit einem Ehegatten, die rechtlich und kirchlich geregelte geschlechtliche Gemeinschaft, eine heilsame Schranke. Ja, es muß auch solche Käuze geben, denn wie sollte die Menschheit sich sonst fortpflanzen?

Die hohe Wertschätzung der Eheloſigkeit konnte die Kirche nicht hindern, die ungeheuere praktische Bedeutung der Ehe für das christliche Gemeinschaftsleben zu erkennen und zu würdigen. Das zeigt sich auch darin, daß sie bemüht gewesen ist, die Eheschließung, die ja ursprünglich ein familienrechtlicher Akt war, mit kirchlichen Formen zu umkleiden und in eine kirchliche Handlung zu verwandeln.*) Wir wissen, daß in früherer Zeit sowohl die Verlobung als die Trauung durch den „geborenen Vogt", d. h. den Vormund der Braut geschah. Durch ihn wurde die Verlobte dem künftigen Gatten mit den sinnbildlichen Zeichen der eheherrlichen Muntgewalt überantwortet. Nach einer aus dem 13. Jahrhundert stammenden schwäbischen Trauungsformel sprach dabei der Vormund Folgendes: „So befehle ich Euch mein Mündel zu Eurer Treue und zu Eurer Gnade und bitte Euch um der Treue willen, mit der ich sie Euch befehle, daß Ihr ihr rechter Vogt seid und ihr gnädiger Vogt seid und ihr kein treuloser Vogt werdet." Als nun aber die altgermanische Geschlechtsvormundschaft im Laufe der Zeit ihre Bedeutung verlor, trat an die Stelle der Verlobung und Trauung durch den „geborenen Vogt" die Selbstverlobung und Selbsttrauung der Braut.

Während ursprünglich der Muntwalt befugt war, seine Schutzbefohlene auch wider ihren Willen zu verloben, wurde schon in fränkischer Zeit die Zustimmung der zu Verlobenden erforderlich. Doch schritt die Entwicklung noch weiter: Hatte bis dahin der Vater, wenn auch unter Einwilligung der Tochter, den Verlobungsvertrag abgeschlossen, so ging jetzt die Tochter die Verlobung selber ein, nur daß ihrem Vater als Rest des

*) Das Folgende nach R. Sohm, Das Recht der Eheschließung.

alten Verlobungsrechtes ein Konsensrecht, also ein Einspruch gegen die Eingehung der Verlobung zustand. Wird die vormundliche Zustimmung nicht eingeholt, so verliert die Braut ihr Erbrecht. Es setzt sich demnach in der zweiten Hälfte des Mittelalters die Rechtsanschauung durch, daß lediglich die Willenseinigung der Brautleute selbst zum Tatbestand der Verlobung gehöre. Die gewöhnliche Form der Verlobung ist Eid und Handschlag. Das Handgeld („Goldschilling und Silberpfennig"), das einst als Symbol des alten Muntschatzes dem Muntwalt zugestanden hatte, empfängt nunmehr die Braut und zwar meistens in Gestalt eines Ringes. Ein Ringwechsel findet nicht statt, sondern der Bräutigam gibt den Ring an die Braut und vollzieht hierdurch den bindenden Abschluß des Verlobungsvertrages: „Ist der Finger beringt, ist die Jungfrau bedingt."

Der Selbstverlobung tritt die Selbsttrauung der Braut an die Seite. Die Trauung kann selbstverständlich auch noch in späterer Zeit durch den geborenen Vogt, aber sie muß nicht durch ihn geschehen. Ein von den Brautleuten frei gewählter Treuhänder, dem sich die Braut hingibt, auf daß er sie dem Bräutigam überantworte, kann an seine, des Vormunds, Stelle treten. So wird der „geborene Vogt" durch einen „gekorenen Vogt" ersetzt. Eine uns erhaltene Kölner Trauformel aus dem 14. Jahrhundert setzt schon den gekorenen Vormund voraus. Dieser vollzieht die Trauung mit folgenden Worten: „Ich befehle Euch zusammen auf fränkischer Erde mit Gold und Gesteinen, mit Silber und Gold nach Franken-Weise und Sachsen-Recht, daß Euer keines das andere lassen soll um Liebe noch um Leid noch um keinerlei Ding, das Gott ihm beschieden oder noch bescheiden mag."

Mit dieser Art der Trauung nun war für die Kirche die Möglichkeit gegeben, in die Handlung der Eheschließung einzugreifen, indem die Befugnisse des gekorenen Vogts für den Geistlichen beansprucht wurden. An die Übergabe der Jungfrau an den Bräutigam hatte sich schon frühe eine Einsegnung der „Mitgift", des Ehebettes oder auch der Ehegatten selbst durch den Priester angeschlossen. Doch „nicht das Rechtsgeschäft, sondern das eheliche Leben sollte durch die Handlung der Kirche seine Weihe empfangen". Der „Kirchgang" des neuvermählten Paares hatte mithin ursprünglich eine lediglich gottesdienstliche

Digitized by Google

Bedeutung. Zu Hause vollzog sich das Rechtsgeschäft der Trauung, mit dem der Priester nichts zu schaffen hatte; hierauf, gewöhnlich erst am nächsten Tage, erfolgte die Einsegnung. Die Kirche bemühte sich nun zunächst, Trauung und Gottesdienst in engere Verbindung zu setzen; sie wünschte vor allem, daß die kirchliche Handlung noch vor dem Beilager, also noch am Trauungstage geschähe. Es kam zunächst dahin, daß die Rechtshandlung der Trauung vor der Kirchentüre vollzogen ward und hieran die Einsegnung durch den Priester sich unmittelbar anschloß. Damit wurden die beiden ursprünglich völlig getrennten Handlungen der Trauung und des Kirchganges zeitlich zu einem Akt zusammengefaßt. Solange sich aber der Rechtsgrundsatz behauptete, daß dem Geschlechtsvormunde die Überantwortung der Braut zustehe, war eine Trauung *durch* den Geistlichen noch immer ausgeschlossen, auch wenn die Kirche Zeugin der Rechtshandlung war. Sobald jedoch die Selbsttrauung der Braut sich durchsetzte, richtete die Kirche gegen die Trauung durch den Laien, der als gekorener Vogt die Übergabe der Braut vollzog, die Strafe des Kirchenbannes. Allmählich verbreitete sich die Gewohnheit, daß an Stelle des gekorenen Vormunds der Priester die Selbsttrauung der Braut vollziehen hilft. Aber auch die Trauung *durch* den Geistlichen bleibt, insofern sie vor der Kirchentüre vor sich geht, bis ins 16. Jahrhundert hinein eine *außerkirchliche* Handlung. Die sich unmittelbar anschließende Feier in der Kirche ist bis dahin noch immer bloßer Gottesdienst. Noch lassen sich also bei der Vermählung zwei Teile unterscheiden: „Die weltliche Trauungshandlung außerhalb der Kirche, welche geschehen sein muß, ehe der Eintritt in die Kirche möglich ist, und der Kirchgang, welcher die Eheleute in die Kirche zum Gottesdienst und zum Segen der Kirche führt." Mit dem Übergang der Trauungsbefugnis von dem Laienvormund auf den Priester gingen die sinnbildlichen Bräuche der Urzeit mehr und mehr verloren. Aus dem Zusammen*geben* wurde ein Zusammen*sprechen*, und auf die körperliche Hingabe der Braut an den Bräutigam deutete nur noch das bis auf den heutigen Tag üblich gebliebene Zusammenfügen der Hände.

Das ist in groben Zügen die Entwicklung der deutschen Eheschließung im Mittelalter. Sie hat sich nicht überall in Deutschland gleich schnell und gleich vollständig vollzogen. In

Digitized by Google

einzelnen Landschaften und namentlich in fürstlichen und in bäuerlichen Kreisen sind noch manche der ursprünglichen Rechtsbräuche bis in die neuere Zeit hinein erhalten geblieben.

Eine anmutige Schilderung einer Hochzeit findet sich in dem lateinischen Gedicht „Rudlieb", das ein Geistlicher aus Tegernsee um 1030 verfaßt hat:

Der auf der Fahrt in die Heimat begriffene Held des Gedichts trifft zufällig seinen Neffen. Dieser ist in einer Buhlerin Netze gefallen und hat ihr Jugend und Vermögen geopfert. Des mit seiner Sippe zerfallenen, reumütigen Jünglings nimmt sich nun Rudlieb an. Mit ihm setzt er die Heimreise fort. Beide Wanderer kehren im Schlosse einer Edelfrau ein und werden von ihr und ihrem lieblichen Töchterlein freundlich aufgenommen. Unter mancherlei Kurzweil vergeht die Zeit. Rudlieb spielt auf der Harfe zum Tanze, den das Fräulein mit dem Neffen ausführt: „So wie der Falke um die Schwalbe kreist, so dreht er sich um sie; wenn er ihr naht, entweicht sie schnell; er heftiger Bewegung, sie scheint zu schweben; so vollendet ist, wie sich die Hände, sich die Füße regen, man könnte nichts dran auszusetzen finden" (Heyne). Die jungen Leute verlieben sich ineinander. Beim Würfelspiel gewinnt das Mädchen den Ring des Jünglings; dann er den ihrigen. Ja, schließlich ist die eigene Person der Einsatz. In der Heimat angelangt und von der harrenden Mutter aufs freudigste willkommen geheißen, läßt Rudlieb sich's angelegen sein, dem Neffen das Fräulein zur Frau zu geben. Er selbst vollführt als Freiwerber die Ehebereduug. Die beiderseitigen Verwandten werden zur Hochzeit geladen. Am festgesetzten Tage erscheint das Fräulein mit seinen Gesippen. „Nun nahen auch die anderen, bald ist der Hof von Gästen ganz erfüllt, begrüßt von Rudlieb mit dem Willkommengruß. Ein Mahl erwartet sie. Als es geendet, begeben sich zunächst in ihre Zimmer die Damen mit dem Fräulein, einige Ritter begleiten sie und tragen ihnen Kissen. Zum Dank wird ihnen Wein gereicht. Sie grüßen neigend und gehen zurück zu Rudlieb und den Herren. Nun spricht der Ritter: 'Weil Euch Gott allhier versammelt hat, so hört mich an und helft, daß unter schon Verlobten eine Ehe geschlossen werde. Das soll heut geschehen, Ihr aber seid bei dieser Handlung Zeugen. Es hat sich so gefügt, daß dieser Jüngling, mein Neffe, und das Fräulein gegenseitig in Liebe kamen, als sie Würfel spielten; sie wollen nun das Ehebündnis schließen'." Die Herren erklären sich bereit, der Trauung als Zeugen beizuwohnen, der Neffe sagt ihnen Dank. „Nun sendet Rudlieb nach den Frauen, die alsbald erscheinen; das Fräulein geht voran gesenkten Hauptes; von seinem Sitz erhebt sich jeder höflich. Nach kurzer Zeit, als alle Platz genommen, steht Rudlieb auf und bittet um Gehör. Den Freunden und den Stammgenossen kündet er das geschlossene Bündnis und die Liebe, die eins zum andern hat, und fragt den Jüngling, ob er zur Frau sie wolle. Der bejaht. Nun fragt man sie, ob sie zum Mann ihn wolle. Sie lächelt: 'Soll ich den zum Manne nehmen, den ich im Spiel als Sklaven mir gewann, den mir der Würfel brachte, der versprach, allein mir zu gehören, ob er siege, ob er verliere? Mög er treu mir dienen

zu jeder Zeit, in jedem Augenblick. Je treuer, je lieber ist er mir.' Da lachen alle zu des Fräuleins Worten, die so behutsam sind und doch so freundlich. Und da sie sehen, daß auch die Mutter nicht zuwider ist, und daß sich beider Gut die Wage hält, so kommt man überein, als Gattin ihm das Fräulein zu gewähren. Der Bräutigam zieht das Schwert und wischt's am Hut, steckt an das Heft den goldnen Ehering und beut ihn so der Braut, indem er spricht: 'Wie dieser Ring den Finger rund umschließt, verpflicht' ich dich zu fester, ew'ger Treue, die du mir hältst bei Strafe deines Lebens'." Mit kluger Scherzrede aber weist die Jungfrau Schwert und Ring zurück. Auch sie beansprucht das Versprechen unwandelbarer Treue. „Der Jüngling spricht: 'Geliebte, wie du willst, geschehe es. Vergehe ich mich jemals, will ich das, was ich in die Ehe bringe, an dich verlieren, und du darfst mich töten.' Sie lächelt hold, sich wieder zu ihm wendend: 'Auf das hin schließen wir die Eh' in Treuen.' Dann küßt er sie, indem er 'Amen' ruft. Es freuen sich Alt' und Junge; alle stimmen die Hochzeitsänge an und loben Gott. Nun gibt dem Neffen Rudlieb einen Rock mit schön geflammtem Pelzwerk, einen Mantel von Pelz, der mit dem Saum zur Erde reicht, und auch ein schnelles schön gezäumtes Roß. Der Braut, die in die Sippe aufgenommen, schenkt er drei Spangen, Zierde für die Brust, vier Ringe für die Arme, äußerst kostbar, drei Fingerreife, auch mit Edelsteinen und einen Scharlachmantel, ausgefüttert mit Hermelin. Und so bringt jeder Gaben" (Heyne).

Im Anschluß an diesen hübschen Hochzeitbericht mögen auch, soweit sie Ehe und Frauen betreffen, die Ratschläge Platz finden, die der geistliche Dichter durch den Mund des Königs seinem Helden erteilt: „Siehst du bei altem Manne junges Weib, so kehre dort als Reisender nicht ein; denn unwillkürlich regest du Verdacht. Er fürchtet und sie hofft, das ist natürlich. Wo aber junger Mann bei altem Weibe, da kehre ein, da ist nicht Furcht noch Lüstern, da schläfst du sicher, vom Verdachte frei. — Der Eigenmagd, wie schön sie immer sei, verstatte nie die Stellung einer Gattin, auf daß sie dir nicht schnöde Antwort gebe im Übermut und Hausherrschaft begehre, wenn sie den Tisch, das Lager mit dir teilt. — Wenn du, um liebe Kinder zu gewinnen, zur Ehe schreitest, suche dir die Gattin aus einem guten ebenbürt'gen Hause und folge dabei deiner Mutter (!) Rat. Behandle deine Gattin ehrenvoll und gütig, aber bleibe immer Meister und leide nicht, daß je sie mit dir rechte. Denn größern Schimpf gibt's nicht für einen Mann, als daß er da gehorche, wo er Herr ist."

Beachtenswert ist an diesen Ratschlägen besonders die Mahnung, daß der Mann bei der Wahl seiner Gattin der Mutter Rat befolge. Den geistlichen Schriftstellern und

Dichtern jener Zeit, mag ihre Auffassung von Familienleben und Ehe auch oft durch ihre asketische Lebensansicht beeinflußt sein, pflegt doch die Erinnerung an die Mutter teuer zu sein. Pietätvoll schreibt Hermann von Reichenau: „In derselben Zeit, am 9. Januar (1052), beschloß meine Mutter Hiltrud, des Grafen Wolfrad Gemahlin, eine sehr liebreiche, sanfte, wohltätige Frau, mit Hinterlassung ihres Gemahls und von sieben Kindern mit einem gottseligen und nach menschlichen Ansichten glücklichen Ende ihre Lebenstage ungefähr im 61. Jahre ihres Alters, im 44. ihrer Ehe, und wurde im Weiler Alshausen unter der von ihr erbauten Kapelle des heil. Udalrich in dem Grabe, welches sie selbst sich vorgerichtet hatte, beigesetzt." Für das Grabmal der teueren Mutter dichtete Hermann in lateinischen Distichen eine Inschrift, die er uns mitgeteilt hat. Er preist die Entschlafene darin als die Mutter der Dürftigen, als der Ihrigen Hoffnung und Hilfe, als eine Frau, die durch ihren Wandel ihrer hochgebietenden adeligen Eltern Stamm geadelt habe. Keusch hat sie nur einmal der Ehe heiliges Bündnis geschlossen. Dem Dienste Gottes widmete sie ihren Sinn und strebte nach dem bescheidenen Lohn der Martha. Fromm verwandte sie ihren Reichtum, um Dürftigen wohlzutun. Mit ihrem Glauben erquickte sie gläubige Freunde. Stets sanftmütig und duldsam, ward sie von allen geliebt. Sie kreuzigte ihr Fleisch (!) und wallte zu heiligen Stätten, um ihrer Sünde ledig zu werden. Alles dies, versichert der Dichter, rühme er nicht aus Eitelkeit, um mit den Taten der Mutter zu prunken: „Frage die Stimme des Volkes ringsum in den Gauen der Heimat, willst du hören, daß ich wenig von vielem nur gab." Durch Buße und Beichte vorbereitet, stark im Glauben, sicher in Hoffnung und reich in der Liebe ist sie von vielen beweint aus diesem Leben geschieden. Daß Gott ihr gnädiglich das ewige Leben schenke, das, so bittet pietätvoll der Sohn, möge der fromme Leser mit ihm gemeinsam erflehen.

Wie die Kirche den Verfall der altgermanischen Muntwaltschaft zur Steigerung ihres Einflusses auf die Eheschließung auszunutzen verstand, so hat sie sich schon frühzeitig hinsichtlich der Ehescheidung eine maßgebende Stimme zu sichern gewußt. Indem sie den Charakter der Ehe als einer von Gott gestifteten heiligen Ordnung hervorhob, war sie einerseits beflissen, einer willkürlichen, durch sittliche Gründe nicht gerechtfertigten

Scheidung der Gatten entgegen zu treten, andererseits die Trennung von Ehen zu bewirken, die nach kanonischem Recht für unerlaubt galten. Man begnügte sich bald nicht mehr, die Ehen zwischen näheren Verwandten zu verbieten, sondern dehnte das Ehehindernis bis in die fünfte, ja bis in die siebente Generation aus. Nicht nur gewisse Grade der Verschwägerung schlossen im kirchlichen Sinne die eheliche Verbindung zweier Personen aus, auch die Taufpaten eines und desselben Kindes sollten einander nicht heiraten dürfen. Daß durch solche übertriebene Vorschriften, deren Befolgung die Kirche durch ihre Strafen zu erzwingen suchte, die Heilighaltung der Ehe nicht allewege gefördert wurde, liegt auf der Hand. Nicht selten haben Fürsten und Vornehme verwandtschaftliche Verhältnisse als Vorwand benutzt, um eine ihnen lästige oder politisch unvorteilhafte Ehe zu lösen, und hierbei die Kirche zur Helferin gehabt. Andererseits stießen die kirchlichen Eheverbote auch auf starken Widerstand. Das zeigt die Liebes- und Leidensgeschichte eines deutschen Paares aus dem 11. Jahrhundert, des Grafen Otto von Hammerstein und seines ihm nahe verwandten treuen Weibes, Irmgard von Andernach, die lange Zeit dem Fluche der Kirche und dem Grimme Kaiser Heinrichs II. Trotz geboten und Not und Elend miteinander getragen haben, anstatt voneinander zu lassen.

Trotz der hohen Bedeutung, die nach alledem die Kirche des Mittelalters der Ehe beimißt, bleibt ihr Lebensideal die Ehelosigkeit. Nicht hoch genug wissen Kirchenlehrer und Prediger den Segen und den himmlischen Lohn zu rühmen, den die Liebesentsagung bringt. Den höchsten Chor im Reiche der Seligen bilden die Seelen derer, die irdische Liebe verschmäht haben. Wenn unser Schiller von den seligen Geistern spricht, „die nicht frei'n auf ird'sche Weise", und Goethe von den himmlischen Gestalten, die „nicht fragen nach Mann und Weib", so entspricht ihre Auffassung der Lehre des Heilandes, die für das künftige Leben den Geschlechtsunterschied verneint. In schroffem Widerspruche hierzu faßte man im Mittelalter das Verhältnis des der irdischen Liebe und ihren Freuden entsagenden Weibes zum Erlöser als das Verhältnis der Braut zu ihrem himmlischen Bräutigam auf. Es handelt sich dabei keineswegs um ein bloßes Spiel mit Worten, sondern die Einbildungskraft der Nonne malte sich die Wonnen des künftigen Lebens und

die dereinstige Vereinigung mit dem Heiland in einer unser Gefühl verletzenden, grobsinnlichen Weise aus Die Werke der Hrotswitha liefern hierfür merkwürdige Zeugnisse. Abraham eröffnet seinem Freunde, er glühe vor Ungeduld, seine Pflegetochter „Christo zu verloben und der Schar der Himmelsbräute einzureih'n." Dem unreifen (siebenjährigen!) Mägdlein halten die beiden grauen Einsiedler ausführlichen Vortrag über den Lohn der Jungfräulichkeit:

Und hast du dir den Kranz der Jungfrauschaft
Bewahrt, dann wirst du einem Engel gleich
Auch endlich eingereiht in ihren Chor.
Des Leibes schwerer Bürde ledig wirst
Du dringen durch die Luft, den Äther dann
Durchschweben, auch den Tierkreis noch durcheilen
Und deinen Flug erst hemmen, wenn der Sohn
Der Jungfrau dich in seine Arme schließt
In seiner Mutter lichtem Schlafgemach.

Der Trieb, das Übersinnliche zu versinnlichen, führte zu einer Ausdeutung der Freuden des ewigen Lebens in gröbster Sinnlichkeit. „Hrotswitha leiht nur der Auffassung ihrer Zeit Ausdruck, wenn sie ihre heilige Agnes den himmlischen Bräutigam auch mit Vorzügen ausstatten läßt, welche das liebebedürftige Weib an dem Manne reizen" (Gundlach). In einer ihrer Legenden läßt sie eine Mutter das Verlangen aussprechen, durch ihre Christo geweihten keuschen Töchter „die Schwiegermutter des ewigen Königs" zu werden. Für die Nonne gilt als höchster Lebenszweck, „durch Verzicht auf irdische Lust sich den ewigen Genuß zu erwerben", und diesen Zweck, meint sie, „desto sicherer und schneller zu erreichen, je qualvoller hienieden ihre Enthaltsamkeit ist." Eine solche Versinnlichung der christlichen Heilslehre ist nun nicht etwa der sächsischen Dichterin eigentümlich, sondern begegnet fast allerwärts in dem geistlichen Schrifttum des Mittelalters. Ganz allgemein betrachten die Geschichtschreiber der Zeit, die ja durchweg geistlichen Standes sind, die Entführung oder Vergewaltigung einer Nonne als einen an dem himmlischen Bräutigam verübten Raub. Hingegen sind sie vielfach geneigt, die Flucht ins Kloster zu rühmen, wodurch sich verlobte Jungfrauen nicht selten dem bevorstehenden Ehebunde entziehen. Christus verdient eben als Bräutigam vor allen irdischen Bewerbern unbedingt den Vorzug. Soll einer Witwe ganz besonderes Lob gezollt werden, dann wird ihr

Leben im Witwenstande als dem einer Nonne ähnlich geschildert, und oft genug scheint hierbei die Anschauung durchzuklingen, daß sie durch solches klösterliche Dasein bis zu einem gewissen Grade die Sündhaftigkeit ihrer Ehegemeinschaft gesühnt habe. Hoch gewertet wird auch geschlechtliche Enthaltsamkeit in der Ehe. Will man ein Ehepaar durch den Nimbus besonderer Frömmigkeit verherrlichen, wie z. B. Kaiser Heinrich II. und seine Gattin Kunigunde, so sagt man wohl, beide Gatten hätten „wie Bruder und Schwester" miteinander gelebt. Gegenüber den übertriebenen Vorstellungen von der Verdienstlichkeit der Liebesentsagung blieb auch in den durch die Gedanken der kluniazensischen Reform stark berührten Zeiten der gesunde, natürliche Sinn unseres Volkes viel zu stark, als daß er sich durch asketische Vorurteile das Bild der deutschen Hausfrau hätte trüben lassen. Der Gemahlin Konrads I., des ersten Kaisers aus dem willensstarken Saliersstamme, hat der Kaplan Wipo in seiner Lebensbeschreibung Konrads ein herrliches Denkmal gesetzt. Sie erscheint ihm offenbar als das Muster eines deutschen Weibes und einer königlichen Hausfrau.

4. Rittertum und Frauendienst.

Der Frauendienst ist einer der bezeichnendsten Züge des Rittertums. Wenn wir heute einem Manne „Ritterlichkeit" nachrühmen, so bezieht sich das Lob vorzüglich auf sein Verhalten zu den Frauen. Das Rittertum verdankt den Kreuzzügen, der Waffenbrüderschaft der gepanzerten Reiter aller abendländischen Völker, die Ausbildung einer internationalen Standessitte. Hierbei gab natürlich die Eigenart desjenigen Volkes den Ausschlag, welches an den Kreuzfahrten den hervorragendsten Anteil genommen hat, die der Franzosen. Die „Höfischheit", der Inbegriff der Anstandsregeln, welche die ritterliche Gesellschaft kennzeichnen, und die der formlose Germane aus sich heraus nimmer hätte entwickeln können, stammt aus Frankreich, insonderheit der Frauendienst. Bei aller Verehrung für echte Weiblichkeit hatte sich bis dahin der Deutsche nicht nur als des Weibes Hort, sondern auch als dessen Herrn gefühlt, und im Sinne des Rechts ist er das auch im Zeitalter des

Frauenkultus durchaus geblieben. Aber zu der untergeordneten rechtlichen Stellung der Frau tritt jetzt in ritterlichen Kreisen ihre gesellschaftliche Stellung in einen auffallenden Gegensatz. Das Weib wird Gegenstand demütiger Huldigung. Der Ritter fühlt sich als Lehensmann der Dame seines Herzens. Nicht die Marienverehrung, wie man wohl angenommen, hat diesen Wandel verursacht. Sie war zunächst heimisch in den Kreisen der Geistlichkeit, der das Papsttum das starre Gesetz der Ehelosigkeit aufgezwungen hatte. Gerade der tiefer angelegte Geistliche, der das Keuschheitsgebot ernst nahm, suchte Ersatz für die irdische Liebe in brünstiger Verehrung des Ideals reiner Weiblichkeit, der jungfräulichen Mutter des Heilands. Er pries sie als Engelkönigin, als „hellen Stern des Meeres". Wie die Nonne nach ihrer Vermählung mit dem Seelenbräutigam, so schmachtete er nach der Vereinigung mit der gnadenreichen Mutter Gottes. Unter dem Einflusse des Frauendienstes mag dann durch die Vermittlung jener ritterlichen Mönche, der geistlichen Ordensritter, die Marienverehrung zum Mariendienst geworden sein. Der Frauendienst ist der Ausfluß französischen Wesens und in der Hauptsache weltlichen Ursprungs. Der Ritter fühlte sich als Schützer der Schwachen, und diese Schutzpflicht verwuchs mit seiner Standesehre. Daß er unter seinen Schützlingen schöne Frauen bevorzugte, ist ebenso verständlich wie die Verwandlung des Beschützers in einen treu ergebenen Diener, der sein Verhältnis zur Frau als eine Art von Lehendienstpflicht auffaßt. Möglich war eine solche Entwicklung nur unter dem starken Einflusse französischer Eigenart.

Abb. 7. Kluge Jungfrau.
(Straßburger Münster.)
(Reber, Klass. Skulpturenschatz I, 34.)

Wie war nun die Frau beschaffen, vor welcher der Ritter der Stauferzeit sich huldigend neigte? — Von ihrem Äußeren

geben uns Bild und Dichterwort einen hohen Begriff. Die deutsche Frauentracht hat gegen früher an Feinheit und Schönheit gewonnen. Plump und ohne den Wuchs irgendwie hervorzuheben, hatten Unter- und Oberkleid mit ihren schweren, jeden Faltenwurf hindernden Goldborten, die weibliche Gestalt umhüllt. Die neue Zeit wußte diese Kleidungsstücke der Verfeinerung des Geschmackes entsprechend umzuformen. (Vgl. die Abb. 7 u. 8.) Über das Seiden- oder Leinenhemd legt die ritterliche Frau zunächst das längere Unterkleid, dann das kürzere Obergewand. Beide waren um den Oberkörper eingezogen, so daß sie sich von den Schultern bis zu den Hüften dem Wuchse anschmiegten und dessen Schönheit zur Erscheinung brachten. Von den Hüften fielen sie in fließenden Falten nieder, indem das Oberkleid den Saum des Unterkleides freiließ. Die knapp anschließenden Ärmel des Untergewandes zeigten die Rundung der Arme, während die Ärmel des Obergewandes sich nach unten stark erweiterten, später ganz wegfielen. Um die Leibesmitte schlang sich (nunmehr als bloßes Zierstück!) der Gürtel. Die Schuhe waren, obgleich sie vom Unterkleide gänzlich verdeckt sein sollten, von feinem farbigem Leder, von Samt, Seide oder Goldstoff. Die Staatstracht vervollkommnete der halbkreisförmig geschnittene Radmantel, dessen beide oberen Zipfel man unter dem Kinn mit einer breiten Borte oder einer „Fürspange" aneinander fügte (Hottenroth). (Vgl. Abb. 9—11.) Für die einzelnen Gewänder wählte man gern verschiedene Farben und nahm hierbei auf Haut- und Haarfarbe Rücksicht. Satte, leuchtende Töne hatten den Vorzug. Farbiger, Gold- oder Pelzbesatz belebte den Farbenton der Gewandung. Das in der Mitte gescheitelte Haar ließ die Frau in jungen Jahren frei über den Nacken herabwallen.

Abb. 8. Törichte Jungfrau. (Straßburger Münster.) (Speemann, Museum 136.)

Über der Stirne wurde es durch einen Stirnreif oder Stirnband („Schapel") (vgl. Abb. 7 u. 8) oder durch ein Kränzlein von lebenden Blumen zurückgehalten. Ältere Frauen steckten das Haar auf und schmückten den Kopf durch das „Gebende", eine kleine, zuweilen mit Perlen und Edelsteinen bestickte Haube mit Kinnband. (Vgl. Abb. 12.) Verpönt war die vorher übliche Überladung mit schwerem Geschmeide, und man beschied sich mit Schapel, Busennadel, Mantelspange, zwei Armringen und einem „Fingerlein". Öffentlich zeigte sich die Dame nicht ohne Handschuhe; einen Hut trug sie nur auf der Jagd und auf Reisen (Falke).

Abb. 9. Aus dem Dom zu Naumburg.
(Nach Schmarsow-Flottwell.)

Noch deutlicher für den höfischen Geschmack als die Tracht spricht das weibliche Schönheitsideal. Schlankheit des Wuchses bei mäßig gerundeter Fülle des Nackens, der Büste, Schultern, Arme, Beine gilt als Haupterfordernis der Schönheit. Die Hände verlangte man weiß und zart, die Füße klein und im Riste gewölbt. Besonderen Wert legte man auf das Goldblond des Haars, auf leuchtkräftige Augen, rote Lippen, weiße Haut und frische Wangen.

Der Lieblichkeit der Erſcheinung ſollen anmutige Haltung und ſittſames Benehmen entſprechen. Mit dieſen Eigenſchaften das Weib auszuſtatten, iſt ein Hauptziel der höfiſchen Erziehung. Sie lag zunächſt in den Händen der Mutter. Die Fürſtentochter wurde gewöhnlich am väterlichen Hofe, das Edelfräulein an einem befreundeten Herrenhofe erzogen. Unter einer Hofmeiſterin erhielt ſie hier mit anderen Mädchen in dem „Frauenzimmer“ Unterricht. Es galt, ſie für höfiſche Geſelligkeit zu erziehen und ihre Gaben demgemäß auszubilden. Das Fräulein lernte tanzen, ſingen, die Harfe od. die Geige ſpielen. Geiſtliche oder fahrende Spielleute unterwieſen ſie in literariſchen Dingen; denn in der Dichtung ihrer Zeit mußte ſie bewandert ſein. Im Unterſchiede von ihren männlichen Standesgenoſſen lernte ſie leſen und ſchreiben. Bibliſche Geſchichten

Abb. 10. Stifterpaar vom Dom zu Naumburg. (Romaniſche Skulptur.) (Photogr. C. Becher, Naumburg.)

und Heiligenlegenden führten ihr die geistlichen Lehrmeister als Lektüre zu. Auch der Unterricht im Französischen hat nicht immer gefehlt. — Über alledem ward die Erziehung für den Hausfrauenberuf nicht versäumt. Die Küche besorgte im adeligen Haushalt ein Küchenmeister. Die Spindel spielt — wenigstens bei fürstlichen Frauen — nicht mehr die alte wichtige Rolle. Umsomehr Wert legt man auf Kunstfertigkeit im Nähen und Sticken. Die eigene Kleidung verzierte man mit hübscher Stickerei. Für die Zimmerwände schuf man reiche Tapeten, für die Kirchen Altardecken und Meßgewänder. Wurde auf der Herrenburg ein Fest gefeiert, so waren weibliche Hände wochenlang beschäftigt, die Festkleidung, auch die der Ritter und Knappen, instand zu setzen. — Die Erziehung bezweckte nicht nur Schulung des Verstandes und Handfertigkeit, sondern auch Pflege des Gemütslebens und des ästhetischen Sinnes. Häufige Andachtübungen sollen die Jungfrau befähigen, Herzensreinheit und Keuschheit zu bewahren. „Milde", d. h. Freigebigkeit gegen Dürftige, galt als eine Haupttugend edler Frauen. Ihr ganzes Auftreten sollte sich durch das Einhalten des rechten Maßes in allen Dingen auszeichnen. Ihre Haltung in der Öffentlichkeit war ihnen durch bestimmte Anstandsregeln genau vorgeschrieben. Sie sollten nicht um sich, noch hinter sich, sondern stät vor sich hin schauen,

Abb. 11. Die heilige Elisabeth.
(Marburg. Got. Skulptur.)
(Nach Springer, Kunstgesch. II, 5, Fig 332.)

den Blick nur langſam ein wenig zur Seite ſchweifen laſſen, Grüße mit ſanftem Neigen des Hauptes freundlich erwidern. Die vornehme Dame erſchien immer mit Gefolge, die Fürſtin inmitten ihrer Hoffräulein, des „Frauenzimmers". — Schon die Tatſache, daß das geſchilderte Idealbild des Weibes allgemeine Geltung gewinnen konnte, ſpricht dafür, daß Tugend, Herzensgüte, Frömmigkeit, Anmut und Schönheit nicht wenige Frauen der höfiſchen Geſellſchaft ausgezeichnet haben.

Der Frauendienſt iſt nach alledem eine wohl begreifliche Erſcheinung. Er galt für unzertrennlich von ritterlichem Weſen.

Abb. 12. Frauenkopfputz des 15. Jahrhunderts.
(Nach Heffner-Alteneck [65].)

„Willſt du dein Leben ſchmücken," ſo rät ein Ritter ſeinem Sohne, „ſo minne und ehre gute Frauen; ihre Tugend vertreibt uns die Sorge. Als Gott im Himmel die Engel ſchuf, gab er uns hier zu Engeln die guten Frauen." Schon auf den heranwachſenden Edeln ſoll der Einfluß reiner Weiblichkeit veredelnd wirken. Zu einer hochſtehenden Dame das Auge zu erheben, gilt für echten Ritters Art. Für ſie verſticht er ſeine Speere im Turnier, wagt er Leib und Leben in rühmlichem Kampf, unternimmt er wohl gar die Kreuzfahrt. Er grübelt über der Minne Luſt und Leid, und, hat ihm ein Gott gegeben zu ſagen, was er leidet, ſo bannt er ſeine Gefühle in Reime und wirbt als Minneſänger um ſeiner „Frauen" Huld. Aber indem er ihre Tugend preiſt, gerät er in einen ſeltſamen Widerſpruch:

gerade was er als ihren höchsten Vorzug rühmt, schließt ihn von der Möglichkeit, sie zu besitzen, aus; denn die Herrin, der er dient — und hierin zeigt sich deutlich der französische Ursprung des Minnedienstes — ist eines anderen Mannes Weib. War sie tugendsam, so durfte sie sich seinem Liebeswerben nicht ergeben. Er selbst hatte wohl eine liebenswürdige Hausfrau, die er in seiner Weise liebte und deren eheliche Treue er eifersüchtig hütete. Solch häusliches Glück aber dünkte ihm selbstverständliche und prosaische Alltäglichkeit. Die Poesie seines Lebens war der Minnedienst. Dachte er streng genug, um die Keuschheit seiner Erkorenen in Ehren zu halten, dann verzehrte er sich in hoffnungsloser Glut. Streckte er nach der verbotenen Frucht mit Erfolg die Hand aus, so schlug er sein eigenes Ideal in Trümmer. So bewegte sich das Liebesleben des Minners in widerspruchsvollen Verhältnissen. Zu dauernder Entsagung mögen die wenigsten Werbenden geneigt gewesen sein. Kräftig regte sich in gesunden Naturen die Sinnlichkeit. Ihr Ziel war allerdings der verstohlene Liebesgenuß, der den Ehebruch bedeutete. Die Derbheit, womit ein Ulrich von Lichtenstein die Freuden der Liebe ausmalt, ist schwer zu überbieten, und empörend ist die Sophistik, womit er nachweist, wann das Weib die eheliche Treue zu brechen und dem Liebhaber sich hinzugeben berechtigt sei. Das Gefahrvolle, Abenteuerliche verbrecherischer Liebe reizte die ritterliche Einbildungskraft. Das bezeugen jene „Tagelieder", indem sie der Wonne und dem Weh zweier Buhlen Ausdruck geben, die in der Nacht verbotener Minne gefrönt haben und durch den anbrechenden Morgen aus Scheiden gemahnt werden. In dem französisch-ritterlichen Frauendienst lag für unser Volkstum eine schwere Gefahr; denn er bedrohte einen der köstlichsten Vorzüge deutschen Lebens, die Reinheit der Ehe. Daß es vor diesem Verluste bewahrt blieb, dankt unser Volk dem gesunden Sinne der deutschen Frau, die den Anfechtungen einer fremdartigen Unsitte getrotzt hat. Wohl mag hier und da auch ein deutsches Weib mit dem Feuer verstohlener Liebe gespielt, wohl mag eines Ritters ausharrende Werbung den Frieden ihrer Seele gefährdet haben, wenn geheime Neigung dem Pflichtgefühle widersprach, aber die wenigsten Frauen sind der Versuchung erlegen. Eintönig klingt uns aus den deutschen Minneliedern die Klage über Sprödigkeit und Kaltsinn der Geliebten entgegen. Einen

Phantasten wie Ulrich von Lichtenstein trieb solche Herbheit in Abenteuer, die lebhaft an die Taten des sinnreichen Junkers Don Quijote erinnern. Tiefere Naturen hat die Sprödigkeit der Herrin auf den Weg der Pflicht zurückgeführt; denn das Trachten und Schmachten nach fremdem Besitz war doch ein fremder Tropfen im deutschen Blute. Der wackere Wolfram von Eschenbach hat sich zu der Überzeugung durchgerungen, daß die Liebe zur Hausfrau mehr gelte als das Werben um verbotenen Liebesgenuß. Man spürt, wie dem herrlichen Dichter das Herz aufgeht, wo er seinen Parzival sein ehelich Weib wiederfinden läßt, dem er auf mehrjähriger Irrfahrt die Treue gehalten. Man sieht deutlich, wie der alte deutsche Familiensinn siegt über romanischen Sinnenrausch und welsche Gefühlsschwelgerei.

Das köstlichste Vermächtnis des Frauendienstes ist die Minnedichtung. Wie Blumen im Frühling sprießen in jener Zeit die Lieder empor, und Frauenminne ist die Sonne, die sie weckt. Gering freilich ist die Mannigfaltigkeit der Stimmungen ritterlicher Lyrik. Die Standessitte zog dem Sänger enge Schranken. Sie erheischte Verschwiegenheit über des Ritters innigere Beziehungen zu seiner Dame, da sie ja eines anderen Gattin war, deren Frauenehre also nicht bloßgestellt werden durfte. Der Dichter mußte über gewisse Erlebnisse, an die sich seine Empfindungen knüpften, hinweggehen und etwaigen Andeutungen eine unverfängliche Form geben. Darunter litt die Ursprünglichkeit und Frische. Je mehr sich der Sänger über die romanische Hofsitte erhebt, je freier er seine deutsche Eigenart spielen läßt, umsomehr gewinnen seine Lieder Blut und Leben. Walter von der Vogelweide erscheint am liebenswürdigsten nicht in seinen Gesängen zum Preise vornehmer Damen, sondern in jenen reizenden volksmäßigen Liedern, die seine Buhlschaft mit einem schlichten Naturkinde gezeitigt hat.

Der Rückschlag gegen die Unnatur des fremdbürtigen Frauendienstes und die konventionellen Formen der Minnedichtung ist nicht ausgeblieben. Er kündigt sich schon in den Liedern Neidharts von Reuental an, der anstatt höfischer Frauen schmucke Bauerndirnen besingt. Seine Tanzlieder verstatten einen Einblick in das Leben der süddeutschen Bauernjugend, die in Tracht und Gebaren die ritterliche Gesellschaft in ihrer Art nachzuahmen suchte. In prächtigem Tanzrock mit faltigem „Schwänzlein" (Schleppe!), in bunten Schuhen erschien die

Dorfschöne auf dem Tanzplatz unter der Linde. Seidene Bänder trug sie im Haar, am Halse hing der zierliche Handspiegel. Die Schminke wurde nicht gespart, wenn die Naturfarbe zu wünschen übrig ließ (Michael). Die Mutter, der für die Keuschheit der Tochter bangt, verschließt ihr das Tanzkleid, aber das Mädchen erbricht die Truhe. Ja, wenn des Spielmanns Geige lockt, überkommt selbst manche Alte die Tanzlust. In bunter Reihe tritt man zum Tanze an, und unter des Vortänzers Leitung beginnt der Reigen. Es ist ein Vor- und Rückwärtsschreiten, ein Verschlingen und Lösen, ein Hüpfen und Springen, Tollen und Rasen, das mit der feierlichen Bewegung des früheren Reigens wenig Ähnlichkeit mehr hat, und wobei es oft nichts weniger als sittsam zuging. Fehlte der Spielmann, so behalf man sich mit dem Tanzliede, das der Vortänzer anstimmte, und in dessen Rundreim die Tanzgesellschaft jauchzend und stampfend einfiel. Die winterlichen Spinnstubentänze gestatteten nicht die freie Bewegung wie die Reigen auf dem Anger, sie mögen daher den höfischen Tänzen, die im langsamen Schleiftritt ausgeführt wurden, ähnlicher gewesen sein.

Wie der Minnedichtung war der höfischen Sitte des Frauendienstes auf deutschem Boden nur eine kurze Blüte beschieden. Schon Walter beklagt in seinen späteren Jahren den Verfall der höfischen Zucht. Ulrich von Lichtenstein in seinem „Frauenbuche" läßt einen Ritter und eine Edelfrau die Ursachen solchen Verfalls erörtern. Schuld sind nach des Ritters Meinung die Frauen. Eigensüchtig und unhold verschmähen sie, des Mannes Wohlgefallen zu erregen. Schaut man eine Frau jetzt an, so meint man eine Nonne zu sehen. Gebende und Schleier verhüllen Haar, Haupt und Antlitz. Statt eines zieren Kleinods schmückt ein Paternoster den Busen. Statt frohmütig zum Tanze geht sie Tag und Nacht zur Kirche. Nicht mehr lächelnden Mundes und mit holdseligem Wort grüßt sie den Ritter, sondern sie bleibt bei seiner Begrüßung kalt und stumm. — Die Dame macht für die veränderte Haltung des weiblichen die Entartung des männlichen Geschlechts verantwortlich. Freundlichkeit wird ja dem Weibe als Lüsternheit ausgelegt. Bei wüsten Saufgelagen brüstet sich der Ritter mit gewonnener Frauenhuld, ohne der Geliebten Namen zu verschweigen. Und was hat die Frau an ihrem Ehemann? Vom Morgengrauen bis zum späten Abend frönt er der Jagd. Seine Liebkosungen gelten den Rüden,

Digitized by Google

und sein Mund berührt das Jagdhorn lieber als die roten Lippen seines Weibes. Die halbe Nacht verbringt er beim Wein und beim Spiel, bis er trunken aufs Bett sinkt, ohne auf der Gattin Zärtlichkeit zu achten. Soll man nicht um die Freuden des Jenseits sich mühen, da das Diesseits nichts mehr bietet? — Diesen Vorwürfen begegnet der Ritter mit einem wohlgemeinten Rat: Die vernachlässigte Gattin, das an einen Unwürdigen gekettete Weib ergebe sich einem Liebhaber, der durch seine „Stäte" und Ritterlichkeit ihre Huld verdient.

Bezeichnend für die Wandlung ritterlicher Gesinnung gegen die Frauen ist eine hübsche Anekdote der Limburger Chronik. Reinhard von Westerburg, ein Günstling Kaiser Ludwigs, sang einst vor seinem kaiserlichen Herrn eines seiner Lieder, worin u. a. gesagt war: „Mag sie mich nicht, die werte Reine, so muß ich halt Abschied nehmen. Ihre Gnade kümmert mich wenig." Da der Kaiser das Lied hörte, strafte er den von Westerburg und sagte, es sei in dem Liede den Frauen zu kurz geschehen, der Sänger müsse das büßen. Reinhard besann sich nicht lange und sang ein Lied zum Preise der Geliebten. Da sprach der Kaiser: „Recht so, Westerburg, du hast deinen Fehler wieder gut gemacht." Das Geschichtchen zeigt auch, daß Frauendienst, ritterliche Gesinnung und höfische Lebensformen von den Höhen der Gesellschaft nicht so bald und so völlig gewichen sind, wie man gewöhnlich annimmt. Ja, wie das Turnierwesen scheint auch der Frauendienst im 15. Jahrhundert, zu den Zeiten eines Albrecht Achilles und Kaisers Max eine gewisse Nachblüte erlebt zu haben. Von dem bekannten Kriegsmanne Wilwolt von Schaumburg berichtet sein Biograph, er habe einer edlen, tugendhaften Edelfrau sich mit Liebe verbunden. „Der versprach er in der Abred und Beschließung ihrer beider Buhlschaft, sich nach ihrem Gefallen und Willen zu halten, sich keine Sach von ihretwegen bis in den Tod zu schwer sein zu lassen." Wie die Minner alten Schlages unternimmt Wilwolt seiner „Frau" zu Ehren die Lösung abenteuerlicher Aufgaben, versticht er seinen Speer im Scharfrennen. Aber wenn ihn auch sein Biograph mit den „Tafelrundern" des Königs Artus vergleicht, wir merken doch, daß dieser ritterliche Epigone als Spiel betreibt, was einem Ulrich von Lichtenstein höchster Lebenszweck gewesen war. Bei den von Albrecht Achilles und seinen fürstlichen Zeitgenossen veranstalteten „Stechhöfen" (Turnieren)

Digitized by Google

spielt „der Frauen Dank und Undank" eine große Rolle. Man reitet zum Rennen, um sich „vor dem Frauenzimmer sehen zu lassen" und „hübscher Jungfrauen und Frauen Lob zu erwerben", aber die Tonart, in welcher diese neueren Turnierhelden mit den Frauen sich unterhalten, ist von der der Minnesängerzeit recht verschieden. Der romantische, ritterliche Albrecht Achilles von Brandenburg nahm seine Gattin und ihr „Frauenzimmer" zuweilen auf die Heerfahrt mit. „Es ward," so berichtet Wilwolts Biograph, „wiewohl gekriegt, nichtsdestoweniger gestochen, alle Ritterspiel, Kurzweil und Freud geübet, darnach getanzt und sonst viel fröhlichen und ehrbaren Scherzes in allen Züchten mit den Frauen und Jungfrauen getrieben." Er versichert, das kurfürstliche Frauenzimmer sei so verwahrt gewesen, daß nichts Unehrbares habe vorkommen können. Wenn hiernach Albrecht darauf hielt, daß der weibliche Hofstaat seiner Frauenehre nichts vergab, so wissen wir doch andererseits aus seinen Briefen an seine Gemahlin, daß die Gespräche, die er zuweilen mit den Hoffräulein pflag, mehr vertraulich als anständig waren. Die geradezu unflätigen Dinge, die er ihnen durch den Mund der Kurfürstin entbieten läßt, und die Unbefangenheit, womit sie und ihr Frauenzimmer auf diese Derbheiten eingehen, sind ein deutliches Zeugnis für die unglaubliche Verrohung des Gesprächstones, die gegen früher selbst in den höchsten Gesellschaftskreisen unseres Volkes Platz gegriffen hatte. Freilich zeigt der Briefwechsel des genannten kurfürstlichen Paares hinwiederum auch, wie herzlich, innig und gesund bei aller — man möchte sagen bäuerischen — Derbheit das Verhältnis zwischen deutschen Ehegatten selbst in fürstlichen Häusern sich gestalten konnte. „Ich laß Euer Lieb wissen," schreibt die Kurfürstin Anna an den entfernten Gemahl, „mein groß Sehnen und Verlangen, das ich nach Euer Lieb hab, und wollt gern wissen, wie's ist Euer Lieb zur Stund, da mir die Zeit und Weil lang ist, daß ich so lang keine Botschaft von Euer Lieb hab." Ähnliche Töne klingen uns aus den Briefen mancher deutschen Fürstin des 15. und 16. Jahrhunderts entgegen. Die Herzogin Sibylle von Sachsen berichtet ihrem gefangenen Gemahl, „daß mein Bild, das mir E. G. zum neuen Jahre geschenkt hat, mir nimmer auf dem Latze bleiben will, sondern es kriecht mir immer zum Herzgrübchen hinein; was es bedeuten tut, das weiß ich nicht; ich halte es für einen schwarzen

Edelstein gewißlich und nicht für ein Bild, und es ist mir von ganzem Herzen lieb." Eine fürstliche Großmutter sendet ihren drei Enkeln drei Sträußchen und schreibt dazu an ihre Tochter: „Wolleſt jeglichem Sohne eins von meinetwegen geben; das schönste gib mir meinem Fritzen. Du wirst es wohl wissen auszuteilen, und sag dem Fritzen wieder eine gute Nacht von meinetwegen und dem Hans Kasel einen guten Morgen und küsse mir alle drei von meinetwegen. Ich wollt es lieber selbst tun, so ist mir der Weg zu weit, und bin ich zu faul. Damit hunderttausend guter Nacht ins Herzenshäuslein hinein." Der Zauber des goldenen deutschen Frauengemütes, der uns in solchen schlichten Naturlauten anspricht, entschädigt reichlich für die Derbheit und bäuerliche Hausbackenheit, die auch der vornehmen Frau des endenden Mittelalters und der Reformationszeit anhaften. Wie hoch steht doch diese Weiblichkeit über dem höfischen Anstand der anmutigeren und ästhetisch feiner veranlagten Frau der Minnezeit! — Mancher an den Frauendienst gemahnende Brauch des späteren Mittelalters hat eine Vergröberung und Verallgemeinerung erfahren, die seine ursprüngliche Bedeutung verdunkeln. Als der Minnedienst blühte, war es wohl vorgekommen, daß die vornehme Dame ihren treuen Liebhaber im tiefsten Geheimnis durch die Erlaubnis belohnte, eine Nacht in ihren Armen zuzubringen, wofern er sich auf Ehre verpflichtete, außer Kuß und Umarmung keine Gunst zu begehren. Im 15. und 16. Jahrhundert ist der „Beischlaf auf Treu und Glauben" eine in vornehmen Kreisen weit verbreitete Art pikanten geselligen Vergnügens, das sich zuweilen an Tanz und Gelage anschloß.

Für das Wesen und die Stellung der deutschen Bauern- und Bürgersfrau im 13. Jahrhundert sind die Äußerungen des großen Predigers Berthold von Regensburg sehr bezeichnend. Seine Hauptwirksamkeit fällt allerdings in die Zeit des „Zwischenreiches" (1254—73), also in eine Epoche der Auflösung staatlicher Ordnung, worunter fast alle Gattungen des Gemeinschaftslebens, auch die Familie, zu leiden hatten. Daß auch die Stellung und das Leben der Frau durch die einreißende Rechtlosigkeit beeinträchtigt wurden, läßt sich leicht denken. Beachten muß man freilich, daß die Predigt, die ja Buße bewirken soll, bei der Besprechung der Fehler und Mängel der Personen und Zustände stark aufträgt, während sie Vorzüge

ganz verſchweigt oder nur nebenbei anmerkt. Natürlich kommt Berthold auf Ehe und Familienleben oft zu ſprechen. Als treuer Sohn der Kirche warnt er im Sinne des kanoniſchen Rechts vor einer Eheſchließung zwiſchen zwei Perſonen, zwiſchen denen Blutsverwandtſchaft, Schwägerſchaft und Gevatterſchaft beſteht. Das Verhältnis der Ehegatten und ihre gegenſeitigen Pflichten werden oft erörtert. Der Ehemann ſoll ſeiner Hausfrau Morgengabe und, was ſie ihm zugebracht hat, nicht unnütz vertun, ſondern „ihr Gut" gewiſſenhaft zu ihrem Nutzen verwalten. Der Mann iſt zwar „des Weibes Meiſter und ihr Herrſcher", aber er ſoll ſeine Gewalt nicht mißbrauchen, indem er die Frau unverdientermaßen mißhandelt. An Kleidung, Eſſen und Trinken ſoll er ihr alles das gönnen, was er für ſich ſelbſt begehrt. Als ein Zeichen empörender Liebloſigkeit verurteilt der Prediger die Gepflogenheit des Mannes, ſich nach dem Tode ſeiner Frau ſofort wieder zu verheiraten. Über den geſchlechtlichen Umgang der Eheleute läßt ſich Berthold ausführlich aus. Er ſchärft ihnen ein, wann und unter welchen Umſtänden Enthaltſamkeit geboten iſt. Der Frau verſtattet er unter gewiſſen Umſtänden die Übertretung des kirchlichen Gebotes der Enthaltſamkeit an Feiertagen u. ſ. w, wenn ſie nämlich durch ihre Willfährigkeit den Gatten vor Ausſchweifungen und Ehebruch bewahren kann. — Unbedingten Gehorſam ſchuldet die Frau dem Manne, wo er nichts verlangt, was gegen Gottes Gebot und ihr Gewiſſen iſt. Ihr freundwilliger Sinn ſoll in ihrem ganzen Gebaren zum Ausdruck kommen. Sie ſoll dem Ehewirt alle Ehrerbietung erweiſen. Kommt er heim, ſo ſoll ſie vor ihm aufſpringen, ihm mit Willkomm entgegen gehen, ihm das Gewand abnehmen und ihm heißen das Kiſſen legen. Den Weibern bezeugt Berthold im allgemeinen, daß ſie keuſcher und züchtiger ſeien als die Männer; aber er eifert auch gegen ſolche, die einem „Zumann" ſich hingeben. Manche will ſich des ehelichen Geſchlechtsverkehrs nicht enthalten, aber auch ſeine mühereichen Folgen nicht tragen; ſie iſt ruchlos genug, ſich durch Tränke unfruchtbar zu machen. Die mütterliche Pflicht wird nicht immer ſo geübt, wie es das Wohl der Kinder erheiſcht. Zur Unzeit wird oft die Rute geſpart. Wohlhabende Mütter verſündigen ſich an ihren Kindern oft durch Verwöhnung und namentlich durch Überfütterung. Dadurch werden ſie zur Unmäßigkeit ge-

wöhnt oder ſterben frühzeitig an „Überfülle". An der Eitelkeit und Putzſucht der Zeit hat das Weib ſeinen vollen Anteil. Die Hälfte des Jahres wendet ſie an ihr Haar. Wenn ſie nicht viererlei oder ſechſerlei Kleidung zur Verfügung hat, hat ihr Mann keine ruhige Stunde. In Pfauenhüten, mit geſtickten Kleidern und langen Schleppen „ſchwänzeln" die Mädchen und Frauen durch die Gaſſen, an Gewand und Kopfputz zupfend, daß man ſie recht begaffe. Was eine Törin Neues bringt, machen andere Törinnen nach. Unerbittlich iſt Berthold gegen die „Färberinnen und Gilberinnen", d. h. gegen die Weiber, die ihr Geſicht ſchminken und gelbes Gebende tragen, wie es den Luſtdirnen, Pfaffenweibern und Jüdinnen unehrenhalber vorgeſchrieben war. Einem Weibe, das ſich nicht ſchämt, Dirnentracht anzulegen, iſt keuſche Geſinnung nicht zuzutrauen. Es gibt denn auch „Näſcherinnen", die verbotener Liebesluſt nachjagen und, wenn ſie in Unehren ein Kind geboren haben, es grauſam umbringen. Wie viele Weiber leben nicht mit Pfaffen in fleiſchlicher Gemeinſchaft! Kein redlicher Mann ſollte ſolche „Pfäffinnen" im Hauſe dulden. Als „des Teufels Jagdhunde" verabſcheut unſer Prediger die „Trüllerinnen" (Kupplerinnen) und die „böſen Häute", die „gemeinen Fräulein", die am Stadtgraben wohnen und ihre Reize zu Markte tragen. Des Weibes Sittſamkeit kann nicht genug gehütet werden. Berthold widerrät Frauen und Mädchen die Teilnahme an weiteren Wallfahrten. Weiber gehören über Nacht ins Haus. Zu Hauſe mögen ſie ſitzen und ſpinnen, hier mögen ſie Buße tun, wenn ſie geſündigt haben. „Wir leſen von mancher, die fuhr gen Rom, und was ſie mitnahm, ließ ſie dort; was ſie nicht mitnahm, brachte ſie heim." Ihr Magdtum ließ ſie bei St. Peters Münſter und mit einem Kinde fuhr ſie heim. „Einer Frau Romfahrt und einer Henne Flug über einen Zaun iſt alles gleich nütze." Auch die Tanzluſt iſt der weiblichen Keuſchheit gefährlich. Der wilde Springreigen, bei dem es der Tänzer darauf abſieht, durch Hochheben, plötzliches „Abſtoßen" und Herumſchwenken ſeine Tänzerin nach Möglichkeit zu entblößen, iſt unſerem Prediger mit Recht verdächtig. Freilich erweiſt ſich alles Predigen gegen die Vergnügungswut der „Tänzeler" als vergebliche Mühe. „Bruder Berthold," ſagen ſie, „rede du, was du willſt, wir mögen ungetanzet nicht ſein." Auch von der Trunkſucht und Spielſucht der Männer ſind die Frauen angeſteckt. Der Mann

vertrinkt sein Schwert, die Frau ihren Kopfputz. Zwar kirchlicher sind die Weiber als die Männer, man sieht sie häufiger als diese im Gottesdienst; aber sie lassen hier wie im „Heimgarten" (in Gesellschaft!) ihren Mund nicht stille stehen mit unnützem Gespräch. Die eine erzählt von der Faulheit und Verschlafenheit ihrer Magd, die andere klagt, daß ihr Kind so viel Arbeit koste, oder daß es nicht recht zunehme. Trotz ihrer Kirchlichkeit beflecken sich die Frauen häufiger als die Männer mit dem heidnischen Greuel der Zauberei. Heftig schilt Berthold auf die Wahrsagerinnen und „Lüpperinnen" (Zauberinnen), die mit ihrer Afterkunst das abergläubische Volk schmählich betrügen. Durch Zaubermittel und Liebestränke sucht das törichte Mädchen, namentlich die Bauerndirne, eines Mannes Herz zu gewinnen. „Warum," ruft der Prediger ihr zu, „warum bezauberst du anstatt eines Bauern Sohn oder Knecht nicht einen Grafen oder König? So wärest du eine Königin."

5. Des Bürgertums Blütezeit.

Wenn ein so strenger Richter wie Berthold den deutschen Frauen seiner Zeit vor den Männern den Vorzug größerer Frömmigkeit, Keuschheit und Barmherzigkeit zuerkennt, so ist diese Tatsache für die Beurteilung des weiblichen Geschlechts jener Tage gewiß beachtenswert. Nicht minder merkwürdig ist jedoch, was er an ihnen zu tadeln findet, denn hierin offenbaren sich bereits diejenigen Züge, welche die deutsche Frauenwelt des endenden Mittelalters kennzeichnen. Auf das Zeitalter ritterlicher Kultur folgte für unser Vaterland eine Zeit gewaltigen wirtschaftlichen Aufschwunges und damit eine entschiedene Abwendung von phantastisch-idealer zu nüchterner Lebensanschauung. Das Rittertum fällt raschem Verfall anheim, der Ritterstand erniedrigt sich zum Straßenraub und erschöpft seine Kraft in wilden Fehden und wüsten Ausschweifungen. Die Städte blühen auf, und das jugendfrische, erwerbskräftige Bürgertum prägt den folgenden Jahrhunderten den Stempel seines Wesens auf. Materielle Interessen beherrschen das Dasein, man will erwerben und genießen, „sich ausleben, im Guten wie im Schlechten. Gewaltig war oft die Leidenschaft,

ungezügelt die sinnliche Genußsucht, entsetzlich oft der Unflat; aber das waren Zeichen nicht eines verkommenen Geschlechts, sondern eines jugendlich-kräftigen Volkes" (Steinhausen).

Unter dem Zeichen der Bürgerlichkeit und der unbefangenen derben Lebenslust steht auch das Frauenleben des endenden Mittelalters. Selbst die Fürstin unterscheidet sich in dieser Zeit in ihrem Denken, ihrem Geschmack, in ihrer gesamten Bildung nur wenig von der Bürgerfrau. Bei beiden ist das geistige Interesse gering, das Behagen und die Freude an äußeren Dingen groß, das Gemütsleben im ganzen dennoch schlicht und unverdorben. — Die äußere Erscheinung der deutschen Frau im 14. und 15. Jahrhundert sticht gegen die der höfischen Zeit nicht eben vorteilhaft ab. Vornehme Schlichtheit ist der Vorliebe für das Bunte und Auffallende gewichen. (Vgl. Abb. 13.) Man verhüllt das Gesicht mit dem Schleier, das Haar mit ungeheuerlichen Hauben. Die Schleppe wird länger. Die Füße stecken in lächerlich langen Schnabelschuhen. Man schneidet die Ränder des Kleides zackig aus oder trägt Besätze von ausgezackten Lappen („Zaddeln"). Man behängt und überladet sich mit Goldketten, Perlenschnüren, Kleinodien, Ringen, silbernen Schellen und Zieraten aller Art. (Vgl. Abb. 14.) Die Hüte schmückt ein Busch von wallenden Straußenfedern. Die Frau kann sich nicht eng genug schnüren, sie bedarf dazu fremder Hilfe. Kurz nach der furchtbaren Heimsuchung Deutschlands durch den „schwarzen Tod" kommen unmäßig aus-

Abb. 13.
Frauentracht a. der 2. Hälfte d. 15. Jahrh.
(Nach Heffner-Alteneck [58].)

geschnittene Kleider in Mode. „Die Frauen trugen weite Hauptfenster, also daß man ihre Brüste zur Hälfte sah," erzählt die Limburger Chronik. Erst zu Anfang des 16. Jahrhunderts macht sich eine erfreuliche Wendung zum Einfachen, Natürlichen, Sittsamen geltend. (Vgl. Abb. 15 u. 16.) „Die Weiberkleidung," bezeugt Sebastian Frank, „ist jetzt köstlich, aber ehrbarer gemacht und wenig zu tadeln, ausgenommen den vorwitzigen Überfluß." (Vgl. Abb. 17 u. 18.) Doch diese Mode ging rasch vorüber, um jener kostbaren „zerhauenen und zerschnittenen Kleidung" Raum zu geben, einer Tracht, die sich in Puffen, Aufbauschungen, unterlegtem Schlitzenwerk nicht genug

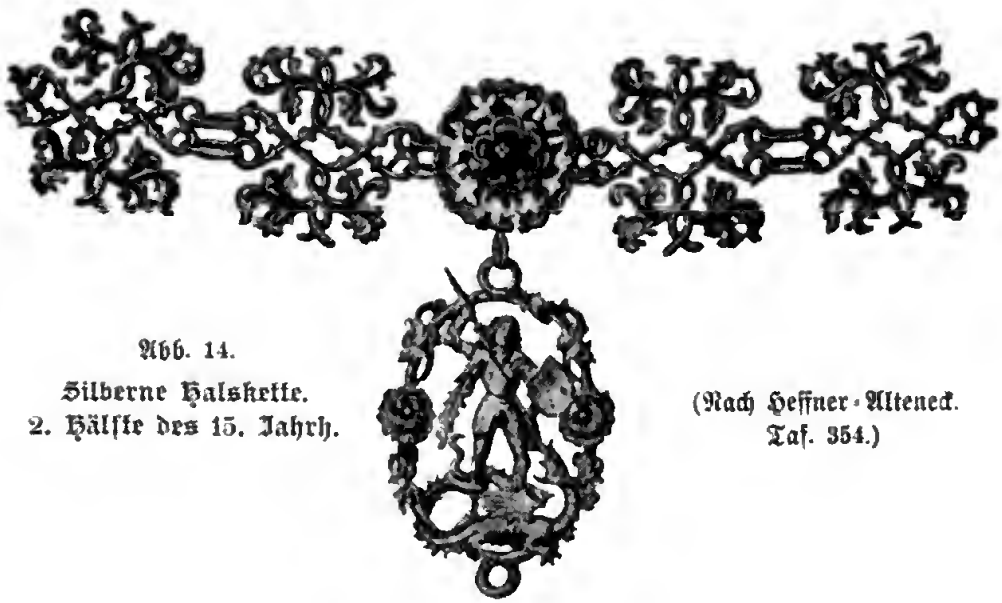

Abb. 14.
Silberne Halskette.
2. Hälfte des 15. Jahrh.

(Nach Heffner-Alteneck. Taf. 354.)

tun konnte. (Vgl. Abb. 19—21.) Doch in allen Modenarrheiten hat sich damals das männliche Geschlecht vor dem weiblichen merklich hervorgetan.

Das aufblühende städtische Leben bot Anlaß genug zur Entfaltung von Pracht wie zur Unterhaltung. Fest drängte sich an Fest, und die Tanzlust fand reichlich Gelegenheit zur Befriedigung. In Nürnberg hielt die ritterbürtige Jugend der „Geschlechter" auf dem Marktplatz ihr Gesellenstechen, in dem sie es dem landsässigen Adel gleichzutun suchte. Des Abends folgte dann auf dem Rathause ein Geschlechtertanz, wobei die Töchter der ratsfähigen Familien den Siegern den „Dank" überreichten. Aber auch dem gewöhnlichen Bürgermädchen fehlte es nicht

Abb. 15. Grabmal des Grafen und der Gräfin v. Henneberg, von Peter Viſcher (?). † 1529. (Klaſſiſcher Skulpturenſchatz Nr. 54)

an Vergnügen. In dem gewerbreichen Nürnberg hielten die Gesellen fast aller Zünfte von Zeit zu Zeit ihren feierlichen Umzug und ihren Tanz auf ihrer Herberge oder auf der Gasse. Dazu wurden die Töchter und Mägde der Meister geladen. Wie stolz war die Metzgertochter, die beim Gassentanze das „Öchslein" tragen durfte, ein Fähnlein mit dem Zunftwappen, welches derjenigen Tänzerin zuteil wurde, die den Vorreigen hatte! Und welche Lust und Kurzweil war nicht bei den glänzenden Schützenfesten zu finden, welche die gesamte Nürnberger Bürgerschaft auf der Hallerwiese vereinigten! Mehr und mehr tritt in den Städten die Neigung der Ratsmitglieder hervor, ihren weiblichen Angehörigen an gewissen Ratsgelagen, am Bürgermeisterschmause u. s. w. Anteil zu geben. In den Stadtrechnungen sehen wir die Beträge für solche Schmäuse merklich wachsen, seitdem „des Rats Weibspersonen" mitmachen. Auch in die Zunftgelage dringen mehr und mehr die Meistersfrauen und -töchter ein. Der letzteren eine dient wohl als „Kranzjungfer", sie muß dem aufgenommenen Gesellen den Gesellenkranz winden und aufsetzen. Je freier nun aber die Frau in der Öffentlichkeit sich bewegte, je häufiger und gewöhnlicher sie an dem Tun und Treiben der Männer teilnahm, desto mehr setzte sie sich dem Urteil der öffentlichen Meinung aus, wurde sie Gegenstand des Gesprächs und des Klatsches. Ihr Ansehen litt unter dem Einflusse der Derbheit, die das Wesen der damaligen Männer-

Abb. 16. Frauentracht aus der 1. Hälfte des 16. Jahrh. (Nach Heffner-Alteneck [56].)

welt bezeichnet, und deren Verkörperung uns in dem von Sebastian Brant entdeckten neuen „Heiligen", dem „St. Grobianus", entgegentritt. In dem meist grobianisch gefärbten Schrifttum des endenden Mittelalters findet sich sehr selten

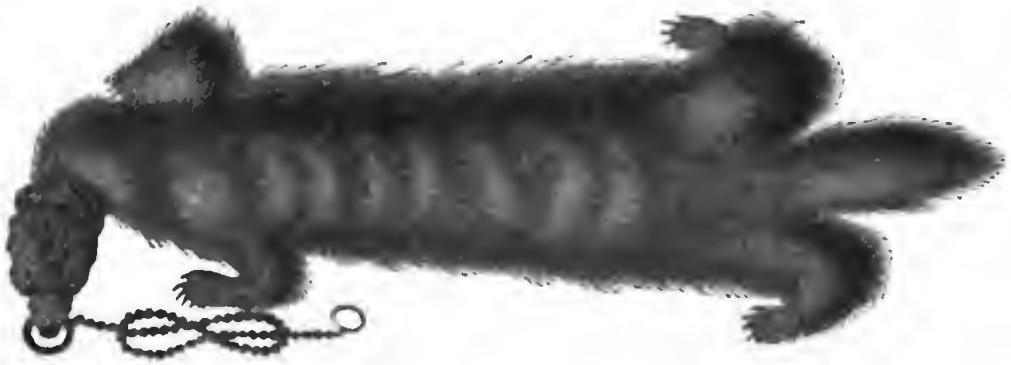

Abb. 17. Pelzschmuck. Mitte des 16. Jahrhunderts.
(Nach Heffner-Alteneck. Tafel 532.)

etwas, das an jenen altdeutschen Zug zarter Verehrung für die Frauen erinnert; sehr häufig hingegen wird das Weib Gegenstand bedenklicher Witze, ja unflätiger Zoten. Am beliebtesten sind die Schwänke und Fastnachtspiele, welche schmutzige Verhältnisse der Frau mit Mönchen und Pfaffen zum Inhalt haben, und das in manchen Nonnenklöstern tatsächlich herrschende Lasterleben wird selbst von Gegnern der Reformation wie dem katholischen Grafen von Zimmern in allen seinen Einzelheiten mit grobem Behagen ausgemalt.

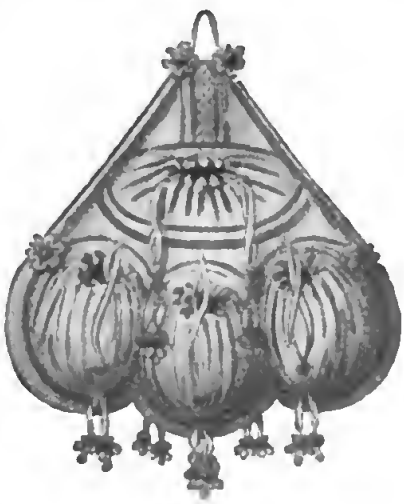

Abb. 18.
Frauentasche des 16. Jahrh.
(Nach Heffner-Alteneck. Taf. 474.)

Dem farbensatten Bilde vom deutschen Frauenleben im endenden Mittelalter fehlte die dunklere Kehrseite nicht. Auch damals hat es eine Frauenfrage*) gegeben, auch damals war das Zahlenverhältnis der beiden Geschlechter ein derartiges, daß für eine beträchtliche Menge von Mädchen die Möglichkeit einer Verheiratung ausgeschlossen

*) Das Folgende nach Bücher, Die Frauenfrage im Mittelalter.

war. Im allgemeinen suchte man im Mittelalter die Not dadurch zu lindern, daß man die Frauen von keinem Gewerbe ausschloß, für welches ihre Kräfte ausreichten. Man hatte nicht nur Lehrerinnen, man hatte auch Ärztinnen. Diese standen freilich nicht im besten Rufe und wurden vielfach den Kupplerinnen gleich geachtet. Für viele Mädchen und Witwen blieb das Kloster die einzige Zuflucht. Wie die älteren Frauenstifter ganz wesentlich Versorgungsanstalten für Töchter des Adels, so waren die jüngeren Versorgungsanstalten für Töchter des Bürgertums. Bei der Stiftung von Frauenklöstern spielte dieser soziale Zweck eine nicht minder wichtige Rolle als der religiöse. Nach dem Muster der Nonnenklöster bildeten sich dann Haushaltungsgruppen von alleinstehenden Frauen und Jungfrauen, die ihr Vermögen zur Führung eines gemeinsamen Lebens zusammentaten und schwesterlich miteinander haushielten. Solche Frauen nannte man „Pfründnerinnen" oder „Mantelfräulein", weil sie eine eigene Tracht von geistlichem Zuschnitte trugen. Seit der Mitte des 13. Jahrhunderts wurden in Deutschland überall Anstalten gegründet, die ausschließlich zur Versorgung ärmerer alleinstehender Frauen bestimmt waren, die sogenannten „Gotteshäuser", die Beginenanstalten. Im alten Frankfurt hießen sie „Einungen", ander-

Abb. 19.
Frauentracht aus d. 1. Hälfte d. 16. Jahrh.
(Nach Hessner-Alteneck [49].)

wärts „Seelhäuser". „Klausen" wurden sie genannt, wenn sie zur Aufnahme von nur einer Begine (Klausnerin) bestimmt waren. Alles dies waren „Stiftungen christlicher Barmherzigkeit, hervorgegangen aus dem religiösen Bedürfnisse derjenigen, welche ihr irdisch Hab und Gut — gewiß mit Recht — dem Dienste Gottes zu weihen meinten, indem sie für die Unterkunft der von der Welt verlassenen, jeder Gefahr ausgesetzten Frauen Sorge trugen. Vorzugsweise waren es verwaiste oder ledig gebliebene arme Mädchen, kinderlose Witwen, Töchter kinderreicher Handwerker, alte treue Dienstboten, die hier Aufnahme fanden." Nicht selten traten auch Frauen wohlhabenden Standes ein und brachten dem Hause ihr Vermögen zu. Die Beginen lebten zunächst von der Rente des Stiftungsvermögens. Reichte sie nicht aus, so mußten sie durch ihrer Hände Arbeit, durch Stricken, Nähen, Spinnen, Weben und Bleichen von Leinwand ihr Einkommen erhöhen. Auch zu Werken der Nächstenliebe waren sie bereit: die Krankenpflege und die Sorge für die Toten waren ihnen vielfach überlassen. Die Leitung des Schwesternhauses lag in den Händen einer „Meisterin". Die Beginentracht schloß sich im Schnitt der Gewandung einfacher Bürgerfrauen an. „In religiöser Beziehung hatten die Beginen keine anderen Verpflichtungen als alle ehrbaren Frauen," sie waren nicht an die Andachtsübungen gebunden, die in Klöstern vorgeschrieben waren. Die ursprünglich segensreiche Einrichtung ist freilich bald dem Schicksal verfallen, dem selten eine kloster-

Abb. 20.
Weibliche Tracht aus d. Mitte d. 16. Jahrh.
(Nach Heffner-Alteneck)

artige Gemeinschaft entgangen ist. Die Schwesternhäuser gelangten durch zahlreiche Stiftungen zu einer Wohlhabenheit, welche die Beginen der Notwendigkeit zu arbeiten überhob. Sie verfielen dem Müßiggang, der aller Laster Anfang ist. In Frankfurt a. M. wurden sie gegen 1500 den gemeinen Dirnen gleich geachtet. Sebastian Brant schildert sie als nichtsnutziges Schmarotzervolk und ruft aus: „Ach, wären sie zu Portugal! Ach, wären sie an jener Statt, da der Pfeffer gewachsen hat, und möchtens nimmer hergedenken, ich wollt' ihn' gern das Weggeld schenken!" Unter diesen Umständen wurde die nachmalige Beseitigung der Beginenhäuser durch die Reformation ebenso wie die Aufhebung der vielfach greulich entarteten Frauenklöster von der Mehrzahl der Zeitgenossen als ein Segen empfunden.

Abb. 21.
Jungfrau-Tracht von 1572. (Straßburg.)
(Nach Hessner-Altenek [37].)

Die rasche Entwicklung städtischen Lebens ist vielen weiblichen Personen insofern zum Verderben ausgeschlagen, als sie der Prostitution merklichen Vorschub geleistet hat. Daß diese traurige Einrichtung den Deutschen schon im früheren Mittelalter nicht unbekannt war, haben wir gesehen. In den letzten Jahrhunderten des Mittelalters aber scheint die Zahl der Weiber, die aus der Unzucht ein Gewerbe machten, außerordentlich groß gewesen zu sein. Um 1300 erzählt ein Chronist, der die Zustände des Elsasses zu Beginn des 13. Jahrhunderts schildert, von der Entstehung des Ordens der „Reuerinnen" folgende bezeichnende Geschichte: „Der Orden der Frauen, die man

Büßerinnen neunt, ſoll auf folgende Weiſe entſtanden ſein. Es war ein Geiſtlicher namens Rudolf, der dem Herrn nach dem Maße ſeiner Kraft treu diente. Als dieſer einſt in der Gegend von Worms ſeinen Geſchäften nachgehend von Dorf zu Dorf zog, fand er an einem Kreuzwege öffentliche Dirnen ſitzen. Da er nun zu ihnen gekommen war, fiel der Geiſt des Herrn auf ihn, ſo daß er den Stock ergriff und die Dirnen ſchlagen wollte. Sie aber ſprachen: 'O Herr, wir ſind ſchwächlich und können auf keine andere Weiſe unſeren Lebensunterhalt erwerben; gebt uns nur Brot und Waſſer, ſo wollen wir in allen Dingen Euren Willen tun.' Als er das vernommen, führte er ſie in die Stadt, mietete ihnen ein Haus, verſchloß ſie feſt daſelbſt und verſchaffte ihnen, ſo gut er konnte, Lebensunterhalt. Er mietete nämlich einen Knecht, der täglich für ſie in der ganzen Stadt Brot erbetteln mußte. Da erbarmten ſich die Leute der Weiber, gaben ihnen reichlichen Unterhalt und empfahlen das Werk des genannten Rudolf auf alle Weiſe. Als dieſer nun ſah, daß ſeine Tätigkeit vielfachen Anklang fand, ging er in verſchiedene Städte, ſammelte die öffentlichen Dirnen und verſchaffte ihnen auf die erwähnte Weiſe ihre notwendigen Bedürfniſſe. Dieſer Rudolf gab den Weibern prieſterliche Gewänder und nannte ſie auf lateiniſch poenitentes, zu deutſch Reuerinnen. Es waren aber ihre Kleider weiße Untergewänder, lange weiße Bruſttücher, lange Mäntel, weiße leinene Obergewänder, leinene Kopfbedeckungen. Darauf ging jener Rudolf an den Papſt und erlangte von ihm die Leitung und Beſtätigung ſeines Ordens." Mag dieſe Nachricht von der Entſtehung des weitverbreiteten Frauenordens immerhin eine ſagenhafte Färbung an ſich tragen, beachtenswert iſt jedenfalls die Angabe, daß die bittere Not jene Weiber auf die Bahn des Laſters geführt habe. Trotz aller Bekehrungsverſuche aber griff die Proſtitution immer weiter um ſich und erreichte im 15. Jahrhundert eine erſchreckende Verbreitung. Bald war keine größere Stadt mehr ohne Frauenhaus. Selbſt in Städtchen von 2000 Einwohnern fehlte ein ſolches ſelten. In Konſtanz ſoll ſich die Zahl der öffentlichen Dirnen in den Frauenhäuſern und derjenigen, „die ſelbſt Häuſer gemietet hatten oder in den Ställen lagen", zur Zeit der großen Kirchenverſammlung auf 700 belaufen haben. Dazu bemerkt der Chroniſt, daß die „heimlichen" Dirnen in dieſer Rechnung nicht mit einbegriffen ſeien. Die Stadtverwaltungen hielten die öffent-

lichen Häuser, die zuweilen mit dem poetischen Namen „Rosengarten" benannt werden, für ein durchaus notwendiges Übel und beriefen sich bei der Einrichtung derselben auf die Nachsicht der heiligen Kirche. Um zu vermeiden, daß die Wollust unter den Bürgerfrauen und -mädchen ihre Opfer heischte, konzessionierten die Stadtbehörden fremdbürtige Wirte und Buhlerinnen, die sie selbst unmittelbar oder durch Mittelspersonen, zuweilen durch den Henker, beaufsichtigten. Man ließ den Frauenwirt schwören, „der Stadt treu und hold zu sein und Frauen zu werben." In Ulm wurde ein solcher Mensch eidlich verpflichtet, „14 taugliche und geschickte, saubere und gesunde Frauen zu unterhalten." Man hielt sich behördlicherseits für verpflichtet, die „schönen Frauen" („Hübscherinnen") gegen die Konkurrenz von Straßen- und Winkeldirnen zu schützen. Wirte und Wirtinnen, die ohne Konzession „Huren und Buben hausten und beherbergten", wurden streng bestraft. Der konzessionierte Wirt war angewiesen, die Opfer der Wollust nicht knapp zu halten, vor allem aber keiner reuigen Dirne den Rücktritt von der Bahn des Lasters irgendwie zu erschweren. Gewöhnlich gestattete man öffentliche Häuser nur in einem bestimmten Stadtviertel, etwa an der Stadtmauer („auf dem Graben"). Den Dirnen war eine bestimmte Tracht vorgeschrieben, die sie als solche kenntlich machte. Manche Stadtverwaltungen setzten eine Ehre darein, ihr wohlbesetztes und für solche Fälle festlich geschmücktes Frauenhaus anwesenden fürstlichen Gästen und ihrem Gefolge unentgeltlich zur Verfügung zu stellen. Der Berner Rat erntete für solche Aufmerksamkeit einmal des Kaisers Sigismund öffentlichen Dank. Ja, man fand es nicht anstößig, die gemeinen Weiber der Stadt, auf städtische Kosten herausgeputzt, ankommenden Fürsten oder vornehmen Gästen zum Willkomm entgegenzusenden und sie Sträuße überreichen zu lassen. Auch zu gewissen bürgerlichen Festlichkeiten, Umzügen und Tänzen, wurden diese sauberen Festjungfrauen nicht selten zugezogen. — Solche widerwärtigen Bräuche haben die Zeit der Reformation selten überlebt. Mit allem Ernst haben bekanntlich die Reformatoren gegen die Prostitution insgemein und gegen die Einrichtung öffentlicher Häuser insbesondere geeifert. Daß ihr Bemühen vergeblich gewesen wäre, wird man nicht behaupten dürfen, wohl aber darf man bezweifeln, ob der Erfolg allerwärts ihrer Erwartung entsprochen, ob es die herr-

ſchende Unzucht weſentlich vermindert habe. Soviel wenigſtens hat ihr löblicher Eifer bewirkt, daß der Beſtand der gemeinen Häuſer in evangeliſchen und in katholiſchen Kreiſen als ein öffentliches Ärgernis erkannt wurde. Freilich erhoben ſich gegen die Abſchaffung der Einrichtung manche Bedenken. In Baſel „ſetzte ſich der gemeine Mann dagegen und meinte ſogar, man könnte keine fromme Frau oder Tochter behalten, wenn man ſie abſchaffe.“ Man hat mit Recht geſagt, daß nicht religiös-ſittlicher Eifer der Reformatoren allein, ſondern auch Erwägungen weltlicher, namentlich wirtſchaftlicher und geſundheitspolizeilicher Natur für die Abſchaffung der gemeinen Häuſer entſcheidend geweſen ſind. Auch war ſelbſtverſtändlich mit der Aufhebung der öffentlichen Häuſer die Proſtitution nicht aus der Welt geſchafft. Die heimliche Sünde ſchoß um ſo üppiger ins Kraut. Man lernt jene Bedenken des Baſeler gemeinen Mannes gegen die Aufhebung der Freudenhäuſer verſtehen, wenn man die tagebuchartigen Aufzeichnungen lieſt, welche der Nürnberger Scharfrichter „Meiſter Franz“ über „all ſein Richten am Leben ſowie ſeine Leibesſtrafen, ſo er verrichtet“, aus den Jahren 1577—1615 hinterlaſſen hat. Sie geben Zeugnis von den Verheerungen, welche die heimliche Proſtitution in Nürnberg nach Abſchaffung des öffentlichen Hauſes unter den Weibern der ärmeren Volksklaſſen, namentlich unter den weiblichen Dienſtboten angerichtet hat. Eine ekelerregende Verrohung des weiblichen Fühlens offenbart ſich uns bisweilen in dieſen Berichten. Mit dem Gewerbe der Dirne und Kupplerin verbinden ſich ganz gewöhnlich die Verbrechen des Diebſtahls, der Hehlerei und des Kindsmordes. Geſellſchaftliche und wirtſchaftliche Notſtände und die Lüſternheit gewiſſensloſer Mannsleute haben neben der Sinnlichkeit, Eitelkeit, Leichtfertigkeit und Genußſucht der betreffenden weiblichen Perſonen auch damals den Nährboden der Proſtitution abgegeben. Seit der Aufhebung der öffentlichen Bordelle ſuchte der Wüſtling Befriedigung ſeiner Gier in frivolen Liebesverhältniſſen und im Beſuche verborgener Laſterhöhlen, und gewiſſen Erſatz boten ihm auch die im Privatbetriebe befindlichen Badeſtuben, zumal hier altem Brauche gemäß Männer und Weiber oft gemeinſam badeten. Wir beſitzen bildliche Darſtellungen, die keinen Zweifel darüber laſſen, daß das Treiben in den Badeſtuben dem der Bordelle ſehr ähnlich geweſen iſt.

Es wäre unbillig, wollte man verschweigen, daß auch das Mittelalter für die Rettung gefallener Frauen mancherlei heilsame Einrichtungen ins Leben gerufen hat. Von dem Orden der Reuerinnen ist bereits die Rede gewesen. Er erfuhr von seiten des Bürgertums vielfache Unterstützung. Ja, in Wien wurde 1384 ein besonderes Haus zu dem Zwecke gestiftet, die „armen freien Frauen" aufzunehmen, „die sich aus den offenen Frauenhäusern oder sonst aus dem sündigen Unleben zur Buße und zu Gott wendeten." Eine fromme Frau als Vorsteherin hatte die Aufgabe, unter Beihilfe ernster Genossinnen die reuigen Dirnen in ihrer Buße und Besserung zu fördern. Zugleich bestimmte Herzog Albrecht III. von Österreich: „Wer eine dieser bekehrten Frauen zur Ehe nehmen will, der soll das tun können, an Ehre und Glimpf und seines Ansehens und seiner Rechte in der Zeche (Genossenschaft) oder Zunft unbeschadet, es sei denn, daß die Frau ihn noch in ihrem freien Leben zur Heirat veranlaßt hätte. Wer ihn deswegen höhnt oder diese Frauen schmäht oder betrübt, soll dafür an Leib und Leben gestraft werden." Als gegen Ende des 13. Jahrhunderts die Ritterschaft übende bürgerliche Jugend Magdeburgs einen „Gral" (ein Turnier) veranstaltete, war der Turnierpreis eine „schöne Frau". Diese erwarb ein alter Kaufmann von Goslar, „der führte sie mit sich und gab sie zu der Ehe und gab ihr soviel mit, daß sie ihr wildes Leben nicht mehr übte." In Halle a. d. S. bestand eine Stiftung für fromme Gesellen, „die in der Liebe Gottes verursacht würden, eine arme Sünderin zur Ehe zu nehmen." So suchte man den gefallenen Weibern die Rückkehr in anständige Lebensverhältnisse zu erleichtern. — Die öffentliche und private Fürsorge erstreckte sich übrigens nicht allein auf reuige Sünderinnen, sie war auch für ehrbare Mädchen und Frauen geschäftig. Um ärmeren Jungfrauen den Eintritt in die Ehe zu ermöglichen, machte man Stiftungen, die bestimmt waren, ihnen eine Beihilfe zur Aussteuer zu geben. An Stiftungen zur Unterstützung armer Wöchnerinnen fehlte es auch nicht. In Rottweil macht 1324 Burkhard von Triberg eine solche bei dem dortigen Spital: 100 Kindbetterinnen sollen je 1 Pfund geräuchertes Schweinefleisch, 1 Maß Wein um 4 Heller vom besten und 3 Brote erhalten. In Frankfurt vermacht eine Frau Ruhard Kleidungsstücke und Handtücher für arme Wöchnerinnen. Die von der Stadt angestellte Hebamme

hat diese in Verwahrung und leiht sie an Bedürftige aus (Uhlhorn). Auf die Bestellung geschickter Wehemütter pflegten die Stadtbehörden großen Wert zu legen. Sie wurden für ihre Geburtshilfe von den wohlhabenderen Privatleuten gelohnt, durch die Stadt aber von allen städtischen Lasten befreit.

Das weibliche Geschlecht ist auch im Mittelalter nicht nur Gegenstand sozialer Fürsorge gewesen, sondern es hat sich auch selbst in den Dienst der gemeinen Wohlfahrt gestellt. Milde und Barmherzigkeit sind der deutschen Frau von jeher in reichem Maße eigen gewesen. Wir sahen, wie der gestrenge Bruder Berthold dies Lob seinen Zeitgenossinnen nicht vorenthält. Die treue Hausfrau wußte auch im Mittelalter ihr wohltätiges Wirken über den engen Kreis der eigenen Häuslichkeit still und unmerklich auszudehnen. Als das Muster einer trefflichen Hauswirtin und Wohltäterin rühmt der dankbare Johannes Butzbach seines Vaters Schwester, die ihn in den ersten Jahren seiner Kindheit pflegte. Frauen wie diese, denen das Wohltun Lebensbedürfnis, eine unabweisbare Forderung ihres Gemütes war, die da Milde und Barmherzigkeit unwillkürlich und unmerklich ausübten, hat das deutsche Mittelalter sicherlich unzählige gekannt, wenn auch gerade von ihnen die Urkunden am wenigsten melden. Bei vielen Frauen aber hatte die Wohltätigkeit ein kirchliches Gepräge, und da läßt sich denn freilich nicht leugnen, daß diese Art des Wohltuns einen Zug an sich trägt, der seinen sittlichen Charakter wesentlich beeinträchtigt, ja in manchen Fällen aufhebt. Die zahllosen Stiftungen des Mittelalters sind nur zum kleineren Teile bloßem Mitleiden mit dem notleidenden Nächsten entsprungen, gewöhnlich ist die Rücksicht auf das eigene Seelenheil für den Stifter oder die Stifterin allein oder doch zum Teil maßgebend gewesen. Man spendet und hinterläßt Vermächtnisse, um sich Milderung der im Jenseits harrenden Strafen zu sichern. So gelangte man zu einer Werkheiligkeit, an der gerade tiefreligiöse Gemüter des Mittelalters Anstoß nahmen. Die großen deutschen Mystiker des 13. und 14. Jahrhunderts, die den Menschen zu echter Frömmigkeit erwecken, ihn zur lebendigen Anschauung Gottes führen wollen, deren Wort in manchem tiefen Frauengemüte eine so glühende „Jesusminne" entfacht hat, sie betonen allzu einseitig die Gesinnung, als daß sie einer werktätigen Nächstenliebe hätten merklichen Vorschub leisten können. In ihren Schriften wird eben

„das Mitleid nicht als Beweggrund zum Handeln gewürdigt". So sind denn aus den Reihen der begeisterten Schülerinnen und „geistlichen Töchter" eines Eckart, Suso und Tauler Wohltäterinnen der Gesellschaft nicht hervorgegangen. Dem Geschichtschreiber ist es nicht möglich, in jedem einzelnen Falle die Gesinnung festzustellen, aus der eine Handlung geflossen ist. So müssen wir denn die Wohltaten, die aus reinkirchlichem Eifer und mit Rücksicht auf das Seelenheil der Wohltäter geschehen sind, als eine wichtige Arbeit für das Gemeinwohl einfach gelten lassen. Unzweifelhaft haben kirchliche Einrichtungen wie die Frauenklöster und klosterartige Vereinigungen wie die Beginenhäuser in ihrer guten Zeit in der Armen- und Krankenpflege segensreich gewirkt. Die geistlichen Ritterorden, die Johanniter wie die deutschen Herren, haben das Bedürfnis empfunden, zur Krankenpflege weibliche Hilfskräfte zuzuziehen, wenn sie auch ihrem mönchischen und kriegerischen Charakter zufolge den „Schwestern" und „Halbschwestern" nicht diejenige Bedeutung zugemessen haben, die dem Weibe bei solchem Liebeswerke zukommt. Wichtiger und umfassender war die weibliche Hilfeleistung in den städtischen Spitälern, die seit dem 13. Jahrhundert aus öffentlichen und privaten Mitteln, auf Grund von Geldsammlungen u. s. w. in allen namhaften Städten gestiftet wurden. Die Pflege der Kranken in diesen Häusern wurde anfangs häufig von geistlichen Genossenschaften geübt, die oft „Brüder und Schwestern", also männliche und weibliche Arbeitskräfte in sich vereinigten. Die Oberaufsicht behielt sich der Rat vor. Er ernannte gewöhnlich zwei seiner Mitglieder zu Pflegern des Spitals. Wo eine Bruderschaft oder Schwesterschaft nicht bestand, bestellte er Wärter und Wärterinnen. Im Laufe der Zeit werden jene geistlichen Pflegerschaften mehr und mehr durch Spitalbeamte des Rates ersetzt. „Auffallend ist es nach unseren Anschauungen, daß zuerst die Schwestern verschwinden. Man sollte meinen, sie wären am unentbehrlichsten gewesen. Aber die Krankenpflege war noch so wenig ausgebildet, daß man ihrer wohl entraten konnte. Eine Siechmeisterin mit Mägden konnte das Nötige besorgen" (Uhlhorn).

Als die liebenswürdigste Verkörperung mittelalterlicher Barmherzigkeit dürfen wir die heilige Elisabeth, die Gattin des Landgrafen Ludwig von Thüringen, bezeichnen. Das Urteil

über sie wird freilich je nach dem konfessionellen Standpunkte des Beurteilers verschieden ausfallen. Ihre Schwärmerei für das Lebensideal des heiligen Franziskus, die evangelische Armut, ihre Bußübungen, ihre Demütigung unter Konrads von Marburg harte Hand, wird der eine anders werten als der andere. Der Reinheit und himmlischen Güte ihres Herzens muß sich jedermann bewundernd beugen. Die Willenskraft, womit dies zarte Weib in unabläſſiger Askeſe die Stimme der Natur, selbst ihr mütterliches Gefühl zum Schweigen brachte, sie wär es vornehmlich, um derentwillen die Zeitgenossen sie bewunderten, die sie als das Ideal einer mittelalterlichen Heiligen erscheinen ließ; denn der asketischen Anschauung des Mittelalters galt für übermenschlich, was wir unmenschlich zu nennen geneigt sind. Dem modernen Menschen erscheint Elisabeth in ihrer ganzen Reinheit, Liebenswürdigkeit und Hoheit als Gattin, Mutter und Fürstin. Nicht wenn sie bettelt und fastet, nicht wenn sie der Martergeißel ihres finsteren Beichtigers den zarten Rücken darbietet, gewinnt sie unsere Herzen, sondern da, wo sie als zärtliches Weib des Gatten Sinn erheitert, als sorgsame Mutter ihrer Kinder wartet, wo sie die nächsten und natürlichsten Pflichten still und treulich übt und darüber das Gebot des Heilandes nicht vergißt: Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst. In solchen Momenten bleibt sie uns das Ideal einer deutschen Frau.

6. Renaissance und Reformation.

Die Bewegung der Renaissance oder des Humanismus ist der Rückschlag gegen die Lebensanschauung des früheren Mittelalters, das beherrscht war von einem für die Gesamtheit bindenden Autoritätsglauben, dessen Hauptquelle und -gegenstand die Kirche war. Das Ziel des Humanismus ist die Erziehung des Einzelnen zu freiem Menschentum, die Ausbildung kraftvoller Einzelpersönlichkeiten durch die Wiederbelebung der wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem griechisch-römischen Altertum. Jede Hinnahme überlieferter Begriffe auf Treu und Glauben wird grundsätzlich abgelehnt, mithin auch der konventionelle Begriff vom Verhältnis der Geschlechter. In Italien beginnt man Knaben und Mädchen in gleicher Weise

zu unterrichten, auch die letzteren zu befähigen, die antike Bildung aus der Quelle zu schöpfen, sich einen eleganten lateinischen Stil anzueignen; denn jeder Grad- und Wesensunterschied des männlichen und weiblichen Verstandes wird verneint. „Alle Dinge," sagt Graf Castiglione, „welche die Männer begreifen können, eben dieselben können auch die Frauen verstehen." An dieser Überzeugung vermag die Anerkenntnis, daß das Gebaren des Weibes immer weiblich, d. h. von dem des Mannes wesentlich verschieden sein muß, nichts zu ändern. Im geselligen Verkehr, der durch geistreiche Unterhaltung, durch den mit Witz und Anmut geführten Krieg der Meinungen seinen Hauptreiz empfängt, tritt die Frau dem Manne ebenbürtig gegenüber. Die Schönheit des Weibes muß mit Geist und wissenschaftlicher, namentlich ästhetischer Urteilsfähigkeit gepaart sein, wenn sie Anerkennung finden soll. Weibliche Sittsamkeit wird keineswegs gering geschätzt, allein der durch Untreue des Gatten beleidigten Ehefrau wird es nicht verargt, wenn sie zur Rache sich anderen hingibt.

Während der Humanismus in seiner Heimat Italien weite Kreise erfaßt und auf das gesamte Volksleben eingewirkt hat, ist er in Deutschland nicht völlig zum Durchbruche gekommen. Hier trägt er ein akademisches Gepräge und bleibt in enge Kreise gebannt. Von jener Emanzipation der Frauen ist in Deutschland kaum etwas zu spüren; das Verhältnis der Geschlechter blieb hier im ganzen das gleiche wie vorher. Die rohe, von der altgermanischen grell abstechende und nicht ohne Schuld der Kirche emporgekommene Auffassung des Weibes als eines Geschöpfes niederer Gattung ist in unserem Vaterlande, wenn auch nicht allgemein, noch sehr lange in Geltung geblieben. Noch 1650 hielt es Bellin für angezeigt, diejenigen zu widerlegen, die im Weibe einen „Fehler und Irrtum der Natur", ja eine „abscheuliche Mißgeburt" erkennen, ihm den Anspruch auf die ewige Seligkeit, ja auf den Namen „Mensch" nicht zugestehen wollen, und ein angesehener Rechtslehrer weiß die Frühreife des Weibes nur durch den Hinweis auf das rasche Wachstum des Unkrauts zu erklären. Den deutschen Humanisten ist eine hohe Meinung vom Weibe und ein Eintreten für die Frauenrechte im allgemeinen nicht nachzurühmen. Die älteren Vertreter der neuen Weltanschauung waren wie viele ihrer italienischen Genossen großenteils gründlich liederlich.

Sie kennen kein Gesetz als die Willkür ihres eigenen Ichs. Das Weib ist ihnen in der Regel nicht viel mehr als ein Mittel zur Befriedigung ihrer Wollust. Dirnen sind ihr gewöhnlichster weiblicher Umgang, und ihre lateinische Hetärenpoesie, worin sie ihre Buhlschaften besingen, zeigt uns die sittliche Verwilderung, welche die humanistische Verachtung nicht nur der überlieferten Vorurteile, sondern auch der Sitte verursacht hat. Entschließt sich einer von ihnen zur Ehe, so wird er als Narr gescholten, der seine Freiheit nicht zu schätzen weiß, oder als armer Teufel bedauert. Indessen lag der altgermanische Familiensinn auch den damaligen Deutschen zu tief im Blute, als daß solche Gesinnung weit hätte um sich greifen können. Einer der frühesten Humanisten Deutschlands, der wackere Albrecht von Eyb, hat in seinem Ehestandsbüchlein den Segen der Ehe hervorgehoben, ohne freilich deren Schattenseiten zu verschweigen. Er hat auch den Frauen gebührendes Lob gezollt. Ulrich von Hutten, der feurige Humanist und Patriot, der von geschlechtlichen Ausschweifungen sich nicht allezeit ferngehalten hat, fühlte zuweilen eine tiefe Sehnsucht nach einem Heim, das dem Kampfesmüden Rast böte. Er begehrt ein Weib, das „ihm Kinder schenkt, das ihn in der Krankheit sorgsam pflegt, im Unglück mit ihm trauert, im Glück sich mit ihm freut, in dessen Busen er alles ausschütten kann, was sein Herz so bewegt, daß es der Mitteilung bedarf." — Wo wissenschaftliche Bildung und klarer Verstand eines Weibes ihnen Achtung abnötigen, halten die Humanisten mit ihrem Lobe nicht zurück. Ein lockerer Vogel wie Konrad Celtes, der von so manchem Liebesabenteuer seines Lebens zu berichten weiß, feiert die verehrungswürdige Nonne Charitas Pirkheimer als aller Frauen Stern und Krone.

Aus den Reihen dieser Männer ist den Frauen ein öffentlicher Verteidiger ihrer Rechte nicht erstanden. Der Mann, der für sie die Stimme erhob, zeigt sich zwar von dem Geiste des Humanismus wie von dem der Reformation berührt, gehört aber seiner Hauptrichtung nach der mystischen Theosophie an. — Im Jahre 1529 ließ Heinrich Kornelius Agrippa von Nettesheim seine Abhandlung über „des weiblichen Geschlechtes Adel und Vortrefflichkeit" (in lateinischer Sprache) erscheinen. Er unternahm es nicht nur zu beweisen, daß das Weib dem Manne ebenbürtig, sondern daß es ihm in allen Stücken überlegen sei. Wunderlich genug allerdings ist die große Mehrzahl

der Beweise, die er der heiligen Schrift, der Natur und der Geschichte entnimmt und in scholastischer Weise verwertet. Eva ist später geschaffen als Adam, also offenbar des Schöpfers Meisterstück. Sie ist aus der Rippe des beseelten Mannes, mithin aus edlerem Stoffe geformt als Adam, der vormalige Erdenkloß. Der Mann ist vor Erschaffung des Paradieses, Eva im Paradiese, also an einem „höheren" Orte ins Leben gerufen worden, woraus es sich erklärt, daß die Weiber schwindelfrei (!) sind. Seltsam ist auch die Berufung darauf, daß die heilige Schrift den Weibern günstig sei, da sie deren Übeltaten oft lobe, der Männer Guttaten aber verurteile: Die Mörderin Judith wird verherrlicht, der gegen seine Feinde barmherzige Saul verdammt. Für die Erbsünde haben wir uns bei Adam, nicht bei Eva zu bedanken, denn dieser war, wie Agrippa sonderbarerweise behauptet, der Genuß der Baumfrucht nicht verboten, auch ist sie durch Teufelskunst überlistet worden. — Von den Beweisen, die Agrippa der Natur entlehnt, ist der drolligste der, daß die Natur bei den Tieren das Weibchen vor dem Männchen bevorzuge (!), wie denn die herrlichsten Vögel, Phönix und Adler, nur in weiblichen Exemplaren vorkämen. — Oft schießt der Verteidiger des Adels der Weiblichkeit weit über das Ziel hinaus. Die Fähigkeiten der großen Frauen der Weltgeschichte überträgt er unbefangen auf das gesamte weibliche Geschlecht. Daß es einige den Männern ihrer Zeit überlegene Herrscherinnen gegeben hat, ist ihm ein Beweis dafür, daß das Weib ein Gemeinwesen besser zu beraten vermöge als der Mann. Ja, im Hinblick auf die Fabeleien von Amazonenvölkern erklärt er das weibliche Geschlecht für kriegstüchtiger als das männliche. Weiber haben nach seiner Meinung offenbar die Künste und Wissenschaften erfunden; wie kämen diese sonst dazu, weibliche Namen zu führen? Wie die germanischen Vorfahren nimmt endlich unser „Magus" die Gabe der Weissagung als einen Vorzug des weiblichen Geschlechts in Anspruch. Unter dem Wust von ungereimtem Zeuge aber findet sich auch manche richtige, ja feine Bemerkung. Agrippa betont des Weibes überlegene Schönheit, Anmut, Keuschheit, Standhaftigkeit im Glauben, Dankbarkeit, eheliche Treue, Eltern- und Vaterlandsliebe. Er weist auf die bedeutsamere Rolle hin, die die Natur dem Weibe bei der Zeugung und Fortpflanzung zugeteilt habe. Er hebt das innigere Verhältnis der Mutter zu ihren Kindern

und ihren Einfluß auf ihre geistige und leibliche Entwicklung hervor. Die Mutter bezeichnet er als unseren ersten Sprachmeister, was wir ja durch den Ausdruck „Muttersprache" anerkennen. Das Weib besitzt in höherem Maße als der Mann die Fähigkeit und „Lust zum Fabulieren", ist demnach geschickter, die Einbildungskraft des Kindes anzuregen und zu beschäftigen.

Von allen Behauptungen, die Agrippa bewiesen zu haben meint, ist die wichtigste die, daß das Weib zu allen Dingen, in denen der Mann etwas leiste, nicht nur ebenso befähigt, sondern befähigter sei als dieser. Wie kommt aber das Weib zu seiner untergeordneten Stellung? „Es wird nun aber," sagt Agrippa, „den Weibern ihre verliehene Freiheit durch der Männer Tyrannei wider göttliches und natürliches Recht ganz entzogen, durch die Gewohnheit völlig aufgehoben und durch die Erziehung (!) vernichtet. Denn das Weib wird von Kindheit an zu Hause zum Müßiggang angehalten und, als ob sie zu anderen Dingen untüchtig wäre, zum Nähen und Spinnen angeleitet, um dann, wenn sie mannbar geworden ist, der jähzornigen Eifersucht eines Mannes übergeben oder in ein Kloster gesperrt zu werden." Von öffentlichen Ämtern ist sie ausgeschlossen, ja sie ist kaum rechtsfähig. Daß die heilige Schrift den Frauen das Predigtamt versage, will Agrippa nicht anerkennen, obwohl ihm das Wort des Paulus, wonach das Weib in der Gemeinde schweigen soll, nicht unbekannt ist. „Es begehen die heutigen Gesetzgeber großes Unrecht, indem sie um ihrer Satzungen willen göttliches Gebot aufheben und auch die edelsten, an Würde und Tugenden vollkommensten Frauen allen Männern nachsetzen. Deswegen müssen die Weiber durch Anlaß dieser Satzungen hinter den Männern zurückstehen, gleich als ob sie im Kriege unterworfen wären; nicht als ob solches die Natur, göttlicher Wille oder Vernunft geböte, sondern Gewohnheit, Erziehung, Mißgeschick und Tyrannei bringen sie dahin." Der Schlußsatz zeigt deutlich den Hauptmangel von Agrippas Beweisführung: er will zu viel beweisen. Wäre das weibliche Geschlecht wirklich dem männlichen in allen Stücken überlegen, dann wäre ja eine dauernde Vergewaltigung desselben durch die Männer völlig undenkbar. Bei allen seinen Mängeln macht das Büchlein der Gesinnung seines Verfassers Ehre. Er hat es gewagt, in einer Zeit, wo die Achtung vor dem weiblichen Geschlecht tief gesunken war, wo wahnwitziger

Eifer im Namen der Religion das Weib einer furchtbaren Hetze preisgab, für dessen Menschenrechte mannhaft einzutreten. Was will die Verschrobenheit mancher seiner Ausführungen bedeuten gegenüber dem widerlichen Wust von Unsinn, womit die gleichzeitige Hexenliteratur die Geister betörte und namenloses Elend schuf? Daß er sich nicht gescheut hat, die Verteidigung einer Hexe zu führen, hat ihm zu seiner Zeit viel Feindschaft zugezogen; wir wollen es ihm wie seine Schrift zur Ehre rechnen.

Wenn auch Agrippa fühlt, daß das Weib einer anderen Erziehung bedarf, um sich aus seiner untergeordneten Stellung emporschwingen zu können, so liegt es ihm doch fern, einer besonderen Frauenbildung die Wege zu weisen. Seine wohlgemeinte Schrift hat denn auch keinen praktischen Erfolg gehabt. Den deutschen Humanisten, selbst wenn sie sich wie Erasmus gelegentlich einmal mit Fragen der Mädchenerziehung befaßten, lag anderes mehr am Herzen als die Hebung der Frauenbildung. So ist die Zahl gebildeter Frauen in Deutschland während des 16. Jahrhunderts verhältnismäßig gering. Erscheinungen wie Juliane und Konstanze Peutinger, die gelehrten Töchter des gelehrten Augsburgers, von denen die erstere in ihrem fünften Lebensjahre den Kaiser Max mit einer lateinischen Ansprache begrüßte, und die Nürnbergerin Charitas Pirkheimer sind seltene Ausnahmen. Fleißig haben zwar die Frauenfreunde die berühmten Namen des „gelehrten Frauenzimmers" verzeichnet, allein gerade der Eifer, womit sie jeder sprachkundigen und federgewandten Frau nachspüren und ihre oft recht bescheidenen Leistungen staunend anführen, zeigt, daß wissenschaftliche Bildung in weiblichen Kreisen etwas recht Seltenes gewesen ist. Es handelt sich dabei großenteils um Fürstinnen und Prinzessinnen, die das gelehrte Studium als eine Art geistigen Sports betreiben, oder um Frauen und Töchter von Gelehrten, also um Persönlichkeiten, die dem stetigen Umgange mit ihren Gatten und Vätern und wohl auch dem Ehrgeize derselben, ihr Wissen auf die Ihrigen zu übertragen, ihre Gelehrsamkeit verdanken. Auch bewegt sich die wissenschaftliche und schriftstellerische Tätigkeit dieser Frauen selten in der Richtung des Humanismus, sondern dreht sich vorzugsweise um die eigentliche Herzensangelegenheit der Deutschen jenes Zeitalters, um die Erneuerung des Glaubens. Wie die Bahn des Humanismus in Deutschland durch die Reformationsbewegung gekreuzt ward,

wie die humanistischen Ansätze zu freierer Weltbildung infolgedessen frühe eine einseitig theologische Um- und Weiterbildung erfuhren, wie die durch das Studium der Antike gewonnene neue Bildung bald nicht mehr um ihrer selbst willen, sondern als Rüstzeug für den Kampf religiöser Meinungen geschätzt wurde, so hat auch das „gelehrte Frauenzimmer" in der Erörterung von Glaubensfragen, in der Erklärung der Schrift, in der Bereicherung der Erbauungsliteratur sein Wissen und Können vorwiegend betätigt.

Wenn die Angelegenheiten des Glaubens die damalige Männerwelt ungleich stärker in Anspruch nahmen als die Fragen humanistischer Weltbildung, so ist dies vollends bei den Frauen der Fall. Auf katholischer wie auf evangelischer Seite wußte man die Anteilnahme der Frauen an Glaubensfragen zu würdigen. Luther meinte: „Wenn die Weiber die Lehre des Evangeliums annehmen, so halten sie viel härter und steifer darüber als die Männer." Den starken Einfluß des Weibes in Haus und Familie der Sache des Evangeliums dienstbar zu machen, ist einer der Hauptgesichtspunkte, der die Reformatoren bei der Errichtung von Mädchenschulen leitet. Sie hatten zu solchem Werke umsomehr Veranlassung, als sie die Frauenklöster aufzuheben und die geistlichen Frauenorden, denen die Aufgabe des Mädchenunterrichts bislang hauptsächlich zugefallen war, oft nicht ohne Gewaltsamkeit zu verdrängen trachteten. Was an Pflegestätten der Frauenbildung hierdurch verloren ging, sollte das Gemeinwesen ersetzen. Luther ermahnt die Stadtobrigkeiten zur Einrichtung von Mägdleinschulen. Solche hatten zwar in manchen Städten schon im Mittelalter bestanden, scheinen aber für die allgemeine Frauenbildung wenig geleistet zu haben. Für die Errichtung von städtischen Mädchenschulen ist namentlich der wackere Bugenhagen tätig gewesen. Sein organisatorisches Talent ist dem Mädchenschulwesen mancher niederdeutschen Städte, namentlich der Städte Lübeck, Hamburg und Braunschweig zu gute gekommen. Die Jungfrauenschulen sollen von Schulmeisterinnen geleitet sein, die freie Wohnung und von den Eltern der Schülerinnen eine Belohnung empfangen sollen. Der Unterricht soll höchstens zwei Jahre währen und die Schülerinnen in der Regel nicht länger als zwei Stunden täglich beschäftigen. Die Jungfrauen sollen lesen lernen, etliche Deutung der zehn Gebote, des Glaubens und der Sakramente empfangen, etliche Sprüche des Neuen Testaments und biblische Geschichten

zur Übung des Gedächtnisses auswendig lernen, auch im Singen geistlicher Lieder geübt werden. Das im Unterrichte Durchgenommene sollen sie daheim überlesen, daneben aber nicht versäumen, sich in der Haushaltung tüchtig umzutun. „Aus solchen Jungfrauen, die Gottes Wort gefaßt haben" — so hofft Bugenhagen — „werden darnach nützliche, fröhliche, freundliche, gehorsame, gottesfürchtige Hausmütter, die ihr Volk in Züchten können regieren und die Kinder in Gehorsam, Ehre und Gottesfurcht auferziehen, und die Kinder fortan werden ihre Kinder auch so auferziehen und so fortan Kindeskinder." Anderwärts werden Schreiben und weibliche Handarbeiten (besonders Nähen und Sticken), selten wird Rechnen in den Lehrplan aufgenommen, und es wird demgemäß die Zahl der Lehrstunden erhöht. Zuweilen wird auch ein Mann mit dem Unterrichte der Mädchen betraut. Von einer höheren Bildung im Sinne des Humanismus ist bei allen diesen Schulgründungen nicht die Rede. Das Weib als dem Manne in allen Stücken ebenbürtig anzuerkennen, fiel den Reformatoren nicht ein. „Dienen lerne bei Zeiten das Weib nach ihrer Bestimmung," das war auch ihre Meinung. Ihr Ziel ist eine Erziehung zum Glauben und für den Beruf der Hausfrau und Mutter. Bugenhagen empfahl für die Mädchen Sprüche „vom Glauben, von der Liebe und Geduld (!) und vom Kreuze" (d. h. vom Verhalten in Trübsal). Aber der Beruf der Hausfrau und Mutter, die treue Kleinarbeit im engen Kreise gilt den Reformatoren mit Recht nicht für entwürdigend. „Wenn ein Weib daher geht in Gehorsam gegen Gott," sagt Luther, „ihren Ehemann lieb und wert hat, die Kindlein fein und wohl zeucht, gegen solchen Schmuck sind Perlen, Sammet und gülden Stück wie ein alter, zerrissener, geflickter Bettlersmantel." Die rechte Hausfrau darf sich „niedriger" Arbeit nicht schämen, sie muß „selbst die Magd sein, will sie im Hause schaffen Rat". Weder die Nonne, noch die feingebildete, mit Männern in geistvoller Unterhaltung wetteifernde, in freier Geselligkeit waltende Dame der italienischen Renaissance, sondern die treue, stillfleißige, deutsche Hausfrau ist das weibliche Ideal der Reformation. Und ein altertümlich hausmütterliches Gepräge ist den deutschen Frauen aller Stände (selbst manchen Nonnen!) in jenem Zeitalter eigen. Starke Nötigung nur vermag dieses Frauengeschlecht aus dem Frieden der Häuslichkeit in den Streit der Meinungen hineinzutreiben.

Von den Frauen, die in dem Kampfe des neuen Glaubens mit dem alten mitten inne gestanden haben, mögen hier zwei näher betrachtet werden: die Schwester des Nürnberger Humanisten Willibald Pirkheimer und die Gattin des Straßburger Pfarrers Mathias Zell. — Wie es zahlreiche Frauenklöster gegeben hat, die als Versorgungsanstalten für Töchter des landsässigen hohen und niederen Adels nicht geringe soziale Bedeutung hatten, so gab es in den Städten Frauenstifter, die ganz vorzugsweise der Versorgung von Töchtern der ratsfähigen Geschlechter dienten. Zu ihnen gehörte auch das Kloster von St. Klara in Nürnberg. Von dem finsteren Zuge übertreibender Kasteiung war hier ebensowenig zu spüren wie von jener Liederlichkeit, die manche Klöster auf dem Lande dergestalt in Verruf brachten, daß man sie „des Adels Freudenhaus" nannte. Die Klosterzucht wurde durch Milde und gutes Beispiel aufrecht erhalten, die Andachten wurden gewissenhaft verrichtet, die Klosterschülerinnen empfingen gute Erziehung, die Kranken und die „alten Mütterlein" der Gemeinschaft treue Pflege, die Anfertigung und Ausbesserung der Klosterkleidung wurde von den Nonnen selbst besorgt. Mit ihren Beichtvätern, den Barfüßern, verband die Klarissen ein schönes Verhältnis der Achtung und des Vertrauens, das von den unsauberen Beziehungen, wie sie hier und da zwischen den mönchischen Seelsorgern der Frauenklöster und ihren Beichtkindern bestanden, glänzend abstach. Es ist ein vollwichtiges Zeugnis für den guten Geist, der unter Charitas Pirkheimers Leitung im Klarenkloster waltete, daß der über die zähe Anhänglichkeit dieses Stifts an die alte Ordnung erboste Rat auf die Anfrage der Oberin, ob sie und ihre Schwestern durch ihr Leben sittliches Ärgernis gegeben hätten, ihr bezeugen mußte, man wisse von ihnen nur Gutes. Als verschiedene evangelisch gewordene Geschlechter ihre jugendlichen Töchter dem Stifte abforderten, leisteten diese so heftigen Widerstand, daß ihre Mütter sie gewaltsam aus dem Kloster wegbringen mußten, und die Eltern mußten nachmals zugeben, „sie könnten nicht anders merken, als daß man sie wohl und ordentlich erzogen, ihnen Lieb und Treue erwiesen hätte". Die Anhänglichkeit an ihr „Klösterlein" und an die Mutter Charitas tritt auch in den Briefen der Nonne Felicitas Grundherr an ihren Vater deutlich hervor: „Soviel man mir den geistlichen Stand schändt, lästert und verwirft, so viel mehr er mir

lieb ist; hätt ich mich nit darein geben, wollt ich mich um der Lieb Gottes [willen] dazu verbinden mit freiem Willen; Gott der Allmächtig geb Dir und allen, die mir dazu geholfen haben, einen sonderen ewigen Lohn dafür; darum, mein herzlieber Vater, so böse Leut Dein Herz dadurch beschweren, laß Dichs nit gereuen, daß Du mir dazu durch meinen guten, freien Willen geholfen hast, daß ich mich Gott geopfert hab; ich hoff, es soll Dir in Ewigkeit eine sondere Ehr und Freud sein, ja mehr als hättest Du mich dem römischen Kaiser vermählt." Als beglückte Braut Christi schmückt sie den Namen ihres „lieben Gesponsen" mit süßen Redeblumen aus: „Jesum Christum, die hübsche, wunnigliche Maienblüt mit den süßen Früchten seiner göttlichen Gnaden" wünscht sie dem Vater. Noch hatte in diesem Kloster der poetische Reiz der Gottesbrautschaft seinen Zauber nicht eingebüßt. Aber auch ein nicht gerade schwärmerisches Gemüt konnte sich in dieser Gemeinschaft wohl fühlen. Die Nonnen waren von vornherein einander nicht fremd, sondern alle Töchter von Mitbürgern, aus einer Stadt gebürtig, zum großen Teil den Ratsgeschlechtern durch Bande des Blutes verbunden. Felicitas bestellt aus dem Kloster Grüße von „allen Muhmen". Unter diesen Umständen mußten die Klosterschwestern das Familienleben des Vaterhauses nicht zu schmerzlich vermissen. Enger Anschluß an die „Muhmen" im Kloster, brieflicher und mündlicher Verkehr mit ihren Angehörigen in der Stadt mochte sie einigermaßen entschädigen. Es war ihnen nicht verwehrt, von den Ihrigen Geschenke anzunehmen. Felicitas gibt dem Vater kleine Aufträge, dankt ihm für Pomeranzen und Zitronat, für ein Gericht Fische, worüber allgemeine Freude gewesen sei. Sie schickt ihm im Namen der „Mutter" Charitas Rosen- und Jungfrauenhonig, teilt ihm als Heilkundige Mittel gegen Halsleiden und gesundheitliche Ratschläge mit. Pirkheimer sendet den Klarissen allerlei Leckerbissen, auch guten Wein, wofür ihm seine Tochter Katharina in aller Schwestern Namen Dank sagt. Über das silberne Jubelfest ihrer Muhme, der Äbtissin, berichtet sie: „Der Wein erfreut des Menschen Herz. Es ward, da wir gessen hatten, zu Nacht ein Tanz daraus. Es tanzten die Alten sowohl als die Jungen. Mutter Apollonia Tucher (ist 54 Jahr im Kloster gewest!), die zog mich auf, daß ich mit ihr mußt tanzen, und die Braut [Jubilarin] schlug auf einem Hackbrett. Es war der Tanz so groß, daß sie sprach: Lieben Kind, schonet mir nur meine Tisch!"

Solch friedliches, fröhliches Leben der Klarissen erreichte sein Ende, als auch in Nürnberg Luthers Tat Begeisterung weckte. Für das Kloster brach eine Zeit des Kampfes ums Dasein, für die Oberin eine Zeit der schwersten Sorge herein. Was sie an Tatkraft, Geistesschärfe und Bildung besaß, mußte Charitas zusammenraffen, um den Evangelischen gegenüber ihr Lebensideal zu behaupten. Als Kind von 13 Jahren war sie dem Kloster übergeben worden. Empfänglichen Sinnes hatte sie die humanistische Bildung ihres Zeitalters aufgenommen und sich einen eleganten lateinischen Stil angeeignet. Mit Gelehrten wie Konrad Celtes verband sie reger brieflicher Gedankenaustausch. Doch unverständlich blieb ihr, wie die gelehrten Freunde in heidnischer Weltfreude ihr Lebensziel erblicken mochten. Offenherzig verwies sie einem Celtes seine Verherrlichung der Heidengötter und „unziemlichen Sagen" und ermahnte ihn zur Nachahmung der Heiligen. Es sprach aus ihr der sittliche Ernst einer Frauenseele, die die freiere Geistesbildung des Humanismus würdigt, sie aber in echt weiblicher Pietät mit christlicher Herzensbildung zu einen strebt.

Ihre pietätvolle kirchliche Gesinnung hat Charitas zu einer entschlossenen Kämpferin wider die Reformation gemacht. Sie stand bereits manches Jahr an der Spitze ihres Stifts, als der in seiner Mehrheit lutherisch gesinnte Rat die Klöster abzutun beschloß. Nur bei den Klarissen stieß er auf ernsthaften Widerstand. Charitas verwahrte sich sofort gegen die von der Stadtbehörde angeordnete Trennung von den seitherigen Beichtvätern, den Barfüßern. Mit Festigkeit verwarf sie die neuen Seelsorger, die man den Nonnen aufdrängen wollte, um sie zu bekehren: „Sollt man uns Laienpriester geben, so wär uns lieber und nützer, Ihr schicktet einen Henker, der uns allen die Köpf abschlüg, denn daß Ihr uns vollen, trunkenen, unkeuschen Pfaffen zuschickt." Tiefes Mißtrauen gegen abtrünnige Klosterleute ist für Charitas besonders bezeichnend. In der Stille ihres Stifts glaubte sie ihr Glück gefunden zu haben. Sollte sie es hinopfern für einen neuen Glauben, der die Daseinsberechtigung des ihr liebgewordenen Klosterlebens bestritt? Unangefochten von Zweifeln an der Berechtigung der altkirchlichen Ordnung, konnte sie sich die Flucht so vieler Mönche und Nonnen in die Welt nur aus unlauteren Beweggründen, aus Welt- und Fleischeslust, aus Ruhm- und Eigensucht erklären, zumal es unter ihnen nicht wenige gab, für deren Entschluß allerdings

weltliche Gründe den Ausschlag gegeben hatten. „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen," mit diesem Bibelworte meint Charitas den „falschen Propheten" insgemein das Urteil zu sprechen. Die furchtbare Bauernempörung, deren soziale Ursachen sich der Beurteilung der Weltflüchtigen entzogen, deren Verlauf und Folgen aber auch in der Klosterzelle ruchbar wurden, schrieb sie kurzab auf die Rechnung der neuen Prediger: „Wären die armen Bauern nit also böslich betrogen worden und hätten nit so bald geglaubt, wär nit also groß Blutvergießen geschehen."

Eine derartige, gewiß nicht vorurteilslose, aber doch auf dem pietätvollen Wesen weiblichen Gemüts beruhende Abneigung gegen die Verkünder der neuen Botschaft hätte nur durch überzeugende, das Gemüt im Innersten erfassende Rede wirksam bekämpft werden können. Die schroffen Eiferer jedoch, welche der Rat mit der Bekehrung der Klarissen betraute, haben den rechten Ton offenbar verfehlt. Die 111 Predigten, welche die Schwestern über sich mußten ergehen lassen, und von denen eine des Lorenzpfarrers Osiander gegen vier Stunden dauerte, weckten kein Vertrauen, sondern Erbitterung, namentlich in der friedsamen, aber glaubensmutigen Oberin, deren Beispiel für die Haltung des Konvents maßgebend war. Von dem ehemaligen Karthäuser, der zu jenen Predigern gehörte, sagt sie, er habe sie in ihrem Glauben durch sein Schänden und Schmähen mehr bestärkt, als ein Barfüßer dies je vermocht hätte. Wo blieb bei diesen Verkündern des Gotteswort die christliche Liebe? „Ein Christenmensch," sagt Charitas, „schilt das ander nit, verdammt es nit oder schmäht es nit, sondern aus christlicher Lieb, so sich jemand nit recht hält, hat das ander mit ihm Mitleiden und bittet Gott für es." Keiner dieser Bekehrungsversuche hatte Erfolg. Die Oberin erhob Widerspruch gegen alle Maßregeln, die den Bestand des Klosters in Frage stellten, und wo sie nachgab, geschah es in Fragen, welche Äußerlichkeiten oder wirtschaftliche Dinge betrafen. In Fragen, die das Gewissen angingen, blieb sie unerbittlich. Beharrlich sprach sie den Eltern das Recht ab, ihre mündig gewordenen Töchter gegen deren Willen aus dem Kloster zu nehmen. Ganz in ihrem Sinne äußerte eine der Nonnen, die von den Ihrigen gewaltsam aus dem Stift entfernt wurden, die zwanzigjährige Katharina Ebner, gegen ihre Mutter: „Du bist eine Mutter meines Fleisches und nit meines Geists, denn du hast mir meine Seel

nit geben, darum ich dir nit schuldig bin, gehorsam zu sein in Dingen, die wider meine Seel sind." Das Klostergelübde dünkte der Schülerin wie der Lehrerin heiliger als das göttliche Gebot, Vater und Mutter zu ehren. Die dogmatischen Gründe, womit Charitas die Verbindlichkeit des Ordensgelöbnisses verteidigte, konnten von ihren gelehrten Gegnern als stichhaltig nicht anerkannt werden, allein für die Stellung der Äbtissin gab eben die treue Anhänglichkeit an die alte Lebensordnung, nicht dogmatische Überzeugung den Ausschlag. Den Bedrohungen des aufgeregten Pöbels setzte Charitas eine achtungswerte Festigkeit entgegen. Wohl verwundete es ihr Herz, wenn sie die Schmähreden und Schandlieder vernahm, welche die Klosterfrauen mit den Lustdirnen „hinter der Mauer" gleichstellten, wenn wüste Flüche und Geschrei vom Kirchhof her ihren Gottesdienst störten, die Chorfenster durch Steinwürfe zertrümmert wurden, wenn man den Nonnen drohte, man wolle das Kloster stürmen, wenn sie sich unterstünden, des Nachts Mette zu läuten; aber die Kraft ihres Glaubens überwand alle Ängstigungen: „Wir wagten es immer auf die Gnad Gottes, ließen keine Nacht ohne Geläut und die Metten ungehalten." Es war zweifellos der triftigste Vorwurf, den Charitas gegen ihre Widersacher erhob, daß sie die Gewissen nötigten. Im Namen der Gewissensfreiheit hatte der kühne Wittenberger Mönch seine Stimme erhoben, und Charitas kann ihm die Anerkennung nicht versagen, daß er sich der Anreizung zur Austilgung der Stifter nicht schuldig gemacht habe. Das Vorgehen seiner Anhänger in Nürnberg aber erscheint ihr mit Recht als Gewissenszwang und Gewalttat; denn „der Glaub ist je eine Gnad von Gott, will auch ungenötigt sein, darum kann er nit mit Gewalt und Drohung in die Menschen gegossen werden". Mit dem Eiferer Osiander und seinesgleichen hatte Charitas jedes Religionsgespräch in dem richtigen Gefühl abgelehnt, daß eine Verständigung mit ihnen ausgeschlossen sei. Mit Dr. Wenzel Link und Kaspar Nützel, dem weltlichen Pfleger des Klosters, hat sie sich schriftlich auseinander gesetzt und dabei gezeigt, daß sie die Blößen der Gegner zu erspähen verstand. Dem Vorwurfe, sie wolle sich nicht überzeugen lassen, begegnet sie mit dem Hinweis auf die Zwiespältigkeiten im evangelischen Lager. Wer hat Recht, Luther oder Zwingli? „Niemand kann wissen wer die falschen [Propheten] sind denn Gott allein; der Karlstadt, Zwingel, Butzer,

Capito, Ökolampadius und andere halten sich auch nit für falsche Propheten." Gar manche Evangelische nennen Luther „einen Eigennützigen und Heuchler; sollt er darum dafür gehalten werden, würd es nit jedermann gefallen, möcht ihm auch Unrecht damit geschehen." Wer darf es „blöden Weibsbildern" verargen, daß sie, wo es sich um ihr Gewissen handelt, gemach tun, zumal hochgelehrte Leute in vielen Dingen nicht einig sind? Bis die Wahrheit ans Licht kommt, sollen einfältige Frauen ihrem Gewissen und der Autorität der Kirche folgen. „Wir beten zu Gott täglich, wäre die neue Lehr eine Gnad von Gott, daß er sie uns auch mitteilet; wär es aber ein Plag, daß er uns davor behütet." Gewisse kirchliche Mißbräuche will sie nicht leugnen; durch plötzlichen Umsturz aber kann nach ihrer Meinung nichts gebessert werden. Wer da durch klösterliches Leben Anspruch auf den Himmel zu gewinnen meint, irrt freilich sehr. Daraus folgt aber nach ihrer Meinung nicht, daß freiwillige Ehelosigkeit und andere Kasteiung unnütz oder gar verdammlich wären. „Ehrbare, ziemliche Zeremonien und Ordnung, um Fried und Einigkeit zu halten, achten wir nit für unrecht." Wenn es in den Klöstern ehrbar zugeht, warum will man sie mit Gewalt austilgen? „Gott hat die gemeinen Häuser verboten, da man doch öffentlich Sünd treibt, und niemand hat mit denselben armen Leuten Mitleiden oder gedenkt, wie man sie aus dem sündigen Leben bringe, allein uns will jedermann mit den Haaren gen Himmel ziehen." Den Ehestand soll man nicht verachten, die Nonnen aber auf ihre Art selig werden lassen; denn „wer heiratet, tut wohl," sagt Paulus, „wer nicht heiratet, tut besser." — Auf den Vorwurf, daß die Klosterleute durch ihre Weltflucht sich der Erfüllung sozialer Aufgaben entzögen, erwidert sie, nicht jeder könne allen dienen, sondern müsse naturgemäß seine Wirksamkeit auf einen bestimmten Kreis beschränken. Innerhalb ihrer Schwesterngemeinde aber hätten die Nonnen vollauf Gelegenheit, ihre Nächstenliebe zu bewähren. — Als Link ihre zu große Besorgnis um „zeitlich Gut" tadelt und sie mahnt, die Sorge um das Leibliche Gott anheimzustellen, antwortet sie als vernünftige Wirtschafterin und Hausmutter, nur die unnützen Sorgen habe Gott verboten: „Wenn wir nichts kochten, müßten wir lang warten, bis uns das Essen von ihm gekocht würd." — Überhaupt flicht sie schlagfertig manches Witzwort in den Ernst des Religionsgesprächs. Als Link sie auffordert, seinem Beispiel zu folgen, erklärt sie dies

für unmöglich; denn dann müsse sie heiraten: „So könnt ich vielleicht keinen finden, dieweil ich alt und umgeschaffen bin.“ Als sie ein Ratsherr darüber zur Rede stellte, daß die Klarissen wider Ratsgebot die Kutten noch nicht abgelegt hätten, antwortete sie spitz: „Ist niemands Schuld denn Euer; ihr habt den Schwestern gesagt, sie dürfen mir nit gehorsam sein, so soll ich sie zu nichts nötigen wider ihren Willen. So sagen sie nun, sie wollen mir in diesem Stück auch nit gehorsam sein, daß sie andere Kleider anlegen.“ Doch muß anerkannt werden, daß ihre geistige Überlegenheit über viele ihrer Gegner für Charitas kein Anlaß gewesen ist, auf sie herabzusehen. Sie bewahrt sich eine Mäßigung, die wohltuend absticht gegen die Grobheit, womit ihre Zeitgenossen ihre Sache zu führen pflegen. Daß sie die Bürgerinnen, die ihre Töchter aus dem Kloster entführen, mit „grimmen Wölfinnen“ vergleicht, wird man ihrem Schmerze und ihrer Überzeugung von der Sträflichkeit dieser Handlungsweise zu gut halten. In ihrer tiefen Erregung wollte sie nicht glauben, daß jene Mütter das Gewissen trieb. Im übrigen zeigt Charitas eine Weitherzigkeit, die auch dem Gegner gerecht zu werden vermag, wenn er in edler Haltung vor sie hintritt. Es ist begreiflich, daß die im Grunde gütige und friedfertige, von dem veredelnden Hauche klassischer Bildung umwitterte Frau sich mit dem versöhnlichsten der Reformatoren dem Humanisten Melanchthon, am ehesten befreunden konnte. Sie ist mit ihm persönlich zusammengetroffen, als der berühmte Gelehrte zur Ordnung des evangelischen Jugendunterrichts vom Rate nach Nürnberg entboten wurde. Sie harrte der Ankunft dieses „frommen und aufrechten Mannes“ als eines „Liebhabers der Gerechtigkeit“ mit der Hoffnung entgegen, er werde die gewaltsamen Bekehrungsversuche des Rates mißbilligen, und sie sah sich darin auch nicht getäuscht. In ihrem Tagebuch berichtet sie: „Darnach kam der Pfleger mit Herrn Philippo in das Beichthaus, der saget viel Dings auf die neue Lehr, aber da er höret, daß wir unsern Grund auf die Gnad Gottes und nit auf unsere eigene Werk setzten, sprach er, wir möchten ebenso wohl im Kloster selig werden als in der Welt, wenn wir allein nichts hielten auf unsere Gelübd. Wir konkordierten zu beiden Seiten in allen Punkten; nur der Gelübd halben konnten wir nit eins werden: er meinet je, sie bänden nicht, man wär sie nit zu halten schuldig, so meint ich, was man Gott gelobt hätt,

wär man schuldig zu halten mit seiner Hilf. Er war bescheidener mit seiner Red, als ich noch keinen Lutherischen gehört hab; es war ihm sehr zuwider, daß man die Leut mit Gewalt nötiget. Er schied mit guter Freundschaft von uns." Melanchthon redete den Ratsherrn ob des versuchten Gewissenszwanges heftig ein und bewirkte nach Charitas' Zeugnis, „daß demnach die Leut ein wenig gegen uns abließen und nimmer so heftig über uns waren." — Eine Heimsuchung freilich mußten die Klarissen noch über sich ergehen lassen. Es erschien eine Abordnung des Rates und verlangte, jede einzelne Nonne insgeheim verhören zu dürfen, damit man „alle Beschwerung in geistlichen und zeitlichen Dingen erführe." Das Ansinnen wurde zurückgewiesen. Schlagfertig antwortete die Äbtissin: „Liebe Herrn, ihr seid heftige Beichtväter; man hat die Ohrenbeicht dieser Zeit abgeschafft, die allein vor einem Menschen ist geschehen und alleweg hat sollen verschwiegen bleiben; nun wollt ihr da, wir sollen euch allen vieren beichten und an Tag legen die Mängel unser Gewissen, und sagt uns dennoch voraus, ihr wollt es nit verschweigen, sondern für einen ehrbaren Rat bringen." Hierauf trug sie im Namen des Konvents die „Gebrechen" der Gesamtheit vor. Der Vorwurf, die Oberin lasse eigene Meinungen der Schwestern nicht aufkommen, bestimmte nachmals die Klarissen, der Forderung des Rates zu willfahren. Das Einzelverhör fand statt, aber es zeigte sich, daß „fast alle ein Liedlein sungen," d. h. keinerlei andere Beschwerden vorbrachten als diejenigen, welche die Äbtissin erhoben hatte. Nachdem man 39 Nonnen vernommen hatte und noch 12 übrig waren, brach man das Verhör als zwecklos ab. Charitas Pirkheimers gesinnungsvolle Haltung und Melanchthons Fürsprache hatten den Erfolg, daß der Rat von Gewaltmaßregeln abstand und darauf verzichtete, dem Kloster evangelische Seelsorger aufzudrängen. Die Ordenstracht aber und die Aufnahme neuer Schwestern wurden verboten. Man ließ das Stift allmählich aussterben. Nach Jahren schwerer Mühsal hat Charitas (1532) im Alter von 66 Jahren die Augen für immer geschlossen. Das Andenken der mutigen Bekennerin wird nicht nur der Katholik in Ehren halten; auch der gerecht urteilende Protestant wird sie als eine der ehrwürdigsten Frauen ihrer Zeit achten und das um so freudiger, weil er bekennen muß, daß diese unter dem Einflusse des Humanismus zu freier Geistesbildung gereifte Nonne der evangeli-

schen Heilslehre nicht ferne gestanden, daß sie in manchen Stücken evangelischer gedacht hat als manche ihrer evangelischen Widersacher.

An Glaubensmut und Treue der Nürnbergerin ebenbürtig, an aufopfernder Nächstenliebe überlegen ist die Straßburger Schreinerstochter Katharina Schütz. Ihr nachdenkliches Gemüt wurde schon frühe von Zweifeln an der alten Heilslehre heimgesucht. Sie liebte ein Gespräch mit gelehrten Männern „nicht von Tanz, Weltfreuden noch Fastnacht, sondern vom Reich Gottes". Aber ihr Wahrheitsdurst blieb ungestillt, bis sie Luthers Stimme vernahm, „der den Herrn Jesum Christum ihr und den andern so lieblich fürschrieb, daß sie meinte, man zöge sie aus dem Erdreich herauf, ja aus der grimmen, bittern Höllen in das lieblich, süß Himmelreich." Mit feuerflammendem Eifer ergriff sie die Sache Luthers, und 1523 reichte die 23jährige im Münster dem ersten Reformator und evangelischen Prediger ihrer Vaterstadt, Matthäus Zell, die Hand, und Martin Butzer vollzog die Einsegnung. Welch ein Segen mit dem Eintritt der ehelichen Hausfrau in das Leben des geistlichen Standes einzog, dafür ist die Lebensgeschichte Katharinas ein redendes Zeugnis. Sie erfaßte ihre ehelichen Pflichten in großem und weitem Sinne. Sie begnügte sich nicht damit, wie Luthers Käthe dem Gatten ein sturmfreies Heimwesen zu schaffen, wo der Kampfesmüde Erholung schöpfen konnte, und im engsten Kreise Gutes zu stiften, sie fühlte in sich den Beruf, „Menschenfischer" zu sein, als Mitstreiterin ihrem Manne zur Seite zu stehen und auch außerhalb ihres Hauses zu Werken christlicher Liebe Gelegenheit zu suchen. Wo es galt, für den Eheherrn einzutreten oder das Werk der Glaubenserneuerung zu fördern, scheute sie sich nicht, zur Feder zu greifen, und mehrere ihrer Schriften sind im Druck erschienen. Weil sie einer Auseinandersetzung mit Gelehrten über religiöse Dinge nicht aus dem Wege ging und ihren Standpunkt mit Schärfe und Klarheit zu wahren wußte, ist sie dem spöttischen Tadel derer nicht entgangen, die da meinten, ein Weib solle „die Kunkel spinnen" und über öffentliche Angelegenheiten schweigen. Freilich manchem Eiferer, der sich „rechtgläubig" nannte, war diese Frau mit dem männlichen Verstand und dem weiblichen Gemüt, die weitherzig genug war, verschiedene Glaubensmeinungen nebeneinander zu dulden, ein Dorn im Auge. Zu den „bequemen" Frauen gehörte sie ebensowenig wie Charitas. So schrieb man

ihrer „Eigenliebe" zu, was dem lebendigen Drange entsprungen war, ihren Glauben allerseits zu betätigen. — Am verehrungswürdigsten erscheint Katharina nicht als Schriftstellerin, sondern als Wohltäterin. Das geräumige Münsterpfarrhaus stand, so lange sie darin waltete, allen um ihres Glauben willen Vertriebenen offen. Ohne Ruhmredigkeit darf sie von sich sagen: „Ich hab schon im Anfang meiner Ehe viel herrlicher gelehrter Leut in ihrer Flucht aufgenommen, in ihrer Kleinmütigkeit getröstet und herzhaft gemacht. Im 1524sten Jahre mußten auf eine Nacht anderthalbhundert Bürger aus dem Städtlein Kenzingen im Breisgau entweichen, kamen gen Straßburg, deren ich auf selbige Nacht 80 in unser Haus aufgenommen und 4 Wochen lang nie minder denn 50 oder 60 speiset, dazu viel frommer Herrn und Bürger steuerten." Denn wo eigenes Vermögen nicht ausreichte, da wußte Katharina andern das Herz warm zu machen. „Im 1525sten Jahre nach dem Totschlag der armen Bauern, da so viel elender und erschrockener Leut gen Straßburg kamen, hab ich sie in das [geräumte!] Barfüßerkloster geführt, da es eine große Menge ward, und hab viel ehrlicher Leut, Mann und Weib, angerichtet, daß sie ihnen dienten, und große Steuer und Almosen gegeben wurden." Der armen Schüler, die den berühmten Schulen der Münsterstadt zuströmten, nahm sie sich freundlich an, indem sie ihnen Unterkunft und Unterstützung ausmachte. Wenn sie ihr eigenes Hauswesen einmal versäumte, um als Helferin der Landflüchtigen, Trösterin der Armen und Pflegerin der Kranken ihre Tatkraft und Menschenliebe einzusetzen, so durfte sie sich der herzlichen Zustimmung des wackeren, mildherzigen Zell getrösten. Seinen Freunden und namentlich den berühmten Vorkämpfern der Reformation Gastfreundschaft zu erweisen, war ihr eine hohe Freude. „Ich bin," schreibt sie, „14 Tag Magd und Köchin gewesen, da die lieben Männer Oekolampad und Zwingli im 1529sten Jahr hie zu Straßburg waren, da sie samt den Unsern gen Marburg zu D. Luther reiseten." Mit Luther hat sie Briefe gewechselt, und hoch mag ihr das Herz geschlagen haben, als sie 1536 ihren Gatten nach Wittenberg begleitete. Wie sehr sie aber den größten der Reformatoren verehrte, von dem Geiste pharisäischer „Rechtgläubigkeit", der seine engherzigen, unduldsamen Nachtreter kennzeichnet, und der in jedem Andersmeinenden einen Verdammten sah, fühlte sie sich angewidert. Nicht mitzuhassen, mitzulieben trieb sie ihr weibliches Gemüt. Wo es

gilt, Elend zu lindern, macht sie zwischen Luther, Zwingli, Schwenkfeld keinen Unterschied. „Wir sind," sagt sie, „nit gezwungen gewesen, jedes Meinung und Glaubens zu sein, sind aber schuldig gewesen, einem jeden Liebe, Dienst und Barmherzigkeit zu beweisen, das hat uns unser Lehrmeister Christus gelehrt." Mit edler Wärme nimmt sie sich der verfolgten „Taufbrüder" (Wiedertäufer) an, auf welche Protestanten allenthalben „die Obrigkeit hetzen wie ein Jäger die Hund auf ein wild Schwein oder Hasen," und die doch wie sie Christum bekennen. Ihre Freundschaft für den verlästerten „Sektierer", den schwärmerischen Schwenkfeld, hat ihr viel Unglimpf zugezogen. Mutig schleudert sie seinen Verfolgern, dem selbstgerechten, unduldsamen jüngeren Theologengeschlecht, das treffende Wort ins Gesicht: „Ihr habt die Schleuder und den Geist Davids nicht, auch keinen Philister vor euch!" — Wie alle Wohltäter der Menschheit hat auch Katharina Zell schnöden Undank geerntet. Ihr früherer Schützling, der strenggläubige Ulmer Superintendent Rabus, gegen den sie für Schwenkfeld in die Schranken trat, bewies seine Gefühlsroheit in einem unglaublich groben Briefe an seine verwitwete ehrwürdige Wohltäterin. Er bedrohte sie mit den Schrecken der ewigen Verdammnis für die „Unruhe", die sie von jeher in Straßburg angerichtet habe. Aufs schmerzlichste berührt erwidert Katharina dem Undankbaren doch mit würdiger Mäßigung, die ihn, wenn er der Scham zugänglich war, beschämen mußte. Bei dieser Gelegenheit läßt sie ihr vergangenes Leben für sich reden und gewährt zu ihrer Rechtfertigung einen Einblick in die Werke ihrer Barmherzigkeit: „Ist das die Sünd der Unruh, die ich der Kirchen gemacht habe, daß ich, da andere Weiber ihren Hausgezierd und Hoffart geluget, zu Hochzeiten, Freuden und Tänzen gangen, ich aber in reicher und armer Leut Häuser bin gangen, mit aller Lieb, Treu und Mitleiden, Pestilenz und Tote getragen, die Angefochtenen und Leidenden in Türmen, Gefängnis und im Tode heimgesucht und getröstet, allezeit den Spruch des weisen Mannes bedacht: Es ist besser, in das Klaghaus gehen denn in das Freudenhaus?" Fürwahr, die Unruhe, die sie schuf, hat sie sich selber geschaffen, sie hat nach der Mahnung des Hebräerbriefes „Fleiß getan", einzukommen zur ewigen Ruhe.

Beide Bekennerinnen, die altgläubige Nonne und die evangelische Pfarrfrau, sind Typen der deutschen Frauenwelt der Refor-

mationszeit. In Charitas offenbart sich die Macht des altkirchlichen, klösterlichen Ideals über das weibliche Gemüt, in Katharina die Begeisterung, womit das deutsche Frauengemüt das neue Ideal ergriff. Sie zeigen, daß auch in diesem „männischen" Zeitalter Denken und Tun des deutschen Weibes bedeutsam gewesen sind.

Die Duldung, wie sie Katharina Zell geübt hat, wurde in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts immer seltener. Wie das Brudergezänk der protestantischen Parteien das Leben mancher deutschen Frau vergiftet, das Familienglück zerstört hat, zeigt die Geschichte mancher fürstlichen Ehen jener Zeit, wenn auch wenige Fürstinnen ein so tragisches Ende gefunden haben wie jene sächsische Kurfürstentochter Elisabeth, die Gattin des Pfalzgrafen Johann Kasimir, die ihr blinder Glaubenshaß in namenloses Elend gestürzt hat. — Ein gar trauliches Lebensbild gewährt hingegen der Briefwechsel eines bürgerlichen Paares aus dem Ende des Jahrhunderts, zweier Menschen, in deren Dasein der konfessionelle Zwist nicht störend eingegriffen hat. Daß beide Ehegatten, der Nürnberger Geschlechter Balthasar Paumgartner und Magdalena, geborene Beheim, sich so fleißig geschrieben haben, verdanken wir dem Umstande, daß der Mann sich durch sein Kaufmannsgewerbe genötigt sah, alljährlich geraume Zeit auf der Reise zuzubringen. Nicht von allgemein bedeutsamen Angelegenheiten ist zwischen den beiden Leuten die Rede, die Briefschreiber sind nicht durch geistige Anlage, weiten Gesichtskreis und gesellschaftliche Stellung hervorragende Persönlichkeiten, sondern schlichte Alltagsmenschen, deren Interessen über die engen Kreise des eigenen Hauses, der Heimatstadt, des gewöhnlichen Lebens kaum hinausgehen. Aber gerade darum ist ihr Briefwechsel so lehrreich, denn er zeigt uns an einem typischen Beispiele, wie es im deutschen Bürgerhaushalt, in den Herzen vieler Tausende von deutschen Bürgern jener Zeit ausgesehen hat.

Die ersten der Briefe stammen aus der Brautzeit. Sie sind zuweilen auf den Ton des Volksliedes gestimmt: „Ach, Gott, wie weh tut Scheiden!" Balthasar schreibt aus Lucca: „Ich hab mir das Scheiden den letzten Abend, da ich von Dir ging, ja nicht so schwer fürgesetzt, als es mir nachher gefallen ist. Daß Du mir in Deinem obern Stüblein also unter den Armen hinweg sankest, hab ich nimmermehr aus dem Sinn mögen schlagen, und sind seither ja wenig, wenig Stunden hin-

gangen, in welchen ich nicht an Dich gedacht hätt!" Er schließt: „Und sei Du von mir auch zu viel hunderttausendmal freundlich und fleißig gegrüßt und dem lieben Gott in Gnaden empfohlen!" Die Adresse lautet: „Der ehrbarn und tugendreichen Jungfrauen Magdalena Behemin, meiner freundlichen, herzallerliebsten vertrauten Braut, zu Handen in Nürnberg." Magdalena sendet in ihrem Brief Blumen aus ihrem Gärtlein. Sehnsüchtig bittet sie um häufigere Nachricht: „Ich hab Dir halt aus Einfalt geschrieben, daß mich nach Deinem Brief so sehr verlanget hat, und an das Sprüchwort gedacht, wie man pflegt zu sagen: Ich sterb wohl, ehe Du kommst. Ich hoff je auch, wie Du schreibst, Gott werd uns zuvor auch in unser Freudengärtlein wieder zusammenkommen lassen und lang bei einander erhalten." Gute Nachricht von dem Geliebten ist ihr die liebste Christbescherung und hat ihr die Feiertage verschönert. „Freundlicher und herzallerliebster Bräutigam, dieweil nunmehr das alte Jahr vorüber ist, und Dir solcher Brief im neuen zukommt, so wünsch ich Dir, Du mein allerliebster, getreuer Bräutigam, von Gott, dem Allmächtigen, ein glückseliges neues und freudenreiches Jahr, alle Wohlfahrt, Heil und Segen zu allem, was dir nütz und gut ist zu Leib und Seel. Das wünsch ich Dir von Grund meines Herzens. Amen." Daß ihm in der Fremde die Zeit gar lang wird, kann sie wohl verstehen: „Ich nehms bei mir ab. Ich hab zu tun, was ich will, so feiern die Gedanken nit nach Dir ... Und bring Dir auch, herzlieber Schatz, den ersten Trunk, den ich tu am heiligen Christtag; tu mir zu Deiner Gelegenheit Bescheid." Mit allerlei Stadtneuigkeiten weiß sie den Bräutigam zu unterhalten: Um Neujahr sind „die Gesellen und Ehemänner in der Mummerei gangen". Der Flexnerin ist ihr alter Mann gestorben, der sie schon „allzulang aufgehalten" hat. Magdalena hat der jungen Wittib ihr Beileid bezeigt mit den Worten, Gott wolle sie ihres Leids an einem andern getrösten. Schmunzelnd hat die Flexnerin gemeint, es sei schade, daß Balthasar Paumgartner nicht mehr zu haben wäre, sie wollte ihn sonst der Magdalena nicht zukommen lassen. Der Bräutigam will in Lucca verschiedenen Bekannten und Geschäftsfreunden, im ganzen 20 Personen, ein Abendessen geben. Er wünscht, Magdalena könnte ihm dabei an die Hand gehen und ihm raten, wie er „mit geringen Unkosten wohl traktieren sollt". Den Entwurf der Speisenfolge teilt er

ihr mit. — Es ist selbstverständlich, daß Magdalena über Verlöbnisse und Hochzeiten Nürnberger Geschlechter getreulich Bericht erstattet. Auch die Zurüstungen zur eigenen Hochzeit, der Einkauf des Festweins, die Einladung der Gäste u. dgl. geben Stoff zum Schreiben. Balthasar rät der Verlobten, das Hochzeithemde, das sie für ihn arbeitet, „so köstlich nit zu machen, denn, zudem man Dich darum ausrichten [d. h. dem Gerede preisgeben] möcht, verlierst Du nun viel vergebener Zeit und brichst Dir Deinen Schlaf damit, damit mir gar nicht gedient ist."

Die große Mehrzahl der Briefe ist in währender Ehe geschrieben. Balthasar schreibt nunmehr: „Freundliche, herzliebe Magdel!" und adressiert: „Der ehrbarn, meiner freundlichen, lieben Hausfrauen Magdalena Balthasar Paumgartnerin zu Handen." Magdel schreibt: „Freundlicher und herzallerliebster Paumgartner!" und adressiert: „Der Brief zukomme dem ehrbarn und festen Balthasar Paumgartner, meinem freundlichen und herzlieben Hauswirt." — Die sorgsame Hausfrau ist um die Gesundheit des reisenden Gatten zärtlich besorgt. Mit Spannung erwartet sie seine Mitteilungen über die überstandenen Mühen und Gefahren der Reise, über den Erfolg seiner Brunnen- und Badekuren im Luccheser Wildbad, in Karlsbad, in Langenschwalbach. Sie wünscht, als Balthasar leidend ist, er möge „durch christliche Mittel" [d. h. ohne Anwendung von Zauber] seine volle Gesundheit bald wieder erlangen. Sie ermahnt ihn, er möge auf der Reise das Aderlassen ja nicht versäumen, ihr selbst sei solche Versäumnis übel bekommen. Sie weiß, daß er in Frankfurt im Drange der Meßgeschäfte sich oft zum Nachteessen keine Zeit nimmt, bis in die Nacht hinein schreibt und sehr frühe aufsteht. Da soll er denn nicht mit leerem Magen zu Bett gehen und des Morgens nicht zu lange nüchtern bleiben. Sie sendet ihm Büchsen mit eingemachten Sauerkirschen, Latwergen und „Grieben" [Zuckerwerk], die sie selbst für ihn bereitet, damit er immer etwas zu essen habe. Wenn die welsche Köchin, die er in Lucca angenommen, ihm etwas kocht, das ihm besonders mundet, soll ers lassen aufschreiben, damit „wirs hie auch lernen." Er selbst fühlt sich am wohlsten in seiner Häuslichkeit. Gern möchte er namentlich das „Frankfurtische Fegefeuer" mit seiner Unruhe und seinem Salmessen daran-geben. Kaum ist er in Frankfurt, so schreibt er, er habe von dieser Stadt „so genug", als hätte er „davon mit Löffeln gessen".

Aus Lucca schreibt er einmal: „Mir ist lieb, daß draußen [in Nürnberg] soviel guts Muts, Gasterei, Hochzeiten und schier gar das Schlaraffenland ist, und aber noch lieber, daß ich selbst nit dabei sein darf, also manchs schädlichen Trunks dadurch überhoben bin." Der sparsame Hauswirt fürchtet, seine Frau möge in der Freude ihres Herzens über seine bevorstehende glückliche Heimkehr sich zu unnützen Ausgaben verleiten lassen: „Keinem Streiner [Landstreicher] oder Schüler, der vorher läuft und Dir das Botenbrot bringen will, darfst Du nichts geben; sag, wann [ich] komme, wolleſt [du] mich wohl sehen, ich habe Dirs verboten." — Zuzeiten zeigt sich auch der Gatte um die Gesundheit der Eheliebsten besorgt. Er ermahnt sie, sich während ihrer Schwangerschaft zu schonen. Mit schämiger, holdseliger Vertraulichkeit schreibt sie von den Regungen des Kindes, das sie unter dem Herzen trägt: „Herzeter Schatz," fügt sie hinzu, „laß den Brief nit liegen vor jemand, schäm mich sonst." Ein anderes Mal heißt es: „Steht aber, Gott lob, immer besser um mich, so es lebet in mir, das, was mein und Dein ist, von Gott gegeben . . . Denk, es sei halt ein mutwilligs Büblein . . . Gott laß michs mit Freuden erlangen!" Auch ernste Gedanken halten bei der Schwangeren Einkehr. Von einem leichtfertigen Manne berichtet sie, vor 10 Wochen sei sein Weib gestorben und seit acht Tagen sei er bereits wieder Bräutigam: „Vergiß halt mein einmal nit so bald!" Aber ihre freudige Mutterhoffnung überwindet alle trüben Anwandlungen. Allerliebst ist die schalkhafte Art, wie sie den unaufmerksam gewesenen Gatten mit dem lebendigen Geschenk neckt, das er von ihr zu erwarten hat. „Werd heuer von Dir nit angebunden wie vorm Jahr," schreibt sie an ihrem Namenstag, „will mich dennoch um Endery [Andreastag] lösen." Ihre „Brüstlein" [Jacken] werden ihr so enge, daß sie dieselben beim Ausgehen nicht mehr tragen kann, Balthasar soll ihr Stoff zu einem „Affenröckla" schicken. Schelmisch fügt sie hinzu: „Will ein ander Mal von Dir hinweggehen, herzlieber Schatz, daß mir nit mehr geschicht als jetzund." — Allerlei Wünsche hat sie allezeit auf dem Herzen. „Und willst mir nit übel haben," schreibt sie einmal, „daß ich Dir in meinem Schreiben immer etwas abbettele." Bald betreffen ihre Aufträge ihren Anzug, bald die Einrichtung und Ausschmückung ihres Heims, bald Küche und Keller, bald den Hausgarten, für den sie allerhand Sämereien bestellt. Zuweilen erinnert sie auch

den Gatten daran, daß er als Meßgeschenk von Frankfurt Messer und Halskrausen fürs Gesinde mitbringe. Knechte und Mägde werden zur Familie gerechnet; die „Maidlein" lassen ihren Herrn grüßen. Wie ein Kind freut sich Magdel auf das, was ihr Balthasar mitbringt: „Bitt Dich drum, wenn Du zu Mainz oder im Bad etwas Seltsames siehest, wollest mir was mitbringen. Vergissest Du's, dann hab ich genug an Dir, dafür ich Gott zu danken hab." — Getreulich lohnt sie die Aufmerksamkeit ihres Eheliebsten durch gewissenhafte Führung des Haushalts. Was im Hause gearbeitet und verändert wird, daß man mit Flachshecheln beschäftigt ist, daß der Nußholzschreiner dagewesen, welche Gäste Einkehr gehalten, wird berichtet. Das Herz lacht der Hausfrau im Leibe, wenn sie erzählt, wie ihr Wein den Gästen zu Kopfe gestiegen ist, daß man sie die Treppe hat hinabführen müssen: „Hab nit gemeint, daß unser Wein so stark sei." — Ihr häusliches Walten wird nicht selten durch die Teilnahme an Familienfesten, an Handschlag und Hochzeit und anderen Gesellschaften unterbrochen. Dann erzählt sie, wer bei dieser oder jener Hochzeit das Amt des „Jungfrauengesellen" [Brautführers] bekleidet, wo sie getanzt, wann sie „mit einem großen Löffel gessen," d. h. in vornehmer Gesellschaft gespeist hat, von wem sie zum „Igel" [einem igelförmigen Schaugericht] oder „ins Bad" geladen war, wer das Kränzchen zu halten wieder angefangen, wer sie zum Rocken [Spinnen] besucht hat. Hier und da wird ihr bei Gastereien und Tänzen die Zeit gar lang, weil sie ihren Balthasar vermißt, und nichts freut sie mehr, als wenn dabei seiner gedacht, ihm zu Ehren „eins 'rumgegeben" und auf seine Gesundheit getrunken wird. — Wichtigere Familienangelegenheiten wie die Verlobung einer Schwester Balthasars werden in den Briefen ausführlich behandelt. Sich brieflich mit dem Gatten zu unterhalten, wenn er ferne weilt, ist der Treuen Herzensbedürfnis. Sie schreibt, auch wenn ihr voriger Brief unbeantwortet geblieben ist: „Wann der Mittwoch kommt, so freu ich mich, Dir zu schreiben, und denk, nun haben wir acht Tag weniger zusammen" [d. h. bis zum Wiedersehen].

Auch als Mutter offenbart sie eine ergreifende Zartheit und Innigkeit des Empfindens. Das „mutwillige Büblein", das sie im ersten Jahre ihrer Ehe erwartet, hatte sich wirklich eingefunden und war auf den Namen des Vaters getauft worden. „Balthäsle" war nunmehr der Hauptgegenstand von

Magdels hausmütterlicher Sorge. Seine Grüße, seine kindlichen Einfälle und Wünsche, seine leiblichen und geistigen Fortschritte teilt sie dem Gatten mit: „Der Waltes sagt: 'Mutter, heiß mirn Vater etwas mitbringen'!" Der gestrenge Vater setzt dann seine würdevollste Erziehermiene auf und antwortet in seinem Kaufmannsstil: „Sag dem Balthasle, daß er ein Weil fromm sei, ihm sonst nichts mitbringen werde, wann bös is, den schönen Samuetbeutel, zwei Paar Schuh und rot gestrickt Paar Strümpf einem andern, frömmeren Büble geben." Dann kommt das leidige Lernen, und die Mutter bekennt, ihr Liebling sei schwer dazu zu bringen, der Stall tue ihm zu leid. Sie möchte ihn doch bald in die Lateinschule bringen, damit er einen feinen Schreiblehrer bekäme. Schon mit sechs Jahren schreibt der kleine Gelehrte dem Vater ein Brieflein; er bittet, ihm ein mit Kalbshaut überzogenes Pferdlein mitzubringen; es soll aber lebendig sein. Auch zwei Paar Strümpfe, wie sie die Altorfer Studenten tragen, wünscht er sich gelegentlich. Der Vater will seine Wünsche erfüllen, wenn er brav lernt und artig ist, sonst wird er nur eine lange starke Gerte mitbringen und ihn obendrein zum Schulmeister in die Kost tun. Der Kleine zeigt musikalische Anlage, er spricht: „Mutter, schreibst dem Vater, daß ich schon ein Tanz auf dem Instrument [Hackbrett] schlagen kann. Sag, ich hab ihn fleißig grüßen lassen." Magdalena läßt ihn „mit feiern"; insgeheim aber bedauert sie den jungen Fant ob seiner vielen Arbeit: Kommt er aus der Schule, so muß er zum Instrumentenschlager, „so er heimkommt, ist es Nacht, muß er schreiben." Er ist in den Wochen vor Weihnachten um der bevorstehenden Bescherung willen sehr fleißig gewesen, er hat neben einer „rechten Wehr" das „lebendige" Pferdlein wieder auf den Wunschzettel gesetzt. Wie einmal auf Neujahr die „welsch Crona", auf die man Balthasle vertröstet hatte, mit des Vaters Brief wider Erwarten nicht eintrifft, tut die Enttäuschung des armen kleinen Kerls ihrem mütterlichen Herzen gar weh. Er sei, schreibt sie mit sanftem Vorwurf dem Gatten, gar kleinlaut worden, „ich vermeinet selbst, Du solltest seines neuen Jahrs nit vergessen haben, denn Du große Freud mit gemacht hättest." Doch läßt sich ja das Versäumte noch nachholen, fügt sie beruhigend und politisch hinzu. Im März 1592 muß sie ihrem Manne den Tod des geliebten einzigen Kindes melden. Die Trostbedürftige tröstet den Entfernten. In schlichten

Worten spricht sich ihre von Empfindsamkeit freie, wahre Mutterliebe und ihre christliche Ergebung in Gottes Willen aus. Sie muß sich an den herben Gedanken gewöhnen, daß sie an dem lieben Kinde „eine vergebene Freude" gehabt haben. „Muß mich demnach nur mit Gott zufrieden geben, da ich leider seh, [daß ich] nit mehr davonbring denn Schwächung, bösen Kopf und schlimme Augen. Muß mirs ausschlagen, so viel mirs möglich. Desgleichen wollst Du auch tun, herzliebster Schatz, und dirs aus dem Sinn schlagen und geduldig sein. Vielleicht sich Gott unser wiederum erbarmet und ergötzt uns wieder, nachdem er uns heimgesuchet hat. Däucht mich nun, wenn Du hie [wärest], [daß ich] all meines Leids desto eh vergessen wollt. Ist mir jetzt ein Tag so lang als vorher drei." Freilich das Wiedersehen wird schmerzliche Erinnerungen wecken: „Gott helf, [daß] es alles wohl zugehe und verrichtet werde, und wir mit Freuden wieder zusammenkommen, wiewohl uns Gott einen schmerzlichen Riß durch unsere Freud hat getan, die wir zuvor allezeit freudenreicher zusammen sein kommen, als leider jetzt geschehen wird."

7. Das Jahrhundert des großen Krieges.

Das allgemeine dreißigjährige Kriegselend, fortgesetzte Mißhandlung, Verwilderung und Verarmung mußten die deutsche Kultur und den deutschen Volkscharakter auf das ungünstigste beeinflussen. Dieses „Menschenalter voll namenloser Leiden hatte den bürgerlichen Mut gebrochen. Die gewissenlose Staatsraison vergiftete auch den bürgerlichen Verkehr. Der Edelmann strebte die Herrschaft, die er in den Landtagen gegen die aufstrebende Monarchie nicht mehr behaupten konnte, durch höfischen Einfluß und durch Mißhandlung des Landvolks von neuem zu befestigen. Der Fürstenstand vergaß seine alte landesväterliche Sorgsamkeit, seit das gleißende Vorbild des bourbonischen Königtums den kleinen Herrn den Sinn betörte. Der deutsche Kleinfürst fand weder in dem Pflichtgefühle der Monarchie, noch in der Standesgesinnung eines politischen Adels einen sittlichen Halt; mancher vertobte seine Kraft in frecher Unzucht und grausamen Sultanslaunen" (Treitschke). Der alte Grobianismus wurde durch die Nachäffung französischer Hofsitten in den höfischen Kreisen unseres Vaterlandes

mit nichten überwunden. Von den Hoffesten, die sie als Mädchen in Stuttgart gesehen hat, berichtet die geistreiche Tochter des Winterkönigs, Sophie, Herzogin von Hannover: „Alles war dort sehr prächtig, allein es fehlte die Würze der Feinheit; ich fand wenig Geschmack daran. Um den Verliebten zu spielen, leerte der Prinz von Holstein auf meine Gesundheit ein so großes Glas, daß er alles wieder von sich gab, und stürzte ein zweites hinunter, um seiner Leidenschaft für mich Ausdruck zu geben." Die Tafel wollte kein Ende nehmen. Die fürstlichen Frauen blieben für sich und langweilten sich auf das gründlichste, indessen die Herrn im Saufturnier ihre Kräfte maßen. Wie roh, unsittlich und lächerlich aber auch das Gebaren fürstlicher Kreise sein mochte, der entwürdigte Adel und das zertretene Bürgertum blickten voll andächtiger Bewunderung zu ihnen empor. Die Hunderte von kleinen Höfen unseres Vaterlandes galten für Brennpunkte nicht nur des politischen, sondern auch des geistigen Lebens. Der „vollkommene Hofmann" wird auf lange hinaus das Bildungsideal des Deutschen. Scheinheiligkeit und Streberei sind Haupterfordernisse für den, der sein Glück machen will. Es ist, als ob der alte deutsche Sinn für Natürlichkeit und mannhaftes Tun geschwunden wäre. Bezeichnend ist die lächerliche Häufung der Titel in der Anrede und die wahrhaft chinesische Höflichkeit, die bekanntlich darin besteht, daß man durch Herabwürdigung der eigenen Person die des Angeredeten entsprechend zu erhöhen sucht. Solche Kriecherei vor Höhergestellten erscheint umso widerlicher, wenn wir bemerken, wie die nach oben hin „in Untertänigkeit ersterbenden" Menschen nach unten hin oft einen empörenden Hochmut zeigen. An die Stelle volkstümlicher Natürlichkeit tritt wortreiche, geckenhafte Geziertheit. Die unwürdige Sucht, Fremdes nachzuäffen, findet in der Verunstaltung unserer Sprache durch Fremdwörter und in der Kleidermode (vgl. Abb. 22) einen lächerlichen Ausdruck. Zweifellos konnte das durch Kriegsleiden heruntergekommene Geschlecht von dem französischen Nachbar manches Gute lernen, aber das Schlimme bestehe darin, meint Sophie von Hannover, daß man alle schlechten Eigenschaften der Franzosen sich aneigne, ohne die guten zu beachten. Frankreich wurde noch mehr als zu Ende des 16. Jahrhunderts das gelobte Land, zu dem der junge Deutsche mit seinem Hofmeister wallte. Die berechtigte Sitte, die Jugend durch Reisen zu

bilden, entartete zur Reiſeſucht. Man reiſte nicht mehr, um ſich zu bilden, ſondern um als weitgereiſter Mann dick tun zu können.

Abb. 22. Deutſche Edelleute. 17. Jahrhundert.
(Zur Geſchichte der Koſtüme, Braun & Co.)

Fürwahr, ein trauriges Bild, das der deutſche Volkscharakter jener Zeit bietet! Und doch gab es damals noch einen Hort für deutſche Schlichtheit und Herzlichkeit: die deutſche

Familie. Was an dem mißhandelten und mißleiteten Geschlechte des großen Krieges fromm, wahr, deutsch geblieben war, die deutschen Hausmütter haben es in ihrem Heimgarten gehegt und in eine bessere Zukunft hinübergerettet. Diese nationale Tat der deutschen Frau liegt nicht offen vor jedermanns Augen, aber sie ist trotzdem eine Kulturtat ersten Ranges. Während die deutsche Männerwelt dem Götzen der Ausländerei völlig anheimfiel, bewahrten die deutschen Frauen noch lange ihre gutdeutsche, altbürgerliche Denkweise. „Sie waren und lebten wie früher in der Familie und für die Familie, die Fürstin wie die Kaufmannsfrau." In der Stille des Elternhauses erhielten sie ihre Erziehung und ihre mäßige Bildung, man schickte sie nicht auf Reisen. Sie blieben lange unberührt von den Vorteilen solcher Reisebildung, aber auch von ihren überwiegenden Nachteilen und sittlichen Gefahren. Die deutsche Frau war nicht wie ihre französische Zeitgenossin gewöhnt, in glänzender Gesellschaft sich huldigen zu lassen und ihren Witz zu üben, dafür blieb sie aber auch vor der Gefallsucht und Frivolität der Französin vielfach bewahrt. Sie war nicht so interessant wie diese, sondern natürlich, ja derb und ein wenig hausbacken. Selbst in der Zeit, wo die sittliche Verderbnis auch das weibliche Geschlecht ergriff, findet man „Frauen genug, die den alten Kern bewahrten. Und dieser Kern war gesund, durch und durch gesund" (Steinhausen).

Das Beispiel einer deutschen Fürstentochter mag uns die wackere deutsche Gesinnung des damaligen Frauengeschlechts veranschaulichen. Elisabeth Charlotte, die Tochter des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz, wurde nach damaligem Brauche, ohne um ihre Neigung befragt zu werden, an den Herzog von Orleans, den Bruder Ludwigs XIV., vermählt. Man nötigte sie, zum katholischen Bekenntnis überzutreten, und stellte dann diese „Bekehrung" als dem Herzenswunsche der jungen Pfalzgräfin entsprungen dar. Das halb kalvinistisch, halb lutherisch erzogene deutsche Fräulein ist von Herzen weder Französin noch Katholikin geworden. Wie ihre geliebte Tante, Sophie von Hannover, bekannte sie sich zu einem über konventionelle Abschließung erhabenen Christentum der Gottes- und Nächstenliebe; denn, schreibt diese, „man wird in der andern Welt nicht fragen, von was für einer Religion man gewesen ist, sondern ob man Gutes getan hat." Auch Liselotte war unkirchlich. Schon in der Heimat hatte sie während der Predigt

gern geschlafen. Der katholische Gottesdienst vollends mit seiner lateinischen Liturgie ist ihr zuwider. Wie die Tugend belohnt und das Laster gestraft wird, das lehrt man viel angenehmer in der Komödie. Von Andachtsbüchern ist ihr nur die Luther-Bibel nicht langweilig. Die liest sie täglich. Mehr als die katholischen Messen und die von Lobwasser ins Deutsche übersetzten kalvinistischen Psalmen Marots behagen ihr die lutherischen Lieder, die sie treu im Gedächtnis hält und zu ihrer Erbauung in ihrer Kammer singt. — Wie der Katholizismus ist ihr französisches Wesen fremd geblieben. Von den Franzosen trennt sie vor allem ihre deutsche Geradheit: „Anders, als ich denke, kann ich mein Leben nicht sprechen, darum tauge ich auch gar nicht hier im Land." Am französischen Hofe stößt sie überall an und sieht sich bald vereinsamt. Darüber grämt sie sich nicht, denn Gesellschaften, in denen man nicht offenherzig reden kann, sind ihr verdrießlich. So lebt sie Jahrzehnte für sich „wie ein Reichsstädtel". — Unausstehlich wie die französische Unaufrichtigkeit ist ihr der Hochmut, womit der Franzose auf den Deutschen hinabsieht. Sie ärgert sich über die französischen Prinzen, weil sie den deutschen Kurfürsten gegenüber so „stinkhoffärtig" sich benehmen, die ihnen doch an Blut und Rang überlegen sind, zumal sie sich keiner Mißheirat schuldig machen. Die deutsche Fürstenehre steht der deutschen Fürstentochter sehr hoch. Groß ist ihr Grimm, wenn ein Reichsfürst „sich verquackelt", durch Mißheirat die Reinheit des blauen Blutes trübt. Daß der Adel im Blute liege, davon ist sie fest überzeugt, darum soll man nicht „Mausedreck unter den Pfeffer mischen". — Verhaßt wie die französische Hoffart ist ihr die französische Lüsternheit. Davon konnte die Schwägerin des französischen Königs und die Gattin des Herzogs von Orleans ein Liedchen singen. Prüde freilich ist sie ganz und gar nicht. Von Allzumenschlichem spricht sie mit einer Derbheit, die man heute unflätig finden würde. Dem Dauphin, der sich mit französischer Frivolität über ein heikeles Thema mit ihr unterhält, sagt sie ins Gesicht, und wenn er nackt vor ihr stünde, würde er sie nicht in Versuchung führen. Histörchen, wie sie die deutsche Schwankliteratur des 15. und 16. Jahrhunderts und die Zimmersche Chronik reichlich enthalten, läßt sie sich gern erzählen und berichtet sie unbefangen weiter. Ein gut Stück des altdeutschen Grobianismus haftet ihr an. Aber diese Bauernderbheit ist von der Frivolität der

französischen Hofgesellschaft weit verschieden, und die „Wüstereien" höfischer Witzlinge sind ihr zuwider. Über Fleischessünden des Männergeschlechts urteilt sie nicht eben zu streng. In Bezug auf ihren Sohn äußert sie: „Junge Kerls, wie er ist, können nicht wie Jungfern leben, allein ich hätte gern, daß er es mit Manieren machte." Die gewöhnlichen Sünden des heißen Blutes erscheinen der Mutter gering gegenüber den widernatürlichen Ausschweifungen, denen sich damals vornehme Lebemänner hingaben. „Welchen Herrn findet man noch in der Welt," klagt sie, „der allein seine Gemahlin liebt und nicht etwas anderes, Mätressen oder Buben (!), dabei hat?" Mit unerbittlicher Strenge urteilt sie über das Verhalten der Frauen. Die Untreue der Männer gibt ihnen keinen Freibrief für eigene Untreue; denn „sollten deswegen ihre Gemahlinnen auch so übel leben, könnte niemand sicher sein, daß die Kinder im Haus die rechten Erben wären". Liselotte hat inmitten eines verführerischen Hofes die fleckenlose Reinheit ihrer Frauenehre bewahrt, ohne dadurch freilich dem widerwärtigen Klatsch von Menschen zu entgehen, die an die Keuschheit des Weibes nicht mehr glauben konnten oder wollten. — Mit wachsender Besorgnis verfolgt sie die Fortschritte französischen Wesens in Deutschland. Nie hat sie die „Fantasei der ehrlichen Deutschen" begriffen, den französischen Moden zu folgen, anstatt sich, wie vernünftig wäre, so zu kleiden, wie es einem jeden am gemächlichsten ist. Ihr selbst ist Eitelkeit fremd; sie gibt ihren Verwandten von ihrem Äußeren Schilderungen, die wahrhafte Karikaturen sind. Daß die Deutschen dem Französischen zuliebe sich ihrer lieben Muttersprache entwöhnen, kommt ihr albern vor. Sie fürchtet, das Deutsche werde gar endlich aussterben. Sie selbst schreibt ihre Briefe an Deutsche geflissentlich in ihrer Muttersprache, um sie nicht zu verlernen. Der neue deutsche Modestil freilich sagt ihr nicht zu. Überhaupt kann sie sich nicht genug darüber verwundern, wie viel sich seit ihrer Abwesenheit in der Heimat verändert haben muß. Sie kann sich der Befürchtung nicht erwehren, daß man mit der fremden Sprache und Mode auch fremder Länder Fehler annehme. Der zunehmende Glanz der deutschen Höfe, meint sie, werde durch die Darangabe der deutschen Aufrichtigkeit zu teuer erkauft; denn Luxus erfordert Geld und macht geldgierig; Falschheit, Lug und Trug reißen ein und verjagen Treu und Glauben. Mit Schmerz sieht sie in der

alten Heimat jene Weisſagung ſich erfüllen, die ſie einſt aus dem Munde einer wackern deutſchen Edelfrau vernommen: Dirnen würden dermaleinſt mehr geachtet werden als ehrliche Weiber. Es empört ſie, daß Auguſt der Starke Weiber kauft wie die Pferde. Daß eine ſeiner Mätreſſen, die Gräfin Koſel, ihrer Tante Sophie gefällt, ſetzt ſie in Erſtaunen. Hatte doch dieſe ſchöne und geiſtvolle Fürſtin unter dem ſchmutzigen Verhältnis ihres Gemahls Ernſt Auguſt mit der Gräfin von Platen ſchwer gelitten! Liſelotte iſt entrüſtet über die Schamloſigkeit der Gräfin Aurora von Königsmark, die Bürgermeiſter und Syndikus von Goslar zu Zeugen genommen hatte, als ſie Auguſt dem Starken einen Baſtard gebar. Der Wetteifer ſchamloſer Weiber wie der Grävenitz am Württemberger Hofe, die ſich's zur Ehre rechnen, für die „deklarierte Mätreſſe" eines Fürſten zu gelten, erinnert ſie an den Ausſpruch der Montespan, ſie fürchte ſich vor nichts als vor den ſchweizer und deutſchen Soldaten, denn die ſeien ſo grob, daß ſie jedes Ding beim Namen nännten. Auch Liſelotte ſcheut ſich nicht, ſolchen Buhlerinnen den Namen zu geben, den jene Soldaten der Favoritin Ludwigs XIV. nachgerufen hatten, wenn ſie gleich über fürſtliche Liebſchaften kaum ſo hart urteilt wie über Mißheiraten. Die Schärfe ihres Urteils trifft vorzugsweiſe ihr eigenes Geſchlecht, das an Schamhaftigkeit das männliche übertreffen ſollte. Das Leben gefeierter Mätreſſen kann ſie nicht für glücklich halten, „da das Gewiſſen bei all der Pracht nicht gar ruhig iſt." Für ihre deutſche Auffaſſung von weiblicher Treue und Keuſchheit iſt es bezeichnend, daß ſie die Wiederverheiratung einer Witwe, wenn ſie nicht etwa aus bitterer Not erfolgt, entſchieden mißbilligt. — Nicht jede Veränderung an den deutſchen Höfen findet ſie zu tadeln. Man tut gar wohl daran, das läſterliche Saufen abzuſtellen. Im übrigen iſt ſie hocherfreut, zu erfahren, daß gewiſſe löbliche deutſche Bräuche noch in Ehren gehalten werden, daß z. B. der den Franzoſen unbekannte Fackeltanz bei fürſtlichen Hochzeiten noch üblich iſt. Die deutſchen Tänze zieht ſie überhaupt den franzöſiſchen vor, denn dieſe ſind „langweilig zu tun und anzuſehen". — Ergreifend iſt die Heimatliebe, die, frei von jeder Empfindſamkeit, aus den Briefen der trefflichen Frau ſpricht. Aber auch darin zeigt ſie ſich als echte Deutſche, daß ſie das Liebenswerte an fremdem Volkstnm zu ſchätzen weiß. Während ſie die Maintenon

als scheinheilige Sünderin, als die Verführerin des Königs zur Unduldsamkeit und als persönliche Feindin haßt, bleibt sie Ludwig XIV. trotz der Zurücksetzung, die sie von ihm erfährt, von Herzen zugetan; der Zauber seiner Persönlichkeit und seine frühere Freundlichkeit haben auf ihr Gemüt einen unauslöschlichen Eindruck gemacht. Sie schätzt das französische Schrifttum, Männer wie Fenelon und Bossuet, namentlich das Theater eines Corneille, Racine und Molière. Für ihren gesunden Geschmack spricht die Bevorzugung des letzteren, und bezeichnend für ihre Gesinnung ist die besondere Hochstellung des „Tartuffe". — Wiewohl sie aber auch fremde Größe zu verstehen vermag, ihr Herz gehört doch der alten Heimat. Je stiller und einsamer es um sie wird, desto lieber beschwört sie die deutschen Erinnerungen herauf, desto freudiger begrüßt sie deutsche Gäste, mit denen sie sich von alten Zeiten unterhalten kann. Sie sieht sich als fröhliches Kind die pfälzischen Heimatberge erklettern oder unter den Augen der lieben Tante Sophie wie ein „ruschenplatten Knechtchen" (wilder Junge) sich tummeln. Ein männlichmutiges Herz hat ihr alleweg im Busen geschlagen, und immer ist es ihr leid gewesen, „ein Weibsmensch" zu sein; Kurfürst von der Pfalz zu werden, hätte ihr besser angestanden, als „Madame" zu werden. Gerne gedenkt sie der schönen deutschen Weihnacht. Es tut ihr leid zu vernehmen, daß zu Hannover „der schöne Stern und das Christkind von den Schülern nicht mehr agieret wird," und sie hofft, daß wenigstens „der Buchsbaum, woran man Lichter steckt", nicht in Vergessenheit geraten sei. Oft fragt sie alten Bekannten nach: „Wo ist unser guter Schreibmeister mit seiner gebrannten Hand hingekommen? Er war ein Original in Blödigkeit, ich habe ihm oft bang gemacht, aber doch ein guter, frommer, ehrlicher Mensch." Sie erinnert sich des Apothekers Nebel und seines hübschen Weibchens, des Bibliothekarius Fuchs, der in der Komödie einst den Sejanus gespielt. Besonders gedenkt sie ihrer jungen Jahre im Verkehr mit ihren Enkeln und deren Gespielen, wenn sie unter ihren Augen „recht von Herzensgrund ihre Spielcher" treiben. Die Geschichte vom Däumling und manches andere Märchen haftet noch so treu in ihrem Gedächtnis wie die lieben deutschen Volkslieder: „Ach, Scheiden, bittres Scheiden, wer hat dich doch erdacht?" „Ich und mein Kathreinchen, wir gingen zum Bier," „Wiltu mit nach Rompelskirchen gehn?" u. s. w. Der Glanz

der Hoffeste zu Versailles hat die Erinnerung an die volkstümlichen Lustbarkeiten der Heimat nicht ausgelöscht. Sie wundert sich, daß die Tante sich auf der Kirbe [Kirchweihe] nicht aufgehalten hat, die doch so amüsant sei. Die deutschen Fürsten tun nach ihrer Meinung wohl, „sich auf der Frankfurter Messe lustig zu machen". Wohl bewundert sie die Gartenanlagen des französischen Königs, aber das deutsche Naturkind schätzt die natürliche Abwechslung der Landschaft höher als die großartige Eintönigkeit französischer Gartenkunst und wird „einen schönen Garten eher müde als einen wilden Wald oder Wiesen mit Weidenbäumen und Bächen". Sie lustwandelt ungern bei Nacht, aber gern im hellen Sonnenschein. Den Gesang der Nachtigallen und das Quaken der Frösche in stiller Sommernacht zieht sie dem Gesange der schönsten Menschenstimmen vor. Natur und Volksleben der Heimat kann sie nicht vergessen. „Wenn man bei Bacherach," schreibt sie der Tante, „den Bacchusaltar mitten im Rheine sehen kann, soll es ein gut Weinjahr werden. Das geht aber Euer Liebden nichts an, denn Sie trinken keinen Wein." Dabei klingt ihr in den Ohren das Liedchen der Pfälzer Flachsbrecherinnen, der „Brechelstanz", dessen Weise ihrem Vater so wohlgefiel: „So lasset das Wasser der Gänse Trank sein! Jedermann, jedermann trinket gern Wein." So tut auch sie als echtes Pfälzer Kind. Ihrer fernen Lieben Gesundheit trinkt sie in rheinischem Wein oder in Maientrank, den sie nach heimischer Art ansetzt. Tee, Kaffee und Schokolade verabscheut sie. Die deutsche Hausmannskost ist mehr nach ihrem Geschmack als die feine französische Küche. Sie sehnt sich nach einer guten Kaltschale, Biersuppe und vor allem nach dem guten deutschen Sauerkraut. Deutsche Sprichwörter und Redensarten hat sie immer im Munde, und sie weiß oft die Personen zu nennen, von denen sie solche vernommen. Ist sie einmal „krittlich wie eine Wandlaus", so ruft sie sich zu: „Geduld überwindet Buttermilch." Der Tante Sophie wünscht sie „dem hochlöblichen alten deutschen Gebrauche nach ein glückseliges, fried- und freudenreiches neues Jahr". — Sie ist eine ebenso gute Deutsche wie treue Pfälzerin. „Ich werde wohl," schreibt sie im Alter, „mein Leben Deutschland nicht mehr sehen. Heidelberg wünsch ich Glück, Segen und alles Guts; ich müßte aber sterben, wenn ichs wiedersehen sollte; ich werde es doch wie auch alle gute, ehrliche Pfälzer all mein Leben lieb behalten. Die Pfalz ist ein gelobt Land gegen andere Länder zu

rechnen; denn alles ist ja gut in unserm lieben Vaterland: Luft, Wasser, Wein, Brot, Fleisch und Fisch." Sie waren ihr recht ans Herz gewachsen, die fröhliche Pfalz, die heitere Neckarstadt und das hochherrliche Pfalzgrafenschloß auf dem Jettenbühel. Ein Schwert ging durch ihre Seele, als Ludwig XIV. ihren ehrlichen Namen mißbrauchte, um dem frivolsten seiner Raubzüge den Schein des Rechts zu geben und seine Mordbrenner auf das arme Pfälzerland loszulassen. „Des Nachts," schreibt sie, „sobald ich ein wenig eingeschlafen, däucht mir, ich sei zu Heidelberg oder zu Mannheim und sehe all die Verwüstung, und dann fahr ich im Schlaf auf und kann in ganzen zwei Stunden nicht wieder einschlafen; dann kommt mir in den Sinn, wie alles zu meiner Zeit war, in welchem Stand es nun ist, ja in welchem Stand ich selber bin, und dann kann ich mich des Flennens nicht enthalten." Und wie eifrig erkundigt sie sich nach dem Friedensschlusse, ob die liebe Vaterstadt aus dem Schutte wieder ersteht! Ob wohl die Neckarbrücke und die Heiliggeistkirche wieder hergestellt sind? Warum läßt der Kurfürst das Schloß nicht wieder aufbauen? Es ist doch wohl der Mühe wert. „Ich meinte, es wäre keine Universität mehr zu Heidelberg, und daß die Sapienz abgebrannt wäre, und keine Studenten mehr; bin froh, daß die Universität wieder aufgerichtet ist."

Die wackere Gesinnung der fürstlichen Frau, die inmitten einer fremden Welt ihr deutsches Wesen behauptet hat, steht keineswegs vereinzelt. Sie fehlt auch bei anderen deutschen Frauen jener Zeit nicht. Wohl aber mangelt den meisten die Geistesbildung, die der zwar nicht gelehrten, aber immerhin wohlunterrichteten Fürstin eigen ist. Während des großen Krieges und in den darauf folgenden Jahrzehnten war es um die Bildung des weiblichen Geschlechts in Deutschland schlecht bestellt. Man darf sich in dieser Hinsicht nicht blenden lassen durch die stattliche Reihe der gelehrten Frauen und der Dichterinnen, von denen berichtet wird. Im Jahre 1706 ließ Joh. Kaspar Eberti sein „Eröffnetes Kabinet des gelehrten Frauenzimmers" erscheinen, ein Verzeichnis aller ihm bekannt gewordenen Frauen aller Zeiten, die sich in den Wissenschaften und in der Kunst ausgezeichnet haben. Neben einer Aspasia, Korinna, Zenobia u. s. w. sind hier gegen hundert Namen des 16. und 17. Jahrhunderts genannt. Wie im Reformationszeitalter handelt es sich im 17. Jahrhundert um Töchter und

Gattinnen zünftiger Gelehrten, um fürstliche Frauen und gelehrte Stiftsdamen, namentlich Mitglieder der evangelischen Jungfrauenstifter, die nach Aufhebung vieler Nonnenklöster der Versorgung adeliger Fräulein dienten. Wie früher tritt die Theologie mit ihren Hilfswissenschaften auch beim Frauenstudium bedeutsam hervor. Um der Bibelkenntnis willen treibt man Hebräisch und Griechisch. Die Kenntnis der griechischen Klassiker ist durchaus Nebensache. Als etwas ganz Besonderes wird es verzeichnet, daß Helena Sibylla Wagenseil „den allerschwersten Poeten Homerum sich ganz bekannt gemacht habe". Das Lateinische, die Gelehrtensprache, darf auch von den Frauen, die sich der Wissenschaft widmen, nicht vernachlässigt werden. Unter den theologischen Arbeiten der Frauen überwiegen naturgemäß nicht die dogmatischen, sondern die erbaulichen Schriften, die „andächtigen Gemütsseufzer". Der Äbtissin des freien weltlichen Stifts in Quedlinburg, Anna Sophia, Tochter des Landgrafen Georg II. von Hessen, werden Kenntnisse in der Patristik nachgerühmt, ihr Hauptwerk aber war eine Erbauungsschrift: „Der treue Seelenfreund Jesus Christus." Fragen der praktischen Theologie behandelt die Kurländerin Anna Medum. Als Witwe eines Edelmannes hatte sie einen Juden geheiratet und zum Christentum bekehrt. Als Niederschlag ihrer seelsorgerischen Erfahrungen hinterließ sie ein Buch mit dem Titel „Geistlicher jüdischer Wunderbalsam", ein Handbuch der Judenmission. — Neben die Theologie und die alten Sprachen treten im Frauenstudium bereits zahlreiche andere Disziplinen. Auch hier zeigt sich eine allmähliche Abwendung von dem einseitig theologischen Betrieb der Wissenschaften, der auf den Humanismus in Deutschland gefolgt war. Man sieht, wie die anfangs recht äußerliche Nachahmung des Fremden die Geistesbildung der Deutschen zu fördern beginnt, indem sie unserem Volke neben vielem Schlimmen doch auch wichtige Elemente einer überlegenen ausländischen Kultur vermittelt. An vielen Frauen rühmt Eberti die Kenntnis der neueren Kultursprachen, des Französischen, Italienischen, Spanischen. Manche werden als Übersetzerinnen fremder Schriftwerke genannt. Neben den neueren Sprachen tauchen Geographie, Geschichte und Politik als Gegenstände des Frauenstudiums auf. Erdmund Sophia, die Gemahlin des Markgrafen Christian Ernst von Bayreuth, war „in der Historia und allen politischen Wissenschaften wohl bewandert" und schrieb ein Büchlein

von „Kirchen-, Staat- und Weltsachen". Auch die Anfänge einer mathematisch-naturwissenschaftlichen Bildung lassen sich innerhalb des „gelehrten Frauenzimmers" wahrnehmen. Arithmetik, Geometrie und Astronomie werden von einzelnen Frauen studiert. Maria Kunitz, eines Arztes Tochter, widmet dem Kaiser Ferdinand III. ihre „Urania Propitia", astronomische Tafeln zur Berechnung der Planetenbewegung. Eine andere Medizinerstochter hatte nicht nur in der Mathematik, sondern auch in der Theorie des Festungsbaues Studien gemacht. Töchter von Ärzten sind es auch, die als Kennerinnen der Natur gepriesen werden: Maria Sibylla Graff schrieb eine Abhandlung über die Verwandlung und Nahrung der Raupen; des kurmainzischen Leibarztes Andreas Stromer Tochter wird als „ein in der Natur wohlerfahrenes Weib" angeführt. Über Geburtshilfe veröffentlichte die kurbrandenburgische Hofwehemutter Justina Sigmunda Ditrich ein mit Kupfern versehenes Werk, das von der Frankfurter medizinischen Fakultät warm empfohlen wurde. Über Kochkunst schrieb eine von den Töchtern des berühmten Helmstedter Gelehrten Konring, Maria Sophie Schellhammer, deren „Wohlunterwiesene Köchin" weite Verbreitung fand. Die Verfasserin war zugleich in französischer Sprache, Astronomie, Geographie und Geschichte wohl beschlagen. Der mit 18 Jahren verunglückten Cornelia Voß wird nachgerühmt: „Sie war ein rechtes Muster der Jungfern; denn sie verstund die lateinische, französische, spanische und italienische Sprache, war eine gute Musica, machte ein nettes Gemälde, schrieb sauber und war im nützlichen Hauswesen wohl erfahren." — Besonders rege war im „gelehrten Frauenzimmer" der Drang, sich künstlerisch zu betätigen. Verskunst, Musik, Zeichnen und Malen wurden gepflegt. Bedeutendes hat freilich die Frauendichtung noch weniger hervorgebracht als die Poesie der Männer. Philipp von Zesen in seiner „Lustinne" nennt sieben reimkundige Frauen seiner Zeit mit besonderer Auszeichnung. Gelehrsamkeit war nach damaliger Anschauung ein Haupterfordernis für den Dichter; die Dichterinnen sind mithin im „gelehrten Frauenzimmer" zu suchen. Viele der dichtenden Damen gehörten einer der bekannten Sprachgesellschaften, dem „Gekrönten Blumenorden", an, wo sie mit allerlei idyllischen Beinamen (Silvia, Erone, Magdalis, Daphne, Dorillis, Celinde u. s. w.) geschmückt wurden. Diese Teilnahme am Kampfe wider den Fremdwörterunfug ist

ein schönes Zeugnis für die deutsche Gesinnung solcher Frauen. — Der Einblick in das „gelehrte Frauenzimmer" des 17. Jahrhunderts zeigt die Zurückdrängung des einseitig theologischen Bildungsideals und das Streben der gelehrten Frauen nach Vielseitigkeit, nach dem Ruhme eines „Polyhistors". Das vollkommenste Beispiel eines weiblichen Polyhistors ist die von den Zeitgenossen als Weltwunder angestaunte Anna Maria Schürmann, eine Deutsche, die meist in Utrecht gelebt hat. Nicht weniger als 14 Sprachen soll sie verstanden haben. Sie verfaßte lateinische, griechische, französische, ja hebräische Gedichte und zeichnete sich durch ihr musikalisches Talent, sowie durch ihre Fertigkeit im Malen und Kupferstechen aus. Sie modellierte in Wachs und erwarb sich durch ihre Holzschnitzereien das Lob des berühmten Malers Honthorst. In Theologie, Philosophie, Geschichte und Mathematik hatte sie gelehrte Studien gemacht. Als religiöse Schwärmerin hat sie in der Geschichte der Labadistensekte eine hervorragende Rolle gespielt. — Dem Verzeichnisse Ebertis ließe sich noch mancher Name hinzufügen. Die Kurfürstin Sophie von Hannover stand auf der Höhe der Bildung ihrer Zeit; Spinozas Philosophie war ihr bekannt, und Leibniz stand ihr persönlich nahe. Ihre ältere Schwester Elisabeth, Äbtissin des evangelischen Jungfrauenstifts zu Herford, stand im Gedankenaustausch mit Descartes. Sophie vererbte ihre philosophische Neigung auf ihre geistvolle Tochter Sophie Charlotte, die Freundin des Leibniz und Begründerin der Berliner Akademie, und in der Enkelin dieser ersten Preußenkönigin, in der Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth, der Lieblingsschwester Friedrichs des Großen und Freundin Voltaires, kehrt die philosophische Ader der Ahnfrauen wieder.

Die Zahl der gelehrten Frauen kann indessen, gegen die ungeheuere Masse der ungebildeten Frauen gehalten, nicht viel bedeuten. Das beweisen die zahlreichen Klagen über die Unwissenheit der Frauen. Im Kriege waren die im 16. Jahrhundert begründeten Mädchenschulen untergegangen, und das weibliche Geschlecht entbehrte im allgemeinen auch der elementaren Kenntnisse, die ihm die Reformatoren zugedacht hatten. Es wurden Stimmen laut für eine Besserung dieses Zustandes. Mit Wärme sprach sich Amos Comenius nicht nur für eine elementare, sondern für eine höhere Bildung der Mädchen aus. Im Jahre 1650 ließ Bellin seine Verdeutschung der Schrift

des Agrippa von Nettesheim erscheinen und begleitete sie mit gelehrten Anmerkungen, die manche Wunderlichkeiten des Originals kritisieren, aber die geistige Ebenbürtigkeit beider Geschlechter auf das stärkste hervorheben und dem weiblichen Teile der Menschheit eine würdigere soziale Stellung und das Recht auf eine höhere Bildung zusprechen. Kurz vorher hatte Harsdörfer in seinen „Frauenzimmer-Gesprächspielen" dem weiblichen Geschlecht die nach seiner Meinung wissenswürdigsten Dinge in Gesprächform dargeboten, also eine encyklopädische Bildung der Frauen angestrebt. Die Schürmann forderte für die Frau das Recht auf wissenschaftliche Beschäftigung unter der Voraussetzung, daß der Zustand ihrer Familie ihr die Mittel dazu nicht abschneide, daß sie darüber ihre Andacht und ihren Haushalt nicht versäume, und daß sie nicht Eitelkeit, sondern das Verlangen nach Veredelung ihres Selbst, ihrer Familie und ihres Geschlechts dazu treibe. Bahnbrechend für den Gedanken einer höheren Mädchenbildung wurde Fenelons „Éducation des filles", die 1687 erschien. Sie wirkte vor allem anregend auf einen der bedeutendsten Erzieher in Deutschland, auf den Pietisten August Hermann Francke, den Schöpfer des Waisenhauses in Halle. Er veranstaltete 1698 eine deutsche Übersetzung der Schrift Fenelons und gründete zugleich die erste höhere Mädchenschule Deutschlands, das „Gynäceum" in Halle, eine „Anstalt für Herrenstandes, adeliger und sonst fürnehmer Leute Töchter", nachdem er für Mädchen des Bürgerstandes und der Armen schon vorher Unterrichtsstätten geschaffen hatte. Francke erkannte die Oberflächlichkeit der Erziehung, wie sie die Mädchen höherer Stände von französischen „Mademoiselle" empfingen. In seiner Anstalt hat zwar die Französin als Lehrerin ihrer heimischen Sprache und des äußeren Anstandes ihre Stelle, aber neben ihr stehen verständige Lehrer für die übrigen Unterrichtsfächer. Den Schülerinnen soll Gelegenheit gegeben werden, die Hauswirtschaft zu erlernen und sich im Garten zu beschäftigen. Als wahlfreie Fächer sind die Grundsprachen der heiligen Schrift in den Plan aufgenommen. Die pädagogische Tat Franckes steht indessen vereinzelt da, ja sein Gynäceum hat den Anbruch des neuen Jahrhunderts nicht lange überlebt.

Wie das 17. Jahrhundert trotz mancher erfreulichen Anzeichen eines neuen Lebens im ganzen für unser Vaterland eine Zeit der Erniedrigung und Heimsuchung gewesen ist, so ist ins-

besondere das Los der deutschen Frau in diesem Zeitraume nichts weniger als beneidenswert gewesen. Sophie von Hannover preist sich glücklich, nur eine Tochter zu haben, da die Männer in Deutschland vor den Weibern so große Vorteile voraus hätten. Wer wollte sich über diese Gesinnung wundern, wenn er bedenkt, wie unsäglich fürstliche Frauen damals unter der ruchlosen Sultanswirtschaft ihrer Gatten gelitten haben! Und doch erhob die Fürstin ihre hohe Stellung über gar manches Elend, das auf den Frauen bürgerlichen und bäuerlichen Standes lastete und auch die Edelfrau nicht verschonte. An die Throne wenigstens reichte jener scheußliche Frevel des Zeitalters nicht heran, der im Namen der Religion und der Gerechtigkeit gerade im 17. Jahrhundert unzählige Opfer heischte, die Hexenverfolgung. — Wir haben gesehen, wie gegen Ende des Mittelalters jene grobsinnliche Anschauung vom Weibe und seiner Bestimmung Platz gegriffen hatte, welche in der grobianischen Literatur des 15. und 16. Jahrhunderts einen oft so unflätigen Ausdruck gefunden hat. Diese entwürdigende Ansicht vom weiblichen Geschlecht erhielt eine verhängnisvolle Bestätigung durch die asketischen Ausführungen gewisser mönchischer Kreise. Der furchtbaren sittlichen Verwilderung der Kloster- und Weltgeistlichkeit, die als ein natürlicher Rückschlag gegen das Gebot der Ehelosigkeit zu begreifen ist, suchte man durch gewisse Reformen zu steuern. Man empfand die Notwendigkeit, den sündigen Geistlichen die Verdienstlichkeit des Zölibats neuerdings recht eindringlich vorzuhalten und ihnen gegen die fleischliche Gemeinschaft mit dem Weibe Ekel einzuflößen. Es geschah dies insgemein durch den Hinweis auf die bitteren und ungerechten Urteile, welche asketisch gerichtete Kirchenlehrer von jeher über das Weib als des Satans liebste Wohnung, als des Teufels Lieblingswerkzeug zur Verführung des Mannes gefällt hatten. Man begnügte sich nicht damit, in Bezug auf geistige Fähigkeiten das Weib zum „Menschen zweiter Klasse" herabzuwürdigen, sondern hob seine angebliche Überlegenheit in schlimmen Neigungen übertreibend hervor. Bruder Berthold war verständig und ehrlich genug gewesen anzuerkennen, daß die Frauen an Gemütstiefe, Frömmigkeit und Keuschheit die Männerwelt überträfen. Die neuen Reformer verstiegen sich zu der ungeheuerlichen Behauptung, daß das Weib dem Manne nicht nur an Eitelkeit und Lügenhaftigkeit, sondern auch an

Rachgier, Neigung zur Ketzerei und Unzucht weit überlegen sei. Freilich fehlte auch in asketischen Kreisen eine gewisse Verehrung des Weibes nicht, allein sie galt ausschließlich dem Weibe, das jeder geschlechtlichen Gemeinschaft entsagte. Um ihrer Jungfräulichkeit willen genoß die Mutter Jesu eine Verehrung, die in dem Dogma von der „unbefleckten Empfängnis" ihren Höhepunkt erreichte. Trotz ihrem sakramentalen Charakter galt die Ehe als eine leidige Notwendigkeit, als ein Zugeständnis an die Schwäche der menschlichen Natur. — Zu den Männern, die sich in einer an Wahnwitz grenzenden Verblendung jener entwürdigenden Beurteilung des Weibes bedienten, um das kirchlich-asketische Ideal bei der pflichtvergessenen Geistlichkeit wieder zu Ehren zu bringen, gehörten die deutschen Dominikaner Heinrich Institoris und Jakob Sprenger, deren berüchtigter „Hexenhammer" für die Geschicke der Frauenwelt und namentlich der deutschen Frauenwelt so verhängnisvoll geworden ist.

Der Glaube an Zauber und Hexerei ist uralt und hängt mit den religiösen Vorstellungen der Völker aufs innigste zusammen. Solche Elemente des Zauberwahns hatte das Christentum in Menge vorgefunden und zum Teil in sich aufgenommen. Wie die Existenz des Teufels und der Dämonen galt die Möglichkeit und Wirksamkeit der Zauberei auch den Christen als unumstößliche Tatsache. Die Kirchenväter hatte dieser Gegenstand vielfach beschäftigt, und die scholastische Wissenschaft des Mittelalters hatte die volkstümlichen Überlieferungen des Teufelsglaubens und Zauberwesens in den Bereich ihrer theologischen Erörterungen gezogen und den Wust trüber Vorstellungen allmählich gesichtet, um ihn als bestimmtes System ihrem Lehrgebäude einzufügen. Durch die Scholastik wurde dann zur Zeit der Ketzerverfolgung die Zauberei mit dem Ketzertum in enge Verbindung gebracht, da Zauberer und Ketzer als Vertraute des Teufels nahe verwandt schienen. So geschah es, daß auf angebliche Zauberer und Hexen das Verfahren des Ketzergerichts, der (geistlichen) Inquisition, Anwendung fand, die zur Vollstreckung ihrer Urteile des „weltlichen Armes" bedurfte. „Dadurch wurde zunächst die massenhafte Beschäftigung der Gerichte mit dieser Klasse von Verbrechen veranlaßt, welche zu der Annahme einer Vermehrung derselben und schließlich zu dem Glauben an die Existenz einer besonderen Zaubersekte führte" (Hansen). Die Einzelverfolgungen mehrten sich und

gingen allmählich in Massenverfolgungen über. Die verschiedenartigen Wahnvorstellungen früherer Jahrhunderte flossen im 15. Jahrhundert, das den Beginn der großen Hexenverfolgung erlebte, zu einem Sammelbegriffe des Hexenwesens zusammen, der in dem 1487 zuerst gedruckten „Hexenhammer" der Inquisitoren Justitoris und Sprenger, der widerwärtigsten Ausgeburt wahnsinniger Verfolgungswut, den vollkommensten Ausdruck fand. Das 15. Jahrhundert sah in den Hexen „verworfene Menschen, welche zunächst einen Pakt mit dem Teufel geschlossen hatten, um mit dessen Hilfe unter Anwendung von mancherlei zauberischen Mitteln ihren Mitmenschen an Leib und Leben, am Besitz, an Haustieren oder an Saaten und Früchten Schädigungen aller Art zuzufügen; Menschen, die ferner an dem unter dem Vorsitze des Teufels stattfindenden nächtlichen Sabbat teilnahmen, auf diesem dem körperlich erscheinenden Teufel Verehrung erwiesen, dagegen Christus, Kirche und Sakrament frech verleugneten und schimpflich verhöhnten; Menschen, die sich zu diesem Sabbat wie an die Stätten ihrer schädigenden Tätigkeit mit teuflischer Hilfe in schnellem Fluge durch die Lüfte hinbegaben, untereinander und mit dem Teufel sich geschlechtliche Ausschweifungen gröbster Art zu Schulden kommen ließen und eine große ketzerische Sekte bildeten; Menschen endlich, denen es ein Leichtes war, sich in Tiere, namentlich in Wölfe, Katzen und Mäuse zu verwandeln und in dieser Gestalt ihren Mitmenschen zu erscheinen." Alle diese Vorstellungen entnahmen die Verfasser des Hexenhammers der vorhandenen Hexenliteratur, *einen* Zug aber fügten sie hinzu, und dieser war besonders verhängnisvoll. Von ihrer schon erwähnten schmählichen Beurteilung des Weibes ausgehend, seinem angeblichen Hange zur Ketzerei und zur Unkeuschheit, behaupteten sie, die Zahl der Frauen, die sich dem Greuel der Hexerei und der Teufelsbuhlschaft ergäben, sei der der Männer bei weitem überlegen, und fanden mit dieser Behauptung — dank der damals herrschenden ohnehin niedrigen Meinung vom Weibe — den Beifall der Zeitgenossen. Auf 10 Hexenweiber, lehrte der berühmte Volksprediger Geiler von Kaisersberg, komme kaum ein männlicher Zauberer. Auch mit der Absicht, die Aburteilung der Hexen der weltlichen Gerichtsbarkeit zuzuschieben, welche nicht wie das geistliche Ketzergericht durch die kanonische Vorschrift, den reumütigen Ketzer zu lebenslänglichem Kerker zu

begnadigen, an der Vernichtung der Hexen behindert war, hatten die beiden Dominikaner in Deutschland vollen Erfolg. Die weltlichen Gewalten, katholische wie protestantische, haben hier in den nächsten Jahrhunderten in der Verfolgung der Hexen, die ihnen für eine heilige Pflicht galt, förmlich gewetteifert, und die deutschen Rechtsgelehrten und Richter beider Bekenntnisse haben sich als gelehrige Schüler des Hexenhammers erwiesen. Die Reformation hat in dieser Beziehung an den Überlieferungen der alten Kirche getreulich festgehalten; denn Luther hat zwar die Ehe als sittliche Lebensgemeinschaft von der Mißachtung gereinigt, womit eine einseitig asketische Anschauung sie im Mittelalter befleckt hatte, er hat der ehelichen Hausfrau und Mutter im Hause und in der Gesellschaft den ihr gebührenden Platz wiedergegeben und den neuen Seelsorgerstand von der Fessel des Zölibats befreit, aber er war viel zu sehr in dem Teufelsglauben seiner Zeit befangen, um den Hexenverfolgungen entgegenzutreten. Mit dem unheimlichen Wahn, der die gebildeten und ungebildeten Kreise ergriff, ihr Denken mißleitete, ihre Einbildungskraft vergiftete, ihr Gefühl abstumpfte, verbreitete sich eine schaudervolle Herzenshärtigkeit und Gemütsroheit, die in dem Verfahren gegen die unglücklichen Opfer eines wahnwitzigen Verdachts auf das krasseste zu Tage trat. Nicht zu beschreiben ist die Grausamkeit, womit man bei der Folterung und Verbrennung der Tausende und Abertausende verfuhr, die der Moloch des Aberglaubens verschlang. Trotz der mahnenden Stimme einzelner Menschenfreunde wie der des edeln Jesuiten Friedrich von Spee, der im scharfen Gegensatz zu den Anschauungen seines Ordens dem scheußlichen Würgen Einhalt zu gebieten suchte, blieb die Hexenverfolgung während des 17. Jahrhunderts in vollem Gange. Erst der Sieg der „Aufklärung", die Befreiung der Wissenschaft von theologischer Bevormundung, die Entwicklung einer freieren Weltanschauung hat im 18. Jahrhundert der wahnbefangenen Menschheit die Augen geöffnet über den frevlen Mord, den sie seit Jahrhunderten „zur größeren Ehre Gottes" an unzähligen Unglücklichen verübte; erst die Aufklärung hat auch den Fluch von dem Weibe genommen, der seit dem Erscheinen des ruchlosen Hexenhammers auf ihrem Geschlechte lastete.

8. Das Zeitalter der großen deutschen Dichter.

Im Anfang des 18. Jahrhunderts steht das deutsche Leben noch durchaus unter der Einwirkung französischer Mode. Auch die deutsche Frau hat ihr auf die Dauer nicht widerstehen können. Schon in ihrer äußeren Erscheinung wird sie der Französin immer ähnlicher. Wenn auch einzelne Stücke der heimischen Tracht im Alltagsleben bürgerlicher Frauen sich noch lange behaupten, so wird doch für die Staatstracht die französische Rokokomode maßgebend. (Vgl. Abb. 23.) Hohe Stöckelschuhe drücken die Fußspitzen gewaltsam nach unten und erzwingen einen vorsichtig trippelnden Gang. Das Haar wird durch Roßhaarwulst und Drahtgestell zu ungeheuerlicher Höhe aufgetürmt, gepudert und mit Bändern, Blumen und Federn geziert. Durch ein aus Fischbeinstäbchen geformtes Schnürleib wird die Körpermitte zusammengepreßt, der Busen emporgehoben. Das aus leichtem, mattfarbigem Seidenstoff gefertigte Kleid wird von einem weiten aus Draht geformten Reifrock getragen und ist mit Falbeln und Garnierungen reich ausgestattet. Über dieses Unterkleid fällt der zu beiden Seiten reich besetzte Oberrock mit langer Schleppe. Die Ärmel lassen den Vorderarm frei und sind mit Spitzen besetzt. Ein weiter Ausschnitt entblößt einen guten Teil des Busens, der gleich dem Halse, dem Nacken und dem Gesicht häufig bemalt und mit schwarzen Schönpflästerchen in Form von Möndchen, Sternchen u. s. w. hier und da beklebt ist. Diese Rokokomode, die durch den Gegensatz zwischen übertriebener Zierlichkeit und Überladung, zwischen zwängender Enge und bauschiger Weite den Eindruck vollkommener Unnatur macht, hat sich, wenn sie auch (namentlich bezüglich der Haartracht) mancherlei Wandlungen erfuhr, bis zur französischen Revolution erhalten. Dann aber wich sie jener griechischen „Statuentracht", in der sich die schön gewachsene Madame Tallien gefiel. Die völlige Entblößung der Brüste und freche Schaustellung weiblicher Reize fand auch bei der Frauenwelt der großen deutschen Städte rasch Nachahmung, stieß aber auf den Widerstand ehrbar gesinnter, besonders auch ärztlicher Kreise und konnte sich nicht durchsetzen. Verglichen mit der schamlosen Nacktheit der Pariser Revolutionsdamen ist die leichte, Arme und Busen nur wenig verhüllende Tracht der napoleonischen Zeit (vgl. Abb. 24) immerhin bescheiden zu nennen.

Nicht nur die Erscheinung, auch die Gesinnung der Deutschen wurde durch französischen Einfluß gemodelt. Hinter der lakaienhaften Unterwürfigkeit, die das Männergeschlecht der Rokokozeit dem „liebwertesten Frauenzimmer" gegenüber zur Schau trug, verhüllte sich heuchlerisch eine grobsinnliche Auffassung von der Bestimmung des Weibes, ja eine frivole Lüsternheit. Das eheliche Leben hatte schon im 17. Jahrh. zu kränkeln angefangen. Die Ansteckung kam von oben. Die „deklarierte Mätresse" gehörte zu denjenigen Faktoren, ohne die weder der vornehme, noch der gemeine Mann sich einen Hof u. einen Staat denken konnte, und viele Adelsfamilien des Landes waren wetteifernd bemüht, dem Moloch fürstlicher Wollust ihre Töchter zu opfern. Starr hielt der Adel an den Standesvorurteilen

Abb. 23. Tracht von 1780.
(Zur Geschichte der Kostüme, Braun & Co.)

fest, welche die Ehe des Edelmanns mit einer Bürgerlichen als „Mißheirat" verdammten. Verächtlich sah man auf die „Roturiers" hinab, aber bürgerliche Mätressen zu halten, schändete nicht. Der Landadel ließ sich nicht selten zu Liebschaften mit Bauerndirnen und Stallmägden herab. Mit Bekümmernis sieht eine hochsinnige Landedelfrau die Bastarde ihres Gemahls zerlumpt umherlaufen, aber nicht seine Mätressenwirtschaft, sondern nur seine gewissenlose Hartherzigkeit ist es, die sie empört und betrübt. Denn nicht die Neigung des Weibes war damals für die Eheschließung maßgebend. Die Tochter heiratet nach Wunsch und Wahl der Eltern. Nicht das Recht, aber die Sitte wollte es so. Karoline Lucius äußert gegen ihren väterlichen Freund Gellert, ihre natürliche Neigung gehe dahin ledig zu bleiben, aber sie begehre nicht, dieselbe wider den Willen ihrer Eltern geltend zu machen.

Abb. 24. Tracht von 1800.
(Zur Geschichte der Kostüme, Braun & Co.)

In dem Verhältnis der Geschlechter vermißt eine urteilsfähige Frau wie die Gottschedin die Aufrichtigkeit. Sie verurteilt die sich schmachtend gebärdenden „Seladons", jene Modegecken, die mit gemachter Untertänigkeit Mädchen und Frauen verführen, wie die zärtlichen Ehemänner, die zu ihrer verewigten Eheliebsten Ehrengedächtnis ein wortreiches „Trauercarmen" zusammenreimen, um sich sofort durch eine zweite oder dritte Frau trösten zu lassen. In dem gegenseitigen heimlichen Mißtrauen, dem Versteckspielen der Eheleute erblickt sie die Hauptursache der vielen unglücklichen Ehen. Diese Unaufrichtigkeit ist eine Folge des Mangels an Neigung, die nach ihrer Meinung bei allen Heiraten den Ausschlag geben müßte. Aber selbst bei dem Manne, der das Recht freier Wahl vor dem Weibe voraus hat, sind wie bei den Eltern der Braut äußerliche Rücksichten maßgebend, und großes Vermögen ist gar häufig das Hauptverdienst seiner Erwählten. Ein Mangel an Aufrichtigkeit zeigt sich auch darin, daß die Männer während der Brautzeit dem Hange des weiblichen Geschlechts zur Eitelkeit Vorschub leisten und „geputzte Puppen" aus ihnen machen. Kaum ist die Ehe geschlossen, so hört die Freigebigkeit des Schenkers auf, und die junge Frau, die den Wert der Brautgeschenke als den Maßstab ihres künftigen Eheglückes betrachtet hat, fühlt sich unglücklich, ohne zu bedenken, daß durch eine Fortsetzung seiner Verschwendung der Mann sich ruinieren würde. Dieser äußerlichen Auffassung von Eheglück entspricht häufig eine auffallende Vernachlässigung der natürlichsten Mutterpflichten. Die in adeligen und bürgerlichen Kreisen verbreitete Unsitte, ihre Säuglinge durch Ammen stillen zu lassen, hatten schon Männer wie Schuppius und Wolff bekämpft. Auch die Gottschedin erhebt hierüber Klage: „Eben die Mütter, die sich am besten warten und pflegen, die alle Bequemlichkeiten bei dieser angenehmen Pflicht haben könnten, eben diese vernachlässigen solche am ersten."

Der schlimmste Schaden, an dem auch in Deutschland das Familienleben krankte, war der leichtfertige Begriff von *ehelicher Treue*. Der Mann hatte, wenn er seine oder eines anderen Ehe brach, keine allzu harte Verurteilung durch die öffentliche Meinung zu gewärtigen. Für einen Mann von Stande vollends gehörten Liebschaften bedenklicher Art zum guten Ton. Die Lasterhaftigkeit der Männerwelt hatte die Entsittlichung der Weiber zur natürlichen Folge. Zu Anfang des Jahrhunderts

entwirft Schuppius ein erschütterndes Bild von der sittlichen Fäulnis Hamburger Zustände, von dem Elende der Prostitution und von der Ruchlosigkeit der Kuppelei. Doch wird gerade den Hamburger Bürgerfrauen und -mädchen von reisenden Lebemännern übertriebene Eingezogenheit vorgeworfen. Auch in die ehrbaren Bürgerkreise brach indessen das Verderben ein. In den großen Städten Deutschlands wie Wien und Berlin müssen die sittlichen Zustände zeitweise recht traurig gewesen sein. In einem kleinen Badeorte klagt ein naives junges Weiblein, es sei jetzt so schwer, treu zu bleiben, da die jungen Leute den Frauen gar zu sehr die Aufwartung machten. Sie wünsche nur, daß sie sich ferner bewahren könne. Sie erhält hierauf den verständigen Rat, Zerstreuungen zu vermeiden und sich der Haushaltung zu widmen. Die Versuchung war für den weiblichen Teil der Gesellschaft umso stärker, je weniger man bei der Verheiratung der Mädchen ihre Neigung berücksichtigte. Erst unter dem Einflusse des vordringenden Humanitätsgedankens erhoben sich Stimmen, die wie Gellert in seinen „Zärtlichen Schwestern" öffentlich für die Rechte des Frauenherzens eintraten. Als nun aber Rousseaus „Neue Heloise", jene „rücksichtslose Apologie der Leidenschaft", in Deutschland bekannt wurde, nahmen solche humane Forderungen eine bedenkliche Färbung an. Die deutschen Anhänger von Rousseaus Naturevangelium, die „Stürmer und Dränger", verwarfen die Ehe als eine willkürliche Einrichtung und verkundeten laut die Botschaft von der beglückenden „freien Liebe". Ihre jüngeren Doppelgänger, die Romantiker, nahmen zum Teil keinen Anstand, diese Idee mit vollendeter Schamlosigkeit in die Wirklichkeit zu übertragen.

Dies alles muß man sich vergegenwärtigen, um die Milde, ja Schlaffheit des Urteils zu begreifen, die wir in Bezug auf geschlechtliche Dinge bei hochachtbaren Frauen jener Zeit antreffen. Die Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth, Friedrichs des Großen Schwester, berichtet die schauderhaftesten Skandale mit einer nüchternen Sachlichkeit, die uns nicht ahnen läßt, wie schwer diese Fürstin unter ihres Gatten Liederlichkeit gelitten hat. Die Reisebegleiterin der bekannten Elisa von der Recke, die ehrsame Pfarrerstochter Sophie Becker, findet eine ganz frivole Ehebruchsgeschichte im französischen Stile „artig" genug, um sie ihrem Reisebericht einzufügen, und verschmäht es ebensowenig wie ihre genannte tugendstolze Freundin, mit Madame Karl,

der Mätresse des 75jährigen Markgrafen von Schwedt, auszufahren. Sie bemerkt hierzu: „Manche empfindelnde Närrin (!) hätte sich nicht einmal entschließen können, mit einer Mätresse in einem Wagen zu sitzen, deren Stelle sie vielleicht bei minderer Verführung, wenn sich die Gelegenheit dargeboten, angenommen hätte." Daß jene Beischläferin eines greisen Wüstlings die Aufführung von Lessings „Emilia Galotti" veranlaßt, begeistert sie zu dem Ausruf: „Wie gefällt Dir dieser Zug einer Mätresse? Wie viel menschliche Würde kann dieser Name trotz aller Vorurteile (!) der Welt noch einschließen!" Die verzwickte Vorstellung der „tugendhaften" Buhlerin, die bei Schillers Schöpfung der „Lady Milford" wirksam gewesen ist, darf überhaupt als merkwürdiges Kennzeichen der damaligen Denkweise gelten. Man begreift es hiernach einigermaßen, wie eine so kerndeutsche Frau wie Goethes Mutter sich über ihres Sohnes „Gewissensehe" hinweg setzen und scherzend von dessen „Bettschatz" sprechen kann.

Allerdings ist anzuerkennen, daß Männer wie der Philosoph Wolff in scharfem Gegensatz zu einem Leibniz und Thomasius die Reinhaltung der Ehe durch den Mann wie durch das Weib forderten. In gleichem Sinne sprachen sich die „moralischen Wochenschriften" aus, jene nach englischem Muster geschaffenen Zeitungen, in denen das Denken und Empfinden des in der Entwicklung begriffenen gebildeten Mittelstandes sich besonders deutlich spiegelt. Sie wandten sich auch an die Frauenwelt und befaßten sich vielfach mit Angelegenheiten des weiblichen Geschlechts. Nachdrücklich betonten sie namentlich die Notwendigkeit einer besseren Mädchenerziehung. Franckes „Gynäceum" war ja bald eingegangen und hatte wenig Nachahmung gefunden; aber die vom Pietismus ausgehende Anregung zur Hebung der Frauenbildung ging doch nicht ganz verloren. „Es war ein nicht unwesentliches Motiv für den Fortschritt des Pietismus," sagt Julian Schmidt, „daß er auch dem weiblichen Geschlecht Gelegenheit bot, sich im kirchlichen Leben geltend zu machen." Luther hatte zwar das Weib als Hausfrau in seine Rechte wieder eingesetzt, aber die protestantische Form der Gottesverehrung war doch entschieden mehr dem männlichen als dem weiblichen Empfinden angepaßt, und solange der Kampf der Lehrmeinungen das Hauptinteresse der protestantischen Welt ausmachte, war für eine selbständige Betätigung des weiblichen Elements im Leben der evangelischen

Kirche wenig Raum. Dem Pietismus kam es auf innere Erfahrung, auf „Erweckung", auf die Glut des religiösen Gefühls an, und darum spielten gerade die Frauen in dieser Bewegung eine wichtige Rolle. Jene Einzelfälle, in denen des Pietismus lichtscheuer Konventikel in widerwärtige Unzucht ausartete, ändern nichts an dem Urteil, daß die pietistische Strömung dazu beigetragen hat, das durch die modische Spielerei und Ziererei des Rokoko verflachte Wesen der deutschen Frau zu vertiefen und ihren gesellschaftlichen Einfluß zum Heile unserer Kultur zu erhöhen.

In dieser Richtung wurde der Pietismus durch eine ihm scheinbar entgegengesetzte geistige Bewegung unterstützt, durch die Aufklärung. Die durch Wolff in Deutschland zur Herrschaft gelangte Philosophie des „gesunden Menschenverstandes" nahm allmählich Ideen der englisch-französischen Aufklärung in sich auf, die den Deutschen namentlich durch Voltaire vermittelt wurden. Die Forderung der Humanität und Duldung, welche die Aufklärer erhoben, ihr Kampf gegen alle Vorurteile und (nach ihrer Meinung!) vernunftwidrigen Einrichtungen mußten die Erkenntnis fördern, daß Erziehung und Stellung des Weibes einer Verbesserung bedurften. Um dem Gedanken der Aufklärung die Zukunft zu sichern, wandten sich die Vorkämpfer dieser Bewegung, die zumeist aus den Reihen des Mittelstandes hervorgingen, eifrigst den Fragen der Erziehung zu. Mit Entzücken nahm man auch in Deutschland das Bild auf, das Rousseau in seinem Erziehungsroman von Sophie, dem weiblichen Gegenstücke seines Emil entwarf. Auch Fragen der Mädchenerziehung wurden nunmehr lebhaft erörtert, zumal „in der neuen bürgerlichen Gesellschaft die Frau erweiterte und tiefer aufgefaßte Pflichten haben mußte, da sie mehr als in den adeligen Kreisen die verantwortliche Vorsteherin des Hauswesens, die verantwortliche Erzieherin der Kinder wurde" (Wychgram). Aus dem Mittelstandscharakter dieser pädagogischen Literatur erklärt sich auch die starke Betonung der „Gemeinnützigkeit" als Zieles der Mädchenbildung, der Vorbereitung für den Hausfrauenberuf. Man blieb bei theoretischen Erörterungen übrigens nicht stehen, sondern begann dem Verlangen nach Errichtung höherer Bildungsstätten für das weibliche Geschlecht nachzukommen. In Breslau trat 1767 eine höhere Mädchenschule ins Leben. Dem Beispiele Breslaus sind dann bis zum Jahre 1809 etwa 30 deutsche Städte gefolgt. Gemeinsam war allen diesen An-

stalten, „daß sie mit Bewußtsein der Eigenart und den besonderen Bedürfnissen des weiblichen Geschlechts gerecht zu werden suchen, und daß sie alle, wenn auch mehr oder weniger stark, in Wahl und Betrieb der Gegenstände das Vorbild der Knabenschulen zu verlassen streben."

Diese Fortschritte des höheren Mädchenschulwesens gehören dem Ende des Jahrhunderts an. Bis dahin empfing die weibliche Jugend Deutschlands eine höhere Bildung ausschließlich in Instituten und Pensionaten oder durch Hauslehrer und -lehrerinnen (Gouvernanten). Das hervorstechendste Merkmal der Pensionate war das Bestreben, die Zöglinge für den Salon zu erziehen. Auf die Formen des Umgangs, auf eine Zierlichkeit und „Vornehmigkeit" der Haltung und Bewegung, wie sie dem Geiste des Rokoko entsprach, wurde großes Gewicht gelegt. Daher der französische Zuschnitt des Unterrichts, die bevorzugte Stellung des Tanzes und der französischen Konversation. Waren doch die Vorsteherinnen und Lehrerinnen französischer Herkunft. Der gesellige Verkehr fordert eine gewisse Belesenheit. Die Schülerinnen werden zu fleißiger (natürlich französischer!) Lektüre angehalten. Die Vermittlung einer Literatur, die an Gehalt und Schönheit der zeitgenössischen deutschen im Anfange des Jahrhunderts überlegen war, konnte, wenn Geschmack und erziehlicher Takt bei der Auswahl obwalteten, reichen Gewinn bringen. Die Belesenheit war jedenfalls das Beste, was die Mädchen der Pensionatserziehung verdankten. Einseitig freilich war diese Bildung im höchsten Grade. Sie konnte nur solange genügen, als das wesentlich äußerliche Bildungsideal seine Herrschaft behauptete. Zu einer Erziehung für das Leben, wie sie der aufstrebende Mittelstand forderte, war die Aufnahme bisher vernachlässigter Unterrichtsgegenstände notwendig, und daß eine Bildung nach französischem Zuschnittt nicht taugte, deutsche Hausfrauen und Mütter zu erziehen, mußte klar werden, sobald sich die deutsche Kultur der französischen Fremdherrschaft zu entwinden begann.

An der gleichen Einseitigkeit litt auch der häusliche Unterricht durch Hofmeister und Gouvernanten. Man begnüge sich damit, klagt eine Frau, den Mädchen die elementarsten Kenntnisse beizubringen und ihnen die Grundlehren der Religion ohne rechten Zusammenhang einzutrichtern. „Dann hält man uns eine Französin, um eine fremde Sprache in unser Gedächtnis zu fassen, da wir doch unsere Muttersprache nicht recht verstehen." Es fehlt dem ganzen Unterrichte die Anleitung zu

wissenschaftlichem Denken. Daher erscheinen dem Mädchen, wenn es die Schule verläßt, alle ernsthaften Bücher unverständlich und langweilig. Die landläufige Gouvernantenerziehung gibt nach diesem Urteil ihren Zöglingen nicht einmal die Anregung zu einer selbständigen Weiterbildung durch eine gehaltvolle Lektüre. — Ähnlich lautet das Urteil einer Freundin der Frau Gottsched, der Frau von Runckel, die sich mit großer Einsicht und bestem Erfolge dem Unterrichte ihrer eigenen Kinder gewidmet hatte. Die Pflicht einer sorgfältigen Erziehung des weiblichen Geschlechts kann nach ihrer Meinung nicht ernst genug genommen werden; denn „viele Personen sind schon im fünfzehnten (!) Jahre ausersehen, reizende und gefällige Gattinnen, kluge Hauswirtinnen und vernünftig-zärtliche Mütter zu werden". Dieser Beruf verlangt nicht nur Umgangsformen und Kenntnisse, sondern Bildung des Herzens und Charakters, namentlich die Tugenden des Fleißes und der Sparsamkeit und Sinn für Häuslichkeit. Welche Oberflächlichkeit zeigt sich bei der Beurteilung der Aufgabe der Erziehung und ihrer Ergebnisse! „Wenn ein junges Fräulein eine tiefe Verbeugung machen, ein französisches Kompliment hersagen, in Gesellschaft spielen und auf einem Ball mit Beifall tanzen kann," glauben Eltern und Lehrerin ihre Pflicht getan zu haben. Die oberflächliche Abrichtung für den Salon und die gedankenlose Bewunderung, die insgemein dem äußeren Schliff der jungen Weltdame gezollt wird, gewöhnen „das meiste Frauenzimmer daran, die Rolle moralischer Figurantinnen zu spielen". Die Verwahrlosung und Verbildung des weiblichen Herzens, die einseitige Anleitung zu gedankenlosem Lebensgenusse sind schuld an der Verminderung der Ehen, namentlich der Neigungsheiraten, aber auch an der Zunahme der unglücklichen Ehen. — Nicht minder interessant als dieses ist das Urteil der Gottschedin über den Zustand der Frauenbildung ihrer Zeit. Mit Schärfe tadelt sie die zahlreichen Frauen, „die mit der ekelhaften Entschuldigung, ein Frauenzimmer dürfe nicht viel lernen, ihre Unwissenheit noch unerträglicher machen." Den Wert fremdsprachlicher Bildung verkennt sie, die geschickte Übersetzerin ausländischer Schriftwerke, keineswegs, aber es erscheint ihr doch vor allem wichtig, daß die Mädchen das Deutsche richtig sprechen und schreiben lernen. Sie selbst hatte sich frühzeitig von dem Vorurteil ihrer Lehrmeister frei gemacht, „daß nichts gemeiner sei, als deutsche Briefe

zu schreiben, alle wohlgesitteten Leute schrieben französisch," und sie hatte es im deutschen Briefstile zur Meisterschaft gebracht. Die Lektüre, welche ihre jüngere Zeitgenossin Karoline Lucius als Hauptquelle ihrer Bildung rühmt, empfiehlt auch die Gottschedin als Hauptmittel, die Lücken der Schulbildung auszufüllen. Um aber segensreich zu wirken, muß sie gründlich betrieben werden und gewählt sein. Die Lektüre des Weibes darf weder das Gleichgewicht ihrer Seele stören, noch sie ihren häuslichen Pflichten abwendig machen. Wie sehr sie auch die Unwissenheit vieler ihrer Zeitgenossinnen beklagt, ein ungebildetes Weib dünkt ihr doch noch erträglicher als ein weiblicher Freigeist. Sie ist nicht bigott und spricht verächtlich von dem Gebaren der Pietisten; sie beugt sich vor der geistigen Größe eines Voltaire, dessen kleinliche Eigenschaften sie anmutig verspottet; die frivole Verhöhnung des Heiligen in seinen Schriften aber berührt sie schmerzlich. Sie warnt vor der „Seuche" der Freigeisterei, die nach ihrer Überzeugung von einer vernünftigen Aufklärung sehr verschieden ist, und bedauert die Leute, welche glauben, „ein großer Geist und ein Freigeist, ein witziger Kopf und ein Religionsspötter wären einerlei." Religiosität ist für sie von dem Begriffe echter Weiblichkeit untrennbar. In ihrem eigenen Leben vereinen sich Gebet und Naturandacht zur Erbauung ihrer Seele. Die Naturanschauung schätzt sie zugleich als Mittel für die ästhetische Erziehung ihres Geschlechts, um derentwillen sie auch Zeichnen und Malen, sowie die Musik den Mädchen anempfiehlt. Denn die Frauenbildung hat auf den natürlichen Beruf des Weibes Rücksicht zu nehmen, ohne doch bloße Wirtschafterinnen zu erziehen. Haushälterisch, aber auch geistig ebenbürtig soll die Hausfrau dem Manne zur Seite stehen. Er wird sie dann nicht als Dienerin betrachten, sondern als gleichstrebende Genossin ehren. Indessen ist die gelehrte Professorsfrau, die „geschickte Freundin" und Gehilfin ihres Mannes bei dessen literarischen Arbeiten, weit entfernt, die Schranken zu verkennen, die ihrem Geschlechte durch die Natur gesteckt sind: „Wo wir unsere Grenzen aus den Augen verlieren, geraten wir in ein Labyrinth und verlieren den Leitfaden unserer schwachen Vernunft, die uns doch glücklich ans Ende bringen sollte." Sie verweigert die Annahme der Mitgliedschaft gelehrter Gesellschaften und verzichtet auf Auszeichnungen, die nach ihrer Meinung nur dazu dienen können, der Neigung des

Weibes zur Eitelkeit Vorschub zu leisten. Sie spottet über die deutschen Fakultäten, die ihre Wälder fast „kahl gelorbeert" haben, um Frauen zu promovieren und zu krönen. Einem weiblichen Doktor der Medizin sollte man, wie sie bitter bemerkt, auch das Vorrecht gönnen, einen neuen Kirchhof anzulegen. Von einer jungen Dozentin in Bologna meint sie, sie werde bei ihren ersten Vorlesungen mehr Zuschauer als in der Folge Zuhörer haben. Sie läßt sich in ihrem Urteil nicht beirren durch die Übertreibungen ihres gelehrten Gatten, der nicht nur weibliche Doktoren und Professoren ernannt sehen möchte, um „ihresgleichen" in den Wissenschaften zu unterrichten, sondern den Eltern anrät, „Geistliche, Rechtsgelehrte, Arzeneiverständige und Weltweise, ja überhaupt alle Arten von Gelehrten" aus ihren Töchtern zu machen. Eine Laufbahn aber, die ihnen damals noch versperrt war, möchte die Gottschedin den gebildeten Töchtern ihres Vaterlandes eröffnet wissen, den Beruf der Lehrerin. Sie bekämpft das Vorurteil, daß eine Französin nicht anders als gut Französisch sprechen könnte, und wünscht, daß Töchter des Mittelstandes eine Bildung empfangen möchten, die sie befähigte, nach ihres Vaters Tode als Erzieherinnen ihren Unterhalt zu verdienen. „Dieses würde ungemein viel Nutzen stiften, und unsere Landestöchter würden jenen Ausländerinnen vorgezogen werden, die nur allzu oft schlechte Sitten, eine schlechte Aussprache und schlechte Neigungen ihren Untergebenen beibringen." Obschon Frau Gottsched diese Klagen über die Mängel der Gouvernanten als allgemein bezeichnet, blieb das Vorurteil der Familien ihnen noch sehr lange günstig. Als Karoline Lucius sich entschließt, Unterricht zu erteilen, spricht ihr Vater die Befürchtung aus, daß sie als Deutsche schwerlich Schülerinnen finden dürfte.

Nicht in der Entwicklung der Frauenbildungsfrage allein zeigt sich ein Rückschlag gegen den französischen Geschmack und die gezierte Oberflächlichkeit des Rokoko. Er kommt in der Entfaltung des gesamten geistigen Lebens unseres Volkes allmählich zum Ausdruck. Bekannt sind Gottscheds Bemühungen um die Begründung einer deutschen Schaubühne; aber selbst die französische Komödie mußte, wo sie sich noch auf deutschen Theatern behauptete, dem Publikum Gehaltvolleres bieten. Karoline Lucius rühmt an den meist aufgeführten Stücken, „daß ihre Satire hauptsächlich das Leere, Frivole, Empfindungs-

lose und Nichtbedeutende trifft, das in den Gesellschaften und überhaupt in dem Leben der Leute nach der Mode herrscht, und daß ihre Moral darauf abzielt, an Stelle dieser Nichtswürdigkeiten und der verächtlichen Koketterie Wahrheit und Empfindung zu setzen." Sie findet im übrigen unter der jüngeren Generation des Mittelstandes mehr Wahrheit, Herz und vernünftige Lebensanschauung als bei älteren Personen der „großen Welt". Ein jüngeres Geschlecht wuchs auf, das sich aus der Öde und Unnatur der herrschenden Zustände hinaussehnte. Begierig griffen namentlich die Frauen nach jenen Werken der englischen Literatur, die zum Herzen sprachen und das Denken von dem modischen Tand, der Spielerei des Rokokolebens auf ernste, würdige Gegenstände hinlenkten. Youngs „Nachtgedanken" wurde ihr Erbauungsbuch. Karoline Lucius bekennt, daß sie dem ernsten Engländer unendlich viel verdanke: „Er verwandelte meine Tränen in Freude und meinen Schmerz in Weisheit und Mut." Tod und Unsterblichkeit werden unter Frauen und Männern beliebte Gesprächsthemata. „Ich hätte mich mögen in einen Winkel setzen," schreibt einmal Sophie Becker, „und nach Herzenslust träumen, oder ich hätte von Tod und Zukunft mit einem klugen Manne sprechen mögen." — Auf das Gefühlsleben wirkten nicht minder Richardsons Romane und Macphersons Ossiandichtungen. Gellert berichtet, wie er bei der Lektüre des „Grandison" mit unendlichen Freuden geweint und geschluchzt habe, als wäre er selbst „das selige Gemisch von Glück und Unglück, von Liebe und Schmerz, von Tugend und Schwachheit". Man sieht beim blassen Schimmer des Mondes das Nachtgewölk am Himmel vorüberschweben und gedenkt der Geister der Verstorbenen, die bei Ossian auf Wolken daherfahren. Das „Zeitalter der Empfindsamkeit" bricht an. „Der Genuß des Herzens bestimmt den Wert des Lebens," und man gibt sich diesem Genusse rückhaltlos hin. Ein Schwelgen in zarten Gefühlen und in erhabenen Gedanken tritt an die Stelle der koketten Gedankenlosigkeit. Man schwärmt für die Tugend und ist glücklich in dem Gedanken, eine „schöne Seele" zu sein. Oft ist man zu Tränen gerührt und weiß nicht warum. „Was ist denn nun so Trauriges in allem dem, was ich bisher geschrieben habe? Das habe ich mich schon etliche Male gefragt, und es ist nichts. Gleichwohl, was weine ich? Ich habe immer mit im Schreiben geweint; ich dächte, wenn

mein Leben darauf stünde, ich könnte mich itzt nicht enthalten, aber ich weiß nicht, woher es kömmt. Ich bin nicht zur Traurigkeit gemacht. Indessen kann ich doch leicht sehr tief gerührt werden, und das ohne den Einfluß äußerlicher Dinge, die mich etwa besonders angingen, nur durch meine eigenen Betrachtungen." Dieses Bekenntnis der durchaus nicht besonders überschwenglichen Karoline Lucius ist für die Gemütsrichtung des Zeitalters sehr bezeichnend. Stark ist der Hang zur Selbstbetrachtung und der Drang sich mitzuteilen. Überschwenglicher Freundschaftskult vereint gleichgestimmte Seelen beiderlei Geschlechts. Lebhaft erörtert man die Frage, ob zwischen Mann und Weib eine Freundschaft möglich sei, die sich nicht in Liebe wandle, und wirklich ist manches Freundschaftsverhältnis jener Tage von einem Liebesverhältnis schwer zu unterscheiden. Freundschaftsbedürfnis und Mitteilsamkeit bewirken eine außerordentliche Steigerung des Briefverkehrs. Personen, die einander nie gesehen, wechseln Jahrzehnte die vertraulichsten Briefe. Man dürstet, die Lebensgeschichte, namentlich die Herzenserlebnisse schöner Seelen zu erfahren und nimmt am Herzensleben anderer leidenschaftlichen Anteil. Die Korrespondenz mit Freunden wird dringendstes Gemütsbedürfnis, die Lektüre von Briefen süßester Genuß. Man läßt sich Briefe bekannter und unbekannter Personen vorlesen, um sich daran zu erlaben, oder man bittet sich Abschriften davon aus. Hat sich irgendwo eine Gemeinde schöner Seelen zusammengefunden, so errichtet man in einem Garten wohl einen Freundschaftstempel. Auf dem Tische, um den sich bei festlichem Anlaß solch empfindsamer Kreis sammelt, erhebt sich gar ein Altar der Freundschaft mit sinngemäßen Inschriften.

Die erhöhte Reizbarkeit des Gefühls mußte das Schrifttum stark beeinflussen, und dieses wieder mußte auf die allgemeine Stimmung zurückwirken. Züge unmännlich-rührseliger Schwäche trägt die Empfindsamkeit in Gellerts Roman, Schwung und Seelengröße bekundet sie in Klopstocks dichterischem Schaffen. Die junge Züricherin, die dem jugendlichen Messiasdichter schüchtern dankte, daß er sie gelehrt habe, sich würdigere Vorstellungen von Gott zu machen, sprach eine Erfahrung vieler Zeitgenossinnen aus. Begeisterungsfähig ließ sich das Frauengemüt hinreißen von seinem religiösen Seelenschwung, seiner Begeisterung für Freiheit und Vaterland, seiner ergreifenden Naturandacht. — Viele Frauen folgten der literarischen Bewegung ihrer Zeit mit

leidenschaftlicher Teilnahme. „Wir Mädchen hier [in Dresden]," schreibt Karoline Lucius, „fangen an, Parteien für und wider den und jenen Schriftsteller zu machen." Wer irgend zum Herzen spricht, ist warmer Aufnahme gewiß, mag er wie Klopstock zu fernen Höhen emporweisen oder wie der Dichter der „Neuen Heloise" das Naturrecht der Liebe verkündigen. Das Lesen wird von dem weiblichen Geschlecht nachgerade mit einer Maßlosigkeit und Leidenschaft betrieben, die krankhafte Überreizung zur Folge hatten. Als Goethes kernhafte Natur die Krankheit seiner Zeit in sich überwand, hinterließ er in seinem „Werther" eine Leidensgeschichte, deren unwiderstehliche Schönheit auf viele Zeitgenossen nicht erlösend, sondern bestrickend wirkte. Da sie der herrlichen Dichtung ein vorzugsweise stoffliches Interesse entgegenbrachten, entgingen sie der Ansteckungsgefahr nicht, die von ihr ausging, und verfielen dem „Wertherfieber", indessen der Dichter den Pfad zu gesunder und kräftiger Lebensanschauung rüstig hinanschritt. — Nicht alle freilich, die sich empfindsam gebärdeten, sind ernst zu nehmen. Auch seichte Gemüter machten die Mode mit, um nicht den Namen einer „schönen Seele" zu verscherzen. Von den zahllosen Umarmungen, Küssen, Seufzern, Tränen und Beteuerungen der Freundschaft, der Liebe, der Rührung und der Sehnsucht, von denen die Briefe stammeln, mögen nicht wenige unecht gewesen sein. Es konnte nicht ausbleiben, daß solche Rührseligkeit wie jede Mode in lächerliche Übertreibung ausartete. Millers „Siegwart", der unseren Ältermüttern Ströme von Tränen entlockt hat, erscheint uns als eine läppisch-widerliche Parodie der Leidenschaft, und der Beifall, den er einst gefunden hat, als eine unbegreifliche Verirrung des Geschmackes.

Der Kampf der alten und der neuen Lebensanschauung, die Empfindsamkeit der Zeit und der Einfluß einer neuen Literatur auf Geist, Charakter und Stimmung des weiblichen Geschlechts spiegeln sich deutlich in dem Jugendleben der ehedem vielgenannten Kurländerin Elisa von der Recke. (Vgl. Abb. 25.) Elisabeth Charlotte von Medem war 1754 geboren. Die Erziehung des Kindes, das frühe seine Mutter verlor, übernahm seine Großmutter, die Starostin Konstanzia von Korff, eine Frau, deren pedantisch-zopfiges Wesen ungemein viel Ähnlichkeit hat mit dem des zweiten Preußenkönigs, eine nüchterne Natur, praktisch und ordnungliebend, wohlwollend aber streng bis zur unweiblichen Härte. Den Armen tut sie Gutes, ihre Dienst-

boten rauft und prügelt ſie um des geringſten Verſehens willen. Sie erträgt keinen Widerſpruch und hat von ihrem 20. bis zu ihrem 96. Jahre ihre Umgebung deſpotiſch beherrſcht. Sie

Abb. 25. Porträt Recke.

kann kaum leſen und ſchreiben und erblickt in höherer Bildung etwas dem Weibe Unnützes, ja Schädliches. Ohne Geſpielen und Spielzeug wurde dem kleinen Zögling der Tag zur Laſt. Steif

und fest eingeschnürt muß das Kind in gezwungener Haltung wie ein Grenadier der Potsdamer Wachtparade stundenlang hinter dem Lehnstuhl der Großmutter stehen. Diese kannte kein wirksameres Erziehungsmittel als die Rute, die sie meisterlich handhabte, und daß die Kleine dies häufig am eigenen Leibe erfuhr, dafür sorgte die märchenhafte Bosheit einer anderen, älteren Enkelin. So wurde das gutherzige, schwärmerisch veranlagte Kind mehr und mehr in sich hineingescheucht. Als Elisa ihr achtes Jahr erreicht, soll sie unterrichtet werden. Ihre weiblichen Verwandten können den wunderlichen Einfall der Starostin nicht begreifen und sagen der Kleinen voraus, sie werde durch das Lernen „dwatsch" (albern) werden. Elisa hütet sich deshalb ängstlich, ihren Kopf anzustrengen, obschon sie ihren Lehrer lieb gewinnt. So macht sie im Lesen, Schreiben, Rechnen, Geographie und Geschichte sehr geringe Fortschritte. Von ihrer Französin aber lernt sie nichts als Horchen, Plaudern und Kartenspielen. So kam denn bei der geistigen Pflege nichts heraus. Die Körperpflege aber verfolgte als Hauptziel die Schonung der weißen Haut und des feinen Wuchses, d. h. Elisa durfte sich unverhüllten Hauptes weder im Freien ergehen noch an ein offenes Fenster treten, und sie wurde eingeschnürt, daß ihr der Atem verging. Bei einem Besuche im Elternhause macht ein schöner Vierzehnjähriger ihr, die noch nicht recht lesen und schreiben kann, eine Liebeserklärung. Sie kommt sich mit einem Male recht interessant vor; statt der geistlichen Lieder Gellerts und Neanders, woran sie sich seither erbaut hat, beschäftigen zärtliche Gedanken an den schönen Jüngling ihre Seele. „In meinem jungen Herzen und Köpfchen," schreibt sie, „sah es sehr wunderlich aus. Keine nützliche Idee beschäftigte mich, aber desto mehr Eitelkeit und romanhafte Ideen wälzten sich in meinem noch nicht zwölfjährigen Kopfe." Begierig lauscht sie dem Lobe ihrer Schönheit, wenn sie das Gesellschaftszimmer betritt. Weder die jungen Herren, noch die Matronen hielten mit diesem Lobe zurück, und in der Gesellschaft des Rokoko gab es keine höhere Anerkennung; denn Schönheit galt hier, wenn nicht für die einzige, so doch die wichtigste Tugend des Weibes. Man gab der knospenden Salonschönheit „äußerst wenig zu essen", damit ihr schlanker Wuchs und ihre feine Gesichtsfarbe nicht litte, und die Ärmste hätte schwarzen Hunger gelitten, hätte ihr nicht ihr getreues Ankleidemädchen nach dem Schlafengehen Schinken, Wurst, Schwarzbrot und saure Gurken zugetragen.

Elisas Lage änderte sich, als ihr der Vater in der reichen, schon bejahrten Witwe des Obersten von der Recke eine neue Mutter gab. Diese wußte die Staroſtin zu bestimmen, daß sie die Enkelin dem Elternhause zurückgab. Schon auf der Heimreise erlaubte die Stiefmutter dem Kinde, die lästigen Kopfhüllen abzutun und durch die offenen Fenster des Reisewagens ohne Vermummung neugierig in Gottes schöne Schöpfung hinauszublicken. Im Elternhause ging dem Mädchen eine neue Welt auf. Entzückt gab sie sich dem Genusse einer schönen Natur hin, die sie nunmehr mit „bloßem Auge" sehen durfte. Sie speist mit Eltern und Geschwistern auf der Terrasse eines hübschen Gartens, und Heiterkeit würzt das Mahl. Der zopfige Zwang ist verschwunden, der bis dahin ihr kindisches Wesen schwermütig gestimmt hat. Blumenduft, Vogelsang, Waldesrauschen, alles ist ihr neu. Von solchem Freudengenusse hatte sie keine Ahnung gehabt. Sie erhebt sich des Nachts von ihrem Lager und blickt dankerfüllt in die mondbeglänzte Sommerlandschaft hinaus.

Die neue Mutter war eine ganz andere Frau als die gestrenge Staroſtin von Korff. Im Grunde ebenso herrschsüchtig wie diese, aber an Bildung ihr weit überlegen, eine vollendete Diplomatin aus der Schule des Rokoko, wußte sie ohne Schroffheit, mit der sanftesten Miene sich die Herrschaft im Hause zu sichern. Sie war eine durchaus kühle Natur, aber sie begegnete der Stieftochter mit einer Freundlichkeit, die das durch harte Behandlung verschüchterte Mädchen zu schwärmerischer Verehrung hinriß. Die Mutter nahm sich alsbald der verwahrlosten Geistespflege Elisas an. Im Medemschen Hause gab es außer der unvermeidlichen Französin einen Hofmeister für den ältesten Sohn, einen Tanzmeister und einen Klavierlehrer. Zunächst wußte ihr die Mutter ihre Angst vor dem Albernwerden auf eine gute Art auszureden. Mit der Französin bekam sie zu ihrer Freude nichts zu schaffen. Dagegen erhielt sie durch den Hofmeister täglich eine (!) Stunde Unterricht. Beim Klaviermeister bekam sie täglich zwei Stunden, wogegen der Tanzunterricht, den sie mit den Geschwistern empfing, volle vier Stunden des Tages in Anspruch nahm. Im übrigen mußte sie der Stiefmutter französische und deutsche Schauspiele und Romane vorlesen. Das ging anfangs sehr schlecht, aber die Mutter hatte Geduld, allmählich stellte sich eine gewisse Geläufigkeit im Lesen und damit Geschmack für die Lektüre ein. Glänzende Fort-

schritte machte sie — und das war für eine angehende Weltdame die Hauptsache — im Tanzen. Der Tanzmeister zeigte sich von ihrer Geschicklichkeit und Anmut entzückt und bedauerte eines Tages, daß ihr Stand es ihr unmöglich mache, Berufstänzerin zu werden. Sie selbst möchte gern aufs Theater gehen, aber die Mutter meint schmunzelnd, als Tänzerin und Schauspielerin auf der Liebhaberbühne einer vornehmen Gesellschaft zu glänzen, sei auch nicht übel, und man könne auch dadurch „sein Brot verdienen". Der Religionslehrer, ein orthodoxer Theologe, war freilich ganz anderer Meinung. Er erklärte ihre Leidenschaft fürs Tanzen für sündhaft und ihrem Seelenheile gefährlich. Bald sollte Elisa Gelegenheit finden, ihr mimisches Talent bei Familienfesten und in Gesellschaft glänzen zu lassen. Am Geburtstage des Hausherrn veranstaltet die reimgewandte Mutter unter Beihilfe des Tanzmeisters ein allegorisches Bühnenspiel, wozu sie selbst den Prolog verfaßt: Am Altare knieen als Amor und Hymen Elisas kleine Brüder, der ältere als Schäfer fordert die achtjährige Schwester, die als Sängerin mitwirkt, auf, den Göttern ein Dankopfer zu bringen. Elisa tritt als Flora auf, bekränzt unter Musik und Gebärdenspiel den Altar und spricht ihre Verse mit viel Empfindung. Ein Lobgesang, von allen stimmbegabten Hausgenossen gesungen, macht den Beschluß. — Durch das Beispiel der Mutter und einer Freundin angeregt, versucht sich Elisa in Versen, doch ohne Erfolg. Sie nimmt ihre Zuflucht zur Prosa und beginnt unter mütterlicher Anleitung einen gefühlvollen Briefwechsel mit jener poetischen Freundin. Sie erlebt die Freude, sich von deren Bruder in einem von schmeichelhaften mythologischen Vergleichen überfließenden Gedichte angesungen zu sehen. Sie bekommt ein mythologisches Wörterbuch zum Geschenk und muß der Mutter aus Banniers Götterlehre vorlesen. Die Huldigung des Vierzehnjährigen veranlaßt letztere, dem jungen Mädchen die Grundsätze ihrer Lebensphilosophie beizubringen. Ihrer Schönheit, ihrem Geiste und ihrer Anmut stellt sie große Triumphe in Aussicht. Doch soll sie ihre natürliche Neigung zum Wohlwollen auf das rechte Ziel hinleiten. „Die Freundschaft gebe Lebensgenuß ohne Bitterkeit; Liebe für einen Mann vergifte das Leben des Weibes;" denn sie mache sie zu dessen Sklavin. Herrschen könne man nur, wenn man von Liebe frei sei. Alles um sich her verliebt zu machen, selbst aber kalt zu bleiben, sei

die Bestimmung der Weiber, „die ihr Leben zu genießen wissen.“ Solche Lehren, wiewohl sie der Gemütsanlage Elisas wenig entsprachen, verfehlten doch ihren Eindruck nicht. Es war ja eine so reizende Aufgabe, alles um sich her zu bezaubern! Und dazu fand sich Gelegenheit. Vor geladenen Gästen durfte sie auf der elterlichen Liebhaberbühne bald in einem Gellertschen Schauspiele, bald als tanzende Nymphe in einem pantomimischen Ballet, bald gar als Tragödin in Weißes „Romeo und Julia“ ihr Talent zeigen.

Die Tochter durch eine reiche Heirat glänzend zu versorgen, war hierbei das Hauptziel der mütterlichen Politik. Eine Schar von Bewerbern umringte Elisa, als sie in die Gesellschaft eingeführt wurde. Verweilte die Familie in der kurischen Hauptstadt Mitau, dann war das Elternhaus „der Sammelplatz aller interessanten Menschen“. Die Geselligkeit der dortigen vornehmen Welt litt nicht mehr an jenem Mangel geistiger Interessen, der das Salonleben vieler Adelskreise der Rokokozeit bezeichnet. Personen von Talent und Kopf fanden freundliche Aufnahme, und man zog nicht den Edelmann dem geistvollsten Gesellschafter vor. Aus dem Munde eines solchen, des Hofrats Schwander, vernahm Elisa ein Urteil über ihre Erziehung, das ihr zu denken gab. „Diese frühe Reife der verfeinerten Geselligkeit,“ äußerte er gegen die Mutter, „könne allmählich die anmutvolle Natur so verkünsteln, daß die Mädchen Schauspielerinnen im gemeinen Leben würden und mehr auf Schein als auf Sein halten könnten.“ Allein der Zauber der Geselligkeit wirkte stärker. Auch auf dem Lande gab es täglich Konzerte, Bälle, Schauspiele. „Mein ganzes Leben,“ berichtet Elisa, „war nun eine Kette gesellschaftlicher Freuden; die Wissenschaft, zu der ich erzogen wurde, bestand darin, die Anwesenden mit Bescheidenheit zu unterhalten und in der Gesellschaft zu glänzen.“

Immerhin war Elisa eine zu tiefe Natur, um das zu werden, was die Stiefmutter aus ihr machen wollte, eine „galante Weltdame“ wie sie, die fähig wäre, die Männer zu beherrschen. Deutlich sprach ihr Gemüt im Umgang mit ihren vielen Verehrern, von denen nicht die schönsten und elegantesten, sondern die edelsten und gesinnungsvollsten ihre Neigung gewannen. Die Eltern versprachen, ihr bei der Wahl eines Gatten freie Hand zu lassen und sie vor dem zwanzigsten Lebensjahre nicht zu verheiraten. Gleichwohl gelang es der Diplomatenklugheit und dem dämonischen Einflusse der Mutter,

der Siebzehnjährigen scheinbar ohne Zwang in der Person eines Neffen, des reichen Freiherrn Georg von der Recke, einen Gatten zu geben. Daß Elisa dem Verlobten ohne Neigung, ja mit dem Gefühle heimlicher Herzensangst gegenüberstand, konnte die bewährten Lebensgrundsätze der erfahrenen Weltdame nicht erschüttern.

Elisa hat den Mangel an Mut, den sie in der Befolgung des mütterlichen Rates bewies, schwer gebüßt. Recke war ein rechter Krautjunker. Der Zopf, den er unmodern hoch am Schopfe trug, kennzeichnete ihn trefflich. Er war preußischer Offizier gewesen, ein tüchtiger Landwirt und eifriger Jäger. Mit der Staroſtin war er der Überzeugung, daß Lesen die Weiber verrückt mache. Den Umgang mit Mätressen setzte er auch nach seiner Verheiratung fort. In seiner bäuerischen Derbheit lebte noch ein gut Stück des alten Grobianismus. „Er wollte feurige sinnliche Liebe," gesteht Elisa, „die konnte ich ihm nicht äußern, da ich in seinen Annäherungen nur Herzensangst empfand. Ich machte Anspruch auf innige Seelenliebe, die konnte er mir nicht geben, weil er für diese keinen Sinn hatte." Im übrigen sah er im Weibe nur die Wirtin; zur „Landsfrau" aber war Elisa nicht erzogen, und sie konnte den Mangel ihrer Erziehung, den sie wohl einsah, bei dem besten Willen nicht alsbald ausgleichen. Recke, der dem Einflusse seiner herrschsüchtigen Tante mißtraute, legte seinen Haß gegen diese seiner Frau gegenüber rücksichtslos an den Tag und begegnete der gemütvollen Elisa mit einer Schroffheit und einem kalten Hohne, die ein erträgliches Zusammengehen unmöglich machten. Dabei nahm er den Verwandten seiner Frau (namentlich der Großmutter gegenüber) die unschuldigste Miene an und erweckte die Meinung, als sei Elisas Verschrobenheit an allem Unglück schuld. Die Staroſtin verfehlte nicht, die Enkelin als „gelehrte Närrin" vor aller Welt zu beschimpfen und ihre verkehrte Erziehung durch „die alte Wetterhexe" zu verwünschen. Ihres Mannes Scheinheiligkeit mußte die empfindsame junge Frau tief verletzen. Anstatt aber auf Klärung des Verhältnisses zu dringen, wich sie einer offenen Aussprache mit dem Gatten aus und suchte nach außen den Schein einer leidlichen Ehe ängstlich zu wahren. Die ganze Tragik ihrer „Vernunftehe" ergreift uns, und die tiefe Unsittlichkeit eines ohne Neigung geschlossenen Ehebundes empört uns, wenn wir in Elisas vertrauten Briefen das Grauen verspüren, das sie vor den Umarmungen des

Gatten empfindet, und die namenlose Seelenangst, die sie bei dem Gedanken überkommt, durch einen Mann Mutter zu werden, den sie nicht lieben noch achten kann.

Allmählich erkannte Elisa, wie die frivole Anschauung ihrer Stiefmutter vom Verhältnis beider Geschlechter sie elend gemacht hatte. Eins aber mußte sie auch jetzt noch der „Wohltäterin" danken: sie hatte ihr durch ihre Anleitung zur Lektüre eine Zuflucht vor den Widerwärtigkeiten des gemeinen Lebens erschlossen. Ihre wunde Seele gab sich freilich jetzt dem Genusse einer immer reicher werdenden schöngeistigen Literatur mit einer Leidenschaftlichkeit hin, die ihren Hang zur Empfindsamkeit zu krankhafter Schwärmerei überspannte. Kronegks Gräberpoesie beherrscht lange Zeit ihre Einbildungskraft. Dem Andenken des Lieblingsdichters weiht sie dem Kirchhofe gegenüber eine Grotte. Hier versammelt sie eine kleine Gemeinde schöner Seelen. Auf nächtlichen Spaziergängen durch den Kirchhof ersehnt sie die geheimnisvolle Gemeinschaft „seliger Geister". Die Phantasien Swedenborgs, von denen sie als Mädchen gehört, leben in ihrem Gedächtnisse wieder auf. — Neben Kronegks „Einsamkeiten" fesselt sie der damals hochberühmte Roman der Sophie Laroche „Die Geschichte des Fräuleins von Sternheim", um so mehr, als sie in Charakter und Schicksal der empfindsamen Heldin manche verwandte Züge entdeckt. — Für ihr Herzensleben bedeutsam wurde ihre Bekanntschaft mit dem jungen Schwaben David Hartmann, einem Dichter aus der Schule Klopstocks und Lavaters. Den gefühlsseligen Schwärmer ergriff eine tiefe Leidenschaft für die schöne Gattin seines Gastfreunds, und Elisas Herz erwiderte im stillen seine Neigung, wiewohl sie ihrer Frauenehre nichts vergab. Hartmann lebte und webte in Goethes „Werther", und seine unglückliche Liebe zu Elisa wurde für ihn Veranlassung, den berühmten Romanhelden in seinem Gebaren zu kopieren. Durch ihn lernte die unglückliche Frau „Werthers Leiden" kennen, an denen sie zwar manches aussetzte, die aber auch sie im Innersten ergriffen. Hartmann liest ihr aus Ossian vor, und Freundschaft, Ewigkeit, das Glück der Tugend und die Wonne einer veredelnden Seelenliebe sind Gegenstände ihres Gesprächs. Ihren Briefen aus jenen Tagen merkt man das „Wertherfieber" deutlich an, das die Verfasserin durchrüttelt, und man kann die Darstellung von Hartmanns Abschied nicht lesen, ohne an Werther und Lotte zu denken.

Im Hause der Eltern hat sie ihren Hartmann wiedergesehen, und sie schreibt an Demoiselle Stolz: „Wäre Hartmann minder heiter und fröhlich gewesen, dann hätten seine Sterbegedanken mir Sorge gemacht. Aber nun war mir so, als spräche ein Engel Gottes über die Verwandlung unsers Seins. Ich habe den Namen der fünf Sterne vergessen, die ihrer Lage nach den Buchstaben W formieren; wenn Sie diesen Abend wieder im Garten sind und diese Lieblingsgestirne unseres Freundes mit ihm sehen, dann sagen Sie ihm, daß auch meine Blicke auf diesen Gestirnen mit vollem Gedanken an Euch verweilen. Denken Sie sich noch den Ausdruck des Gesichts, den Ton der Stimme, mit welchem unser Freund uns mit der Lage einiger Gestirne bekannt machte, und wie seine hinreißende Beredsamkeit uns das Unermeßliche des Weltalls und die Unendlichkeit unserer Seele und ihrer edleren Empfindungen ausmalte! Am Ende blieb er bei den fünf Sternen stehen und sagte: 'Seht, ist das nicht ein leibhaftes W? — Wiedersehen! ewiges Wiedersehn rufen diese Millionen Welten uns zu.' Er hielt unsere beiden Hände an sein stark pochendes Herz und sagte mit einem mir unvergeßlichen Ausdrucke: 'Dort trennt uns kein Schicksal mehr! Hier wollen wir streben, der Seligkeit, die unser wartet, wert zu sein.'"

Der Tod ihres Kindes riß Elisa völlig von dem Gatten los. Nach langen Verhandlungen wurde die Ehe geschieden. Die krankhafte Gemütsstimmung, in die sie schmerzliche Erlebnisse und die Überreizung ihrer Nerven durch eine aufregende Lektüre versetzt hatten, beherrschte sie mehrere Jahre. Lavaters und Jung-Stillings Schriften machten sie vollends empfänglich für die Vorspiegelungen jenes Schwindlers, der unter dem Namen eines Grafen Cagliostro als Geisterseher viele leichtgläubige Seelen betörte. Auch als ihr feines weibliches Gefühl die Unlauterkeit dieses Menschen spürte und sich von ihm wandte, vermochte sie sich von dem Gedanken nicht loszumachen, daß die Geisterwelt den Sterblichen nicht verschlossen sei. Erst allmählich gelang es ihrem väterlichen Freunde Schwander, sie von ihrem mystischen Wahne zu befreien, indem er ihr die Lektüre spiritistischer Schriften ernstlich widerriet und ihr Lessings „Nathan" anempfahl. Elisa fand den Mut der Wahrheit, den Geisterseher Cagliostro durch ein Buch zu entlarven, das ihr namentlich in den Kreisen der Aufgeklärten großen

Beifall erwarb. Als Verfasserin geistlicher Lieder, als Verteidigerin der Frauenrechte, als Reisende, die mit fast allen bedeutenderen Persönlichkeiten Beziehungen anknüpfte, als Gönnerin des Uraniasängers Tiedge hat sich Elisa nachmals einen Namen gemacht. Stark muß der Zauber ihres Wesens gewirkt haben. Besaß sie doch die seltene Kunst, „von allen Frauen Verzeihung dafür zu erhalten, daß sie so schön war." Der ihr eigene pathetische Zug hat in ihren späteren Jahren ein jüngeres, nüchternes Geschlecht zuweilen zum Spotte gereizt. Alle Satire aber entwaffnet das Zeugnis, das ihr größter Zeitgenosse der Fünfundsiebzigjährigen gegeben hat: „Bei so viel unerläßlichen Widerwärtigkeiten," schreibt ihr Goethe, „die der Mensch zu erdulden hat, macht er sich oft ganz unwillkürlich ein Geschäft, sich von andern abzusondern, andere von anderen zu trennen. Diesem Übel zu begegnen, haben die vorsehenden Gottheiten solche Wesen geschaffen, welche durch eine glückliche Vermittelung dasjenige, was sich ihnen nähert, zu vereinigen, Mißverständnisse aufzuheben und einen friedlichen Zustand in der Gesellschaft herzustellen wissen. Auf meinem Lebenswege ist mir niemand begegnet, dem jene Gabe mehr wäre verliehen worden als Ihnen, oder der einen so anhaltenden, so schönen Gebrauch von derselben gemacht hätte."

Dichter und Frauen! Schon einmal im Verlaufe der deutschen Geschichte war die nahe Verwandtschaft des dichterischen und des weiblichen Genius deutlich fühlbar gewesen. Die beiden Blütezeitalter unseres Schrifttums zeigen freilich einen starken Gegensatz. Die Kultur der Ritterzeit ruht auf dem Grunde höfischen Lebens und einer ihrem Ursprung und Wesen nach fremden Hofsitte. In ihr ist deutsche Eigenart nicht zu freier Entfaltung gediehen, und ihre Dichtung hat unter dem Drucke einer fremdbürtigen Konvention gelitten. Die Bildung des 18. Jahrhunderts ist dem Schoße des deutschen Bürgertums entsprungen, sie ist im Kampfe mit höfischem Wesen und im Gegensatze zu einer fremden Kultur emporgekommen, von deren Bevormundung sie sich befreite, nachdem sie ihre wertvollsten Elemente aufgenommen und in sich verarbeitet hatte. Sie hat mithin die Eigenart deutschen Volkstums zu Ehren gebracht. Unverkennbar aber sind andererseits die ähnlichen Züge dieser beiden wichtigen Zeiträume. Entschiedene Neigung zur Empfindsamkeit macht sich in beiden geltend. Die Männer laufen Gefahr,

ins Weibliche zu verfallen. Der Züricher Minnesänger Johann Hadlaub, der in Ohnmacht fällt, als ihm die Geliebte den Gruß versagt, erinnert an den Jüngling der Wertherzeit in blauem Frack und gelber Weste. Das Weib erfreut sich höchster Wertschätzung. Die Frau ist innerhalb des Standes, welcher dem gesellschaftlichen und geistigen Leben unseres Volkes sein jeweiliges Gepräge gibt, die Herrin der Gesellschaft, nicht infolge eigenen literarischen Schaffens, sondern ihrer Empfänglichkeit für das Schöne, des Zaubers ihrer Persönlichkeit. Zur Zeit der Minnesänger hat es keine Dichterinnen gegeben, und von den Schriftstellerinnen der Goethe- und Schillerzeit hat sich kaum eine durch eigene Werke Anspruch auf Unsterblichkeit errungen. Wer liest noch die „Geschichte des Fräuleins von Sternheim" einer Sophie Laroche oder Karoline von Wolzogens „Agnes von Lilien"? Daß sie dem Herzen Wielands und Schillers nahe gestanden, macht die Verfasserinnen unsterblich. Und teuerer sind sie uns nicht als jene Frauen, die niemals für die Öffentlichkeit geschrieben, aber unsere großen Denker und Dichter durch ihre begeisterte und begeisternde Hingabe beglückt und beseligt, das Feuer ihres Genius geweckt und genährt haben. Wer gewänne sie nicht lieb, die frischen und zarten, erhabenen und lieblichen Mädchen- und Frauengestalten, die bunte Blütenkette, die sich durch Goethes Leben zieht und deren Bild in seinen Schöpfungen verklärt sich spiegelt? Jedem Deutschen muß das Herz aufgehen bei dem Andenken an die deutscheste dieser Frauen, an Frau Katharina Elisabeth Goethe, und in tiefster Seele ergreift uns die zärtliche Sorge und aufopfernde Treue, womit Schillers herrliche Gattin des geliebten Mannes teueres Leben hütet. Unter den herzgewinnenden Zügen, die uns das Gedächtnis der edeln Preußenkönigin Luise so heilig machen, ist wahrlich nicht der letzte ihr feines Verständnis und ihre tiefe Verehrung für unsere großen Dichter, namentlich für Schiller. Ist es nicht, als ob dieses Mannes sittliche Hoheit sich in ihrem ganzen Wesen offenbarte? Ist nicht sein Begriff von Anmut und Würde in ihr leibhaftig geworden? Unvergessen soll es auch bleiben, daß Frauen wie Rahel Varnhagen und Bettina von Arnim durch ihre reine Begeisterung das Verständnis für Goethe geweckt und gefördert haben. Wäre es nicht ausdrücklich bezeugt, wie viel unsere Dichter den Frauen verdanken, wir müßten es schließen aus den Frauencharakteren

ihrer Dichtungen. Gewiß hat man in dem Bestreben, solche Schöpfungen der dichterischen Phantasie auf ihre Übereinstimmung mit wirklichen Persönlichkeiten zu prüfen, des Guten oft zu viel getan; aber wahr bleibt doch, daß die Zeichnung von Gestalten wie Minna von Barnhelm, Iphigenie, Leonore von Este, Elisabeth Valois, Gertrud Stauffacher u. a. nur möglich geworden ist durch die lebendige Anschauung echter und edelster Weiblichkeit. Das Frauengeschlecht jener Tage hat dankbar an sich erfahren, daß es vorteilhaft ist, den Genius bewirten; denn wie mußten diese wundervollen Frauenbilder auf Geist und Gemüt des Weibes veredelnd wirken! Wie mußte der Zauber der Dichtung selbst die vielen Frauen, deren Jugendunterricht mangelhaft, ja armselig gewesen war, mit neuen Gedanken und Gefühlen beseelen, sie emporheben über die platte Alltäglichkeit! Der Mangel einer gründlichen Schulbildung verleugnet sich in den Frauenbriefen des Zeitalters selten; ihre Grammatik und ihre Rechtschreibung sind häufig genug anfechtbar. Aber welch ein Reichtum an schönen Gedanken und edeln Empfindungen, welche Fähigkeit, Schönes und Großes zu begreifen und auszudrücken! Eine weihevolle Stimmung liegt über dem Wesen fast aller der Frauen, die unsern großen Dichtern und Denkern nahegestanden haben. Deutlich offenbart sich hierin die Tatsache, daß nicht im Wettersturme materiellen Interessenkampfes, sondern im Sonnenschein idealer Lebensanschauung des Frauentums schönste Blüte gedeiht. Von unsern Dichtern, von Klopstock, Goethe und Schiller lernte der Deutsche nach schmählicher Verirrung im Weibe das „Heilige und Ahnungsvolle" wieder erkennen, das in grauer Vorzeit das kindliche Gemüt des Germanen zu unwillkürlicher Verehrung zwang. Noch Lessing hat einmal von dem „körperlichen Bedürfnis" als dem einzigen Bande gesprochen, das den Mann an das Weib kette; am Ende des Jahrhunderts ruft Schiller sein „Ehret die Frauen!" den Zeitgenossen zu. Dem geretteten Faust weist die Jugendgeliebte den Weg zu himmlischen Höhen, und die größte Dichtung deutscher Zunge klingt aus in dem Bekenntnis, daß die allumfassende Liebe am reinsten im Weibe sich verkörpert:

Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan!

Aus Natur und Geisteswelt

Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens

Geheftet 1 Mark.

in Bändchen von 130–160 Seiten. Jedes Bändchen ist in sich abgeschlossen und einzeln käuflich.

Gebunden Mk. 1.25.

Die Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" sucht ihre Aufgabe nicht in der Vorführung einer Fülle von Lehrstoff und Lehrsätzen oder etwa gar unerwiesenen Hypothesen, sondern darin, dem Leser Verständnis dafür zu vermitteln, wie die moderne Wissenschaft es erreicht hat, über wichtige Fragen von allgemeinstem Interesse Licht zu verbreiten. Sie will dem Einzelnen ermöglichen, wenigstens an einem Punkte sich über den engen Kreis, in den ihn heute meist der Beruf einschließt, zu erheben, an einem Punkte die Freiheit und Selbständigkeit des geistigen Lebens zu gewinnen. In diesem Sinne bieten die einzelnen in sich abgeschlossenen Schriften gerade dem „Laien" auf dem betreffenden Gebiete in voller Anschaulichkeit und lebendiger Frische eine gedrängte, aber anregende Übersicht.

Aberglaube s. Heilwissenschaft.

Abstammungslehre. Abstammungslehre und Darwinismus. Von Professor Dr. R. Hesse. 2. Auflage. Mit 37 Figuren im Text. (Nr. 39.)

Die Darstellung der großen Errungenschaft der biologischen Forschung des vorigen Jahrhunderts, der Abstammungslehre, erörtert die zwei Fragen: „Was nötigt uns zur Annahme der Abstammungslehre?" und — die viel schwierigere — „wie geschah die Umwandlung der Tier- und Pflanzenarten, welche die Abstammungslehre fordert?" oder: „wie wird die Abstammung erklärt?"

Algebra s. Arithmetik.

Alkoholismus. Der Alkoholismus, seine Wirkungen und seine Bekämpfung. Herausgegeben vom Zentralverband zur Bekämpfung des Alkoholismus. 3 Bändchen. (Nr. 103. 104. 145.)

Die drei Bändchen sind ein kleines wissenschaftliches Kompendium der Alkoholfrage, verfaßt von den besten Kennern der mit ihr verbundenen sozial-hygienischen und sozial-ethischen Probleme. Sie enthalten eine Fülle von Material in übersichtlicher und schöner Darstellung und sind unentbehrlich für alle, denen die Bekämpfung des Alkoholismus als eine der wichtigsten und bedeutungsvollsten Aufgaben ernster, sittlicher und sozialer Kulturarbeit am Herzen liegt.

Band I. Der Alkohol und das Kind. Die Aufgaben der Schule im Kampf gegen den Alkoholismus. Der Alkoholismus und der Arbeiterstand. Alkoholismus und Armenpflege.

Band II. Alkoholismus und Nervosität. Alkohol und Geisteskrankheiten. Alkoholismus und Prostitution. Alkohol und Verkehrswesen.

Band III. Alkohol und Seelenleben. Alkohol und Strafgesetz. Einrichtungen im Kampf gegen den Alkohol. Einwirkungen des Alkohols auf die inneren Organe. Alkohol als Nahrungsmittel. Älteste deutsche Mäßigkeitsbewegung.

Ameisen. Die Ameisen. Von Dr. Friedrich Knauer. Mit 61 Figuren. (Nr. 94.)

Faßt die Ergebnisse der so interessanten Forschungen über das Tun und Treiben einheimischer und exotischer Ameisen, über die Vielgestaltigkeit der Formen im Ameisenstaate, über die Bautätigkeit, Brutpflege und ganze Ökonomie der Ameisen, über ihr Zusammenleben mit anderen Tieren und mit Pflanzen, über die Sinnestätigkeit der Ameisen und über andere interessante Details aus dem Ameisenleben zusammen.

Amerika (s. a. Schulwesen). Aus dem amerikanischen Wirtschaftsleben. Von Prof. J. Laurence Laughlin. Mit 9 graph. Darstellungen. (Nr. 127.)

Ein Amerikaner behandelt für deutsche Leser die Fragen, die augenblicklich im Vordergrunde des öffentlichen Lebens in Amerika stehen, den Wettbewerb zwischen den Vereinigten Staaten und Europa — Schutzzoll und Reziprozität in den Vereinigten Staaten — Die Arbeiterfrage in den Vereinigten Staaten — Die amerikanische Trustfrage — Die Eisenbahnfrage in den Vereinigten Staaten — Die Bankfrage in den Vereinigten Staaten — Die herrschenden volkswirtschaftlichen Ideen in den Vereinigten Staaten.

——— Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika. Von Dr. E. Daenell. (Nr. 147.)

Gibt in großen Zügen eine übersichtliche Darstellung der geschichtlichen, kulturgeschichtlichen und wirtschaftlichen Entwicklung der Vereinigten Staaten von den ersten Kolonisationsversuchen bis zur jüngsten Gegenwart mit besonderer Berücksichtigung der verschiedenen politischen, ethnographischen, sozialen und wirtschaftlichen Probleme, die zur Zeit die Amerikaner besonders bewegen.

Anthropologie s. Mensch.

Arbeiterschutz. Arbeiterschutz und Arbeiterversicherung. Von weil. Professor Dr. O. v. Zwiedineck-Südenhorst. (Nr. 78.)

Das Buch bietet eine gedrängte Darstellung des gemeiniglich unter dem Titel „Arbeiterfrage" behandelten Stoffes; insbesondere treten die Fragen der Notwendigkeit, Zweckmäßigkeit und der ökonomischen Begrenzung der einzelnen Schutzmaßnahmen und Versicherungseinrichtungen in den Vordergrund.

Arithmetik und Algebra (s. a. Mathematische Spiele) zum Selbstunterricht. Von Professor Dr. P. Crantz. I. Teil: Die Rechnungsarten. Gleichungen ersten Grades mit einer und mehreren Unbekannten. Gleichungen zweiten Grades. Mit 9 Figuren im Text. (Nr. 120.)

Will in leicht faßlicher und für das Selbststudium geeigneter Darstellung über die Anfangsgründe der Arithmetik und Algebra unterrichten und behandelt die sieben Rechnungsarten, die Gleichungen ersten Grades mit einer und mehreren Unbekannten und die Gleichungen zweiten Grades mit einer Unbekannten, wobei auch die Logarithmen so ausführlich behandelt sind, daß jemand an der Hand des Buches sich auch vollständig mit dem Gebrauche der Logarithmentafeln vertraut machen kann.

Astronomie (s. a. Kalender; Mond; Weltall). Das astronomische Weltbild im Wandel der Zeit. Von Professor Dr. S. Oppenheim. Mit 24 Abbildungen im Text. (Nr. 110.)

Schildert den Kampf der beiden hauptsächlichsten „Weltbilder", des die Erde und des die Sonne als Mittelpunkt betrachtenden, der einen bedeutungsvollen Abschnitt in der Kulturgeschichte der Menschheit bildet, wie er schon im Altertum bei den Griechen entstanden ist, anderthalb Jahrtausende später zu Beginn der Neuzeit durch Kopernikus von neuem aufgenommen wurde und da erst mit einem Siege des heliozentrischen Systems schloß.

Atome s. Moleküle.

Auge. Das Auge des Menschen und seine Gesundheitspflege. Von Privatdozent Dr. med. Georg Abelsdorff. Mit 15 Abb. im Text. (Nr. 149.)

Schildert die Anatomie des menschlichen Auges sowie die Leistungen des Gesichtssinnes, besonders soweit sie außer dem medizinischen ein allgemein wissenschaftliches oder ästhetisches Interesse beanspruchen können, und behandelt die Gesundheitspflege (Hygiene) des Auges, besonders Schädigungen, Erkrankungen und Verletzungen des Auges, Kurzsichtigkeit und erhebliche Augenkrankheiten, sowie die künstliche Beleuchtung.

Automobil. Das Automobil. Eine Einführung in Bau und Betrieb des modernen Kraftwagens. Von Ing. Karl Blau. Mit 83 Abb. (Nr. 166.)

Gibt in gedrängter Darstellung und leichtfaßlicher Form einen anschaulichen Überblick über das Gesamtgebiet des modernen Automobilismus, so daß sich auch der Nichttechniker mit den Grundprinzipien rasch vertraut machen kann, und behandelt das Benzinautomobil, das Elektromobil und das Dampfautomobil nach ihren Kraftquellen und sonstigen technischen Einrichtungen, wie Zündung, Kühlung, Bremsen, Stundung, Bereifung usw.

Baukunst (s. a. Städtebilder). Deutsche Baukunst im Mittelalter. Von Professor Dr. A. Matthaei. 2. Auflage. Mit Abbildungen im Text und auf 2 Doppeltafeln. (Nr. 8.)

Der Verfasser will mit der Darstellung der Entwicklung der deutschen Baukunst des Mittelalters zugleich über das Wesen der Baukunst als Kunst aufklären, indem er zeigt, wie sich im Verlauf der Entwicklung die Raumvorstellung klärt und vertieft, wie das technische Können wächst und die praktischen Aufgaben sich erweitern, wie die romanische Kunst geschaffen und zur Gotik weiter entwickelt wird.

Beethoven s. Musik.

Befruchtungsvorgang. Der Befruchtungsvorgang, sein Wesen und seine Bedeutung. Von Dr. Ernst Teichmann. Mit 7 Abbildungen im Text und 4 Doppeltafeln. (Nr. 70.)

Will die Ergebnisse der modernen Forschung, die sich mit dem Befruchtungsproblem befaßt, darstellen. Ei und Samen, ihre Genese, ihre Reifung und ihre Vereinigung werden behandelt, im Chromatin die materielle Grundlage der Vererbung aufgezeigt und als die Bedeutung des Befruchtungsvorgangs eine Mischung der Qualität zweier Individuen.

Beleuchtungsarten. Die Beleuchtungsarten der Gegenwart. Von Dr. phil. Wilhelm Brüsch. Mit 155 Abbildungen im Text. (Nr. 108.)

Gibt einen Überblick über ein gewaltiges Arbeitsfeld deutscher Technik und Wissenschaft, indem die technischen und wissenschaftlichen Bedingungen für die Herstellung einer wirtschaftlichen Lichtquelle und die Methoden für die Beurteilung ihres wirklichen Wertes für den Verbraucher, die einzelnen Beleuchtungsarten sowohl hinsichtlich ihrer physikalischen und chemischen Grundlagen als auch ihrer Technik und Herstellung behandelt werden.

Bevölkerungslehre. Von Professor Dr. M. Haushofer. (Nr. 50.)

Will in gedrängter Form das Wesentliche der Bevölkerungslehre geben über Ermittlung der Volkszahl, über Gliederung und Bewegung der Bevölkerung, Verhältnis der Bevölkerung zum bewohnten Boden und die Ziele der Bevölkerungspolitik.

Bibel (s. a. Jesus; Religion). Der Text des Neuen Testaments nach seiner geschichtlichen Entwicklung. Von Div.-Pfarrer A. Pott. Mit 8 Tafeln. (Nr. 134.)

Will in die das allgemeine Interesse an der Textkritik bekundende Frage: „Ist der ursprüngliche Text des Neuen Testamentes überhaupt noch herzustellen?“ durch die Erörterung der Verschiedenheiten des Luthertextes (des früheren, revidierten und durchgesehenen) und seines Verhältnisses zum heutigen (deutschen) „berichtigten“ Text, einführen, den „ältesten Spuren des Textes“ nachgehen, eine „Einführung in die Handschriften“ wie die „ältesten Übersetzungen“ geben und in „Theorie und Praxis“ zeigen, wie der Text berichtigt und rekonstruiert wird.

Bildungswesen (s. a. Schulwesen). Das deutsche Bildungswesen in seiner geschichtlichen Entwickelung. Von Prof. Dr. Friedrich Paulsen. (Nr. 100.)

Auf beschränktem Raum löst der Verfasser die schwierige Aufgabe, indem er das Bildungswesen stets im Rahmen der allgemeinen Kulturbewegung darstellt, so daß die gesamte Kulturentwicklung unseres Volkes in der Darstellung seines Bildungswesens wie in einem verkleinerten Spiegelbild zur Erscheinung kommt. So wird aus dem Büchlein nicht nur für die Erkenntnis der Vergangenheit, sondern auch für die Forderungen der Zukunft reiche Frucht erwachsen.

Biologie s. Abstammungslehre; Ameisen; Befruchtungsvorgang; Leben; Meeresforschung; Pflanzen; Plankton; Tierleben.

Botanik s. Obstbau; Pflanzen; Wald.

Buchwesen s. Illustrationskunst; Schriftwesen.

Buddha. Leben und Lehre des Buddha. Von Professor Dr. Richard Pischel. Mit 1 Tafel. (Nr. 109.)
Gibt nach einer Übersicht über die Zustände Indiens zur Zeit des Buddha eine Darstellung des Lebens des Buddha, seiner Stellung zu Staat und Kirche, seiner Lehrweise, sowie seiner Lehre, seiner Ethik und der weiteren Entwicklung des Buddhismus.

Chemie (s. a. Haushalt; Metalle). Luft, Wasser, Licht und Wärme. Neun Vorträge aus dem Gebiete der Experimental-Chemie. Von Professor Dr. R. Blochmann. 2. Auflage. Mit zahlreichen Abb. im Text. (Nr. 5.)
Führt unter besonderer Berücksichtigung der alltäglichen Erscheinungen des praktischen Lebens in das Verständnis der chemischen Erscheinungen ein und zeigt die praktische Bedeutung desselben für unser Wohlergehen.

Christentum (s. a. Bibel; Jesus; Religion). Aus der Werdezeit des Christentums. Studien und Charakteristiken. Von Prof. Dr. J. Geffcken. (Nr. 54.)
Gibt durch eine Reihe von Bildern eine Vorstellung von der Stimmung im alten Christentum und von seiner inneren Kraft und verschafft so ein Verständnis für die ungeheure und vielseitige welthistorische kultur- und religionsgeschichtliche Bewegung.

Dampf und Dampfmaschine. Von Professor Dr. R. Vater. Mit 44 Abbildungen. (Nr. 63.)
Schildert die inneren Vorgänge im Dampfkessel und namentlich im Zylinder der Dampfmaschine, um so ein richtiges Verständnis des Wesens der Dampfmaschine und der in der Dampfmaschine sich abspielenden Vorgänge zu ermöglichen.

Darwinismus s. Abstammungslehre.

Deutschland s. Kolonien; Volksstämme; Wirtschaftsgeschichte.

Drama (s. a. Theater). Das deutsche Drama des neunzehnten Jahrhunderts. In seiner Entwicklung dargestellt von Professor Dr. G. Witkowski. 2. Auflage. Mit einem Bildnis Hebbels. (Nr. 51.)
Sucht in erster Linie auf historischem Wege das Verständnis des Dramas der Gegenwart anzubahnen und berücksichtigt die drei Faktoren, deren jeweilige Beschaffenheit die Gestaltung des Dramas bedingt: Kunstanschauung, Schauspielkunst und Publikum.

Dürer. Albrecht Dürer. Von Dr. Rudolf Wustmann. Mit 33 Abbildungen im Text. (Nr. 97.)
Eine schlichte und knappe Erzählung des gewaltigen menschlichen und künstlerischen Entwicklungsganges Albrecht Dürers und eine Darstellung seiner Kunst, in der nacheinander seine Selbst- und Angehörigenbildnisse, die Zeichnungen zur Apokalypse, die Darstellungen von Mann und Weib, das Marienleben, die Stiftungsgemälde, die Radierungen von Rittertum, Trauer und Heiligkeit sowie die wichtigsten Werke aus der Zeit der Reife behandelt werden.

Ehe und Eherecht. Von Professor Dr. Ludwig Wahrmund. (Nr. 115.)
Schildert in gedrängter Fassung die historische Entwicklung des Ehebegriffes von den orientalischen und klassischen Völkern an nach seiner natürlichen, sittlichen und rechtlichen Seite und untersucht das Verhältnis von Staat und Kirche auf dem Gebiete des Eherechtes, behandelt darüber hinaus aber auch alle jene Fragen über die rechtliche Stellung der Frau und besonders der Mutter, die immer lebhafter die öffentliche Meinung beschäftigen.

Eisenbahnen (s. a. Technik; Verkehrsentwicklung). Die Eisenbahnen, ihre Entstehung und gegenwärtige Verbreitung. Von Professor Dr. F. Hahn. Mit zahlreichen Abbildungen im Text und einer Doppeltafel. (Nr. 71.)

Nach einem Rückblick auf die frühesten Zeiten des Eisenbahnbaues führt der Verfasser die Eisenbahn im allgemeinen nach ihren Hauptmerkmalen vor. Der Bau des Bahnkörpers, der Tunnel, die großen Brückenbauten, sowie der Betrieb selbst werden besprochen, schließlich ein Überblick über die geographische Verbreitung der Eisenbahnen gegeben.

——— Die technische Entwicklung der Eisenbahnen der Gegenwart. Von Eisenbahnbau- und Betriebsinspektor E. Biedermann. Mit zahlreichen Abbildungen im Text. (Nr. 144.)

Nach einem geschichtlichen Überblick über die Entwicklung der Eisenbahnen werden die wichtigsten Gebiete der modernen Eisenbahntechnik behandelt, der Oberbau, Entwicklung und Umfang der Spurbahnnetze in den verschiedenen Ländern, die Geschichte des Lokomotivenwesens bis zur Ausbildung der Heißdampflokomotiven einerseits und des elektrischen Betriebes andererseits, sowie der Sicherung des Betriebes durch Stellwerks- und Blockanlagen.

Eisenhüttenwesen. Das Eisenhüttenwesen. Erläutert in acht Vorträgen von Geh. Bergrat Professor Dr. H. Wedding. 2. Auflage. Mit 12 Figuren im Text. (Nr. 20.)

Schildert in gemeinfaßlicher Weise, wie Eisen, das unentbehrlichste Metall, erzeugt und in seine Gebrauchsformen gebracht wird. Besonders wird der Hochofenprozeß nach seinen chemischen, physikalischen und geologischen Grundlagen geschildert, die Erzeugung der verschiedenen Eisenarten und die dabei in Betracht kommenden Prozesse erörtert.

Elektrotechnik (s. a. Funkentelegraphie). Grundlagen der Elektrotechnik. Von Dr. Rud. Blochmann. Mit zahlreichen Abb. im Text. (Nr. 168.)

Eine durch lehrreiche Abbildungen unterstützte Darstellung der elektrischen Erscheinungen, ihrer Grundgesetze und ihrer Beziehungen zum Magnetismus, sowie eine Einführung in das Verständnis der zahlreichen praktischen Anwendungen der Elektrizität in den Maschinen zur Krafterzeugung, wie in der elektrischen Beleuchtung und in der Chemie.

Entdeckungen (s. a. Polarforschung). Das Zeitalter der Entdeckungen. Von Professor Dr. S. Günther. 2. Auflage. Mit einer Weltkarte. (Nr. 26.)

Mit lebendiger Darstellungsweise sind hier die großen weltbewegenden Ereignisse der geographischen Renaissancezeit ansprechend geschildert, von der Begründung der portugiesischen Kolonialherrschaft und den Fahrten des Columbus an bis zu dem Hervortreten der französischen, britischen und holländischen Seefahrer.

Erde (s. a. Mensch und Erde; Wirtschaftsgeschichte). Aus der Vorzeit der Erde. Vorträge über allgemeine Geologie. Von Professor Dr. Fr. Frech. Mit 49 Abbildungen im Text und auf 5 Doppeltafeln. (Nr. 61.)

Erörtert die interessantesten und praktisch wichtigsten Probleme der Geologie: die Tätigkeit der Vulkane, das Klima der Vorzeit, Gebirgsbildung, Korallenriffe, Talbildung und Erosion, Wildbäche und Wildbachverbauung.

Erfindungswesen s. Gewerbe.

Ernährung (s. a. Alkoholismus; Haushalt; Kaffee; Säugling). Ernährung und Volksnahrungsmittel. Sechs Vorträge von weil. Professor Dr. Johannes Frentzel. Mit 6 Abbildungen im Text und 2 Tafeln. (Nr. 19.)

Gibt einen Überblick über die gesamte Ernährungslehre. Durch Erörterung der grundlegenden Begriffe werden die Zubereitung der Nahrung und der Verdauungsapparat besprochen und endlich die Herstellung der einzelnen Nahrungsmittel, insbesondere auch der Konserven behandelt.

Erziehung. (s. a. Jugendfürsorge; Knabenhandarbeit; Pädagogik). Moderne Erziehung in Haus und Schule. Vorträge in der Humboldt-Akademie zu Berlin. Von J. Tews. (Nr. 159.)

Betrachtet die Erziehung als Sache nicht eines einzelnen Berufes, sondern der gesamten gegenwärtigen Generation, zeichnet scharf die Schattenseiten der modernen Erziehung und zeigt Mittel und Wege für eine allseitige Durchdringung des Erziehungsproblems. In diesem Sinne werden die wichtigsten Erziehungsfragen behandelt: Die Familie und ihre pädagogischen Mängel, der Lebensmorgen des modernen Kindes, Bureaukratie und Schematismus, Persönlichkeitspädagogik, Zucht und Zuchtmittel, die religiöse Frage, gemeinsame Erziehung der Geschlechter, die Armen am Geiste, Erziehung der reiferen Jugend usw.

Farben s. Licht.

Frauenarbeit. Die Frauenarbeit, ein Problem des Kapitalismus. Von Privatdozent Dr. Robert Wilbrandt. (Nr. 106.)

Das Thema wird als ein brennendes Problem behandelt, das uns durch den Kapitalismus aufgegeben worden ist, und behandelt von dem Verhältnis von Beruf und Mutterschaft aus, als dem zentralen Problem der ganzen Frage, die Ursachen der niedrigen Bezahlung der weiblichen Arbeit, die daraus entstehenden Schwierigkeiten in der Konkurrenz der Frauen mit den Männern, den Gegensatz von Arbeiterinnenschutz und Befreiung der weiblichen Arbeit.

Frauenbewegung. Die moderne Frauenbewegung. Von Dr. Käthe Schirmacher. (Nr. 67.)

Gibt einen Überblick über die Haupttatsachen der modernen Frauenbewegung in allen Ländern und schildert eingehend die Bestrebungen der modernen Frau auf dem Gebiet der Bildung, der Arbeit, der Sittlichkeit, der Soziologie und Politik.

Frauenkrankheiten. Gesundheitslehre für Frauen. Von Privatdozent Dr. R. Stieher. Mit 13 Abbildungen im Text. (Nr. 171.)

Eine Gesundheitslehre für Frauen, die über die Anlage des weiblichen Organismus und seine Pflege unterrichtet, zeigt, wie diese bereits im Kindesalter beginnen muß, welche Bedeutung die allgemeine körperliche und geistige Hygiene insbesondere in der Zeit der Entwickelung hat, um sich dann eingehend mit dem Beruf der Frau als Gattin und Mutter zu beschäftigen.

Frauenleben. Deutsches Frauenleben im Wandel der Jahrhunderte. Von Direktor Dr. Ed. Otto. Mit 25 Abbildungen. (Nr. 45.)

Gibt ein Bild des deutschen Frauenlebens von der Urzeit bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts, von Denken und Fühlen, Stellung und Wirksamkeit der deutschen Frau, wie sie sich im Wandel der Jahrhunderte darstellen.

Friedensbewegung (s. a. Recht). Die moderne Friedensbewegung. Von Alfred H. Fried. (Nr. 157.)

Entwickelt das Wesen und die Ziele der Friedensbewegung, gibt dann eine Darstellung der Schiedsgerichtsbarkeit in ihrer Entwicklung und gegenwärtigem Umfang mit besonderer Berücksichtigung der hohen Bedeutung der Haager Friedenskonferenz, beschäftigt sich hierauf mit dem Abrüstungsproblem und gibt zum Schluß einen eingehenden Überblick über die Geschichte der Friedensbewegungen und eine chronologische Darstellung der für sie bedeutsamen Ereignisse.

Friedrich Fröbel. Sein Leben und sein Wirken. Von Adele von Portugall. (Nr. 82.)

Lehrt die grundlegenden Gedanken der Methode Fröbels kennen und gibt einen Überblick seiner wichtigsten Schriften mit Betonung aller jener Kernaussprüche, die treuen und oft ratlosen Müttern als Wegweiser in Ausübung ihres hehrsten und heiligsten Berufes dienen können.

Funkentelegraphie. Die Funkentelegraphie. Von Ober-Postpraktikant H. Thurn. Mit 50 Illustrationen. (Nr. 167.)

Nach einer Übersicht über die elektrischen Vorgänge bei der Funkentelegraphie und einer eingehenden Darstellung des Systems Telefunken werden die für die verschiedenen Anwendungsgebiete erforderlichen einzelnen Konstruktionstypen vorgeführt, (Schiffsstationen, Landstationen, Militärstationen und solche für den Eisenbahndienst), wobei nach dem neuesten Stand von Wissenschaft und Technik in jüngster Zeit ausgeführte Anlagen beschrieben werden. Danach wird der Einfluß der Funkentelegraphie auf Wirtschaftsverkehr und das Wirtschaftsleben (im Handels- und Kriegsseeverkehr, für den Heeresdienst, für den Wetterdienst usw.) sowie im Anschluß daran die Regelung der Funkentelegraphie im deutschen und internationalen Verkehr erörtert.

Fürsorgewesen s. Jugendfürsorge.

Fürstentum. Deutsches Fürstentum und deutsches Verfassungswesen. Von Professor Dr. E. Hubrich. (Nr. 80.)

Der Verfasser zeigt in großen Umrissen den Weg, auf dem deutsches Fürstentum und deutsche Volksfreiheit zu dem in der Gegenwart geltenden wechselseitigen Ausgleich gelangt sind, unter besonderer Berücksichtigung der preußischen Verfassungsverhältnisse. Nach kürzerer Beleuchtung der älteren Verfassungspartie schildert der Verfasser die Begründung des fürstlichen Absolutismus und demgegenüber das Erwachen, Fortschreiten und Siegen des modernen Konstitutionalismus.

Gasmaschinen s. Wärmekraftmaschinen.

Geisteskrankheiten. Von Anstaltsoberarzt Dr. Georg Ilberg. (Nr. 151.)

Erörtert das Wesen der Geisteskrankheiten und an eingehend zur Darstellung gelangenden Beispielen die wichtigsten Formen geistiger Erkrankung, um so ihre Kenntnis zu fördern, die richtige Beurteilung der Zeichen geistiger Erkrankung und damit eine rechtzeitige verständnisvolle Behandlung derselben zu ermöglichen.

Geographie s. Entdeckungen; Japan; Kolonien; Mensch; Palästina; Polarforschung; Städte; Volksstämme; Wirtschaftsleben.

Geologie s. Erde.

Germanen. Germanische Kultur in der Urzeit. Von Dr. G. Steinhausen. Mit 17 Abbildungen. (Nr. 75.)

Das Büchlein beruht auf eingehender Quellenforschung und gibt in fesselnder Darstellung einen Überblick über germanisches Leben von der Urzeit bis zur Berührung der Germanen mit der römischen Kultur.

——— Germanische Mythologie. Von Dr. Julius von Negelein. (Nr. 95.)

Der Verfasser gibt ein Bild germanischen Glaubenslebens, indem er die Äußerungen religiösen Lebens namentlich auch im Kultus und in den Gebräuchen des Aberglaubens aufsucht, sich überall bestrebt, das zugrunde liegende psychologische Motiv zu entdecken, die verwirrende Fülle mythischer Tatsachen und einzelner Namen aber demgegenüber zurücktreten läßt.

Geschichte (s. a. Amerika; Bildungswesen; Entdeckungen; Frauenleben; Fürstentum; Germanen; Japan; Jesuiten; Ingenieurtechnik; Kalender; Kriegswesen; Kultur; Kunstgeschichte; Literaturgeschichte; Luther; Münze; Musik; Palästina; Pompeji; Rom; Schulwesen; Städtewesen; Volksstämme; Welthandel; Wirtschaftsgeschichte).

Geschichte. Politische Hauptströmungen in Europa im 19. Jahrhundert. Von Professor Dr. K. Th. Heigel. (Nr. 129.)

Bietet eine knappe Darstellung der wichtigsten politischen Ereignisse vom Ausbruche der französischen Revolution bis zum Ausgang des 19. Jahrhunderts, womit eine Schilderung der politischen Ideen Hand in Hand geht und wobei überall Ursache und Folge, d. h. der innere Zusammenhang der einzelnen Vorgänge, dargelegt, auch Sinnesart und Taten wenigstens der einflußreichsten Persönlichkeiten gewürdigt werden.

——— Von Luther zu Bismarck. 12 Charakterbilder aus deutscher Geschichte. Von Professor Dr. Ottokar Weber. 2 Bändchen. (Nr. 123. 124.)

Ein knappes und doch eindrucksvolles Bild der nationalen und kulturellen Entwickelung der Neuzeit, das aus den vier Jahrhunderten je drei Persönlichkeiten herausgreift, die bestimmend eingegriffen haben in den Werdegang deutscher Geschichte. Der große Reformator, Regenten großer und kleiner Staaten, Generale, Diplomaten kommen zu Wort. Was Martin Luther einst geträumt: ein nationales deutsches Kaiserreich, unter Bismarck steht es begründet da.

——— 1848. Sechs Vorträge von Professor Dr. Ottokar Weber. (Nr. 53.)

Bringt auf Grund des überreichen Materials in knapper Form eine Darstellung der wichtigen Ereignisse des Jahres 1848, dieser nahezu über ganz Europa verbreiteten großen Bewegung in ihrer bis zur Gegenwart reichenden Wirkung.

——— Restauration und Revolution. Skizzen zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Einheit. Von Professor Dr. Richard Schwemer. (Nr. 37.)

——— Die Reaktion und die neue Ära. Skizzen zur Entwickelungsgeschichte der Gegenwart. Von Professor Dr. Richard Schwemer. (Nr. 101.)

——— Vom Bund zum Reich. Neue Skizzen zur Entwickelungsgeschichte der deutschen Einheit. Von Professor Dr. Richard Schwemer. (Nr. 102.)

Die 3 Bändchen geben zusammen eine in Auffassung und Darstellung durchaus eigenartige Geschichte des deutschen Volkes im 19. Jahrhundert. „Restauration und Revolution" behandelt das Leben und Streben des deutschen Volkes in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, von dem ersten Aufleuchten des Gedankens des nationalen Staates bis zu dem tragischen Sturze in der Mitte des Jahrhunderts. „Die Reaktion und die neue Ära", beginnend mit der Zeit der Ermattung nach dem großen Aufschwung von 1848, stellt in den Mittelpunkt des Prinzen von Preußen und Otto von Bismarcks Schaffen. „Vom Bund zum Reich" zeigt uns Bismarck mit sicherer Hand die Grundlage des Reiches vorbereitend und dann immer entschiedener allem Geschehenen das Gepräge seines Geistes verleihend.

Gesundheitslehre (s. a. Alkoholismus; Ernährung; Frauenkrankheiten; Geisteskrankheiten; Haushalt; Heilwissenschaft; Krankenpflege; Leibesübungen; Mensch; Nervensystem; Säugling; Schulhygiene; Stimme; Tuberkulose). Acht Vorträge aus der Gesundheitslehre. Von Professor Dr. H. Buchner. 2. Auflage, besorgt von Professor Dr. M. Gruber. Mit zahlreichen Abbildungen im Text. (Nr. 1.)

In klarer und überaus fesselnder Darstellung unterrichtet der Verfasser über die äußeren Lebensbedingungen des Menschen, über das Verhältnis von Luft, Licht und Wärme zum menschlichen Körper, über Kleidung und Wohnung, Bodenverhältnisse und Wasserversorgung, die Krankheiten erzeugenden Pilze und die Infektionskrankheiten, kurz über wichtige Fragen der Hygiene.

Gewerbe. Der gewerbliche Rechtsschutz in Deutschland. Von Patentanwalt B. Tolksdorf. (Nr. 138.)

Nach einem allgemeinen Überblick über Entstehung und Entwicklung des gewerblichen Rechtsschutzes und einer Bestimmung der Begriffe Patent und Erfindung wird zunächst das deutsche

Patentrecht behandelt, wobei der Gegenstand des Patentes, der Patentberechtigte, das Verfahren in Patentsachen, die Rechte und Pflichten des Patentinhabers, das Erlöschen des Patentrechtes und die Verletzung und Anmaßung des Patentschutzes erörtert werden. Sodann wird das Muster- und Warenzeichenrecht dargestellt und dabei besonders Art und Gegenstand der Muster, ihre Nachbildung, Eintragung, Schutzdauer und Löschung klargelegt. Ein weiterer Abschnitt befaßt sich mit den internationalen Verträgen und dem Ausstellungsschutz. Zum Schlusse wird noch die Stellung der Patentanwälte besprochen.

Handfertigkeit s. Knabenhandarbeit.

Handwerk. Das deutsche Handwerk in seiner kulturgeschichtlichen Entwicklung. Von Direktor Dr. Ed. Otto. 2. Aufl. Mit 27 Abb. auf 8 Tafeln. (Nr. 14.)

Eine Darstellung der Entwicklung des deutschen Handwerks bis in die neueste Zeit, der großen Umwälzung aller wirtschaftlichen Verhältnisse im Zeitalter der Eisenbahnen und Dampfmaschinen und der Handwerkerbewegungen des 19. Jahrhunderts, wie des älteren Handwerkslebens, seiner Sitten, Bräuche und Dichtung.

Haus (s. a. Kunst). Das deutsche Haus und sein Hausrat. Von Professor Dr. Rudolf Meringer. Mit 106 Abbildungen, darunter 85 von Professor A. von Schroetter. (Nr. 116.)

Das Buch will das Interesse an dem deutschen Haus, wie es geworden ist, fördern; mit zahlreichen künstlerischen Illustrationen ausgestattet, behandelt es nach dem „Herdhaus" das oberdeutsche Haus, führt dann anschaulich die Einrichtung der für dieses charakteristischen Stube, den Ofen, den Tisch, das Eßgerät vor und gibt einen Überblick über die Herkunft von Haus und Hausrat.

——— Kulturgeschichte des deutschen Bauernhauses. Von Regierungsbaumeister a. D. Chr. Rauck. Mit 70 Abbildungen. (Nr. 121.)

Der Verfasser führt den Leser in das Haus des germanischen Landwirtes und zeigt dessen Entwicklung, wendet sich dann dem Hause der skandinavischen Bauern zu, um hierauf die Entwicklung des deutschen Bauernhauses während des Mittelalters darzustellen und mit einer Schilderung der heutigen Form des deutschen Bauernhauses zu schließen.

Haushalt (s. a. Kaffee). Die Naturwissenschaften im Haushalt. Von Dr. J. Bongardt. 2 Bändchen. (Nr. 125. 126.)

I. Teil: Wie sorgt die Hausfrau für die Gesundheit der Familie? Mit 31 Abbildungen.
II. Teil: Wie sorgt die Hausfrau für gute Nahrung? Mit 17 Abbildungen.

Selbst gebildete Hausfrauen können sich Fragen nicht beantworten wie die, weshalb sie z. B. kondensierte Milch auch in der heißen Zeit in offenen Gefäßen aufbewahren können, weshalb sie hartem Wasser Soda zusetzen, weshalb Obst im kupfernen Kessel nicht erkalten soll. Da soll hier an der Hand einfacher Beispiele, unterstützt durch Experimente und Abbildungen, das naturwissenschaftliche Denken der Leserinnen so geschult werden, daß sie befähigt werden, auch solche Fragen selbst zu beantworten, die das Buch unberücksichtigt läßt.

——— Chemie in Küche und Haus. Von Professor Dr. G. Abel. Mit Abbildungen im Text und einer mehrfarbigen Doppeltafel. (Nr. 76.)

Das Bändchen will Gelegenheit bieten, die in Küche und Haus täglich sich vollziehenden chemischen und physikalischen Prozesse richtig zu beobachten und nutzbringend zu verwerten. So wird Heizung und Beleuchtung, vor allem aber die Ernährung erörtert, werden tierische und pflanzliche Nahrungsmittel, Genußmittel und Getränke behandelt.

Haydn s. Musik.

Heilwissenschaft (s. a. Auge; Geisteskrankheiten; Gesundheitslehre; Krankenpflege; Säugling). Die moderne Heilwissenschaft. Wesen u. Grenzen des ärztlichen Wissens. Von Dr. E. Biernacki. Deutsch von Badearzt Dr. S. Ebel. (Nr. 25.)

Will in den Inhalt des ärztlichen Wissens und Könnens von einem allgemeineren Standpunkte aus einführen, indem die geschichtliche Entwicklung der medizinischen Grundbegriffe, die Leistungsfähigkeit und die Fortschritte der modernen Heilkunst, die Beziehungen zwischen der Diagnose und der Behandlung der Krankheit, sowie die Grenzen der modernen Diagnostik behandelt werden.

——— Der Aberglaube in der Medizin und seine Gefahr für Gesundheit und Leben. Von Professor Dr. D. von Hansemann. (Nr. 83.)

Behandelt alle menschlichen Verhältnisse, die in irgend einer Beziehung zu Leben und Gesundheit stehen, besonders mit Rücksicht auf viele schädliche Aberglauben, die geeignet sind, Krankheiten zu fördern, die Gesundheit herabzusetzen und auch in moralischer Beziehung zu schädigen.

Herbarts Lehren und Leben. Von Pastor O. Flügel. (Nr. 164.)

Herbarts Lehre zu kennen, ist für den Philosophen wie für den Pädagogen gleich wichtig. Aber seine eigenartige Terminologie und Deduktionsweise erschwert das Einleben in seine Gedankengefilde. Flügel übernimmt es mit musterhaftem Geschick, der Interpret des Meisters zu sein, dessen Werdegang zu prüfen, seine Philosophie und Pädagogik gemeinverständlich darzustellen.

Hilfsschulwesen (s. a. Geisteskrankheiten; Jugendfürsorge). Vom Hilfsschulwesen. Von Rektor Dr. B. Maennel. (Nr. 73.)

Es wird in kurzen Zügen eine Theorie und Praxis der Hilfsschulpädagogik gegeben. An Hand der vorhandenen Literatur und auf Grund von Erfahrungen wird nicht allein zusammengestellt, was bereits geleistet worden ist, sondern auch hervorgehoben, was noch der Entwicklung und Bearbeitung harrt.

Japan (s. a. Kunst). Die Japaner und ihre wirtschaftliche Entwicklung. Von Professor Dr. K. Rathgen. (Nr. 72.)

Vermag auf Grund eigener langjähriger Erfahrung ein wirkliches Verständnis der merkwürdigen und für uns wirtschaftlich so wichtigen Erscheinung der fabelhaften Entwicklung Japans zu eröffnen.

Jesuiten. Die Jesuiten. Eine historische Skizze von Professor Dr. H. Boehmer. (Nr. 49.)

Ein Büchlein nicht für oder gegen, sondern über die Jesuiten, also der Versuch einer gerechten Würdigung des vielgenannten Ordens, das nicht nur von der sogenannten Jesuitenmoral oder von der Ordensverfassung, sondern auch von der Jesuitenschule, von den Leistungen des Ordens auf dem Gebiete der geistigen Kultur, von dem Jesuitenstaate usw. handelt.

Jesus (s. a. Bibel; Christentum; Religion). Die Gleichnisse Jesu. Zugleich Anleitung zu einem quellenmäßigen Verständnis der Evangelien. Von Lic. Professor Dr. H. Weinel. 2. Auflage. (Nr. 46.)

Will gegenüber kirchlicher und nichtkirchlicher Allegorisierung der Gleichnisse Jesu mit ihrer richtigen, wörtlichen Auffassung bekannt machen und verbindet damit eine Einführung in die Arbeit der modernen Theologie.

——— Jesus und seine Zeitgenossen. Von Pastor K. Bonhoff. (Nr. 89.)

Die ganze Herbheit und köstliche Frische des Volkskindes, die hinreißende Hochherzigkeit und prophetische Überlegenheit des genialen Volksmannes, die reife Weisheit des Jüngerbildners und die religiöse Tiefe und Weite des Evangeliumverkünders von Nazareth wird erst empfunden, wenn man ihn in seinem Verkehr mit den ihn umgebenden Menschengestalten, Volks- und Parteigruppen zu verstehen sucht, wie es dieses Büchlein tun will.

Jesus. Wahrheit und Dichtung im Leben Jesu. Von Pfarrer Dr. Paul Mehlhorn. (Nr. 137.)

Will zeigen, was von dem im Neuen Testament uns überlieferten Leben Jesu als wirklicher Tatbestand festzuhalten, was als Sage oder Dichtung zu betrachten ist, durch Darlegung der Grundsätze, nach denen die Scheidung des geschichtlich Glaubwürdigen und der es umrankenden Phantasiegebilde vorzunehmen ist und durch Vollziehung der so gekennzeichneten Art chemischer Analyse an den wichtigsten Stoffen des „Lebens Jesu".

Illustrationskunst. Die deutsche Illustration. Von Professor Dr. Rudolf Kautzsch. Mit 35 Abbildungen. (Nr. 44.)

Behandelt ein besonders wichtiges und besonders lehrreiches Gebiet der Kunst und leistet zugleich, indem es an der Hand der Geschichte das Charakteristische der Illustration als Kunst zu erforschen sucht, ein gut Stück „Kunsterziehung".

Ingenieurtechnik. Schöpfungen der Ingenieurtechnik der Neuzeit. Von Baurat Kurt Merckel. 2. Auflage. Mit 55 Abbildungen im Text und auf Tafeln. (Nr. 28.)

Führt eine Reihe hervorragender und interessanter Ingenieurbauten nach ihrer technischen und wirtschaftlichen Bedeutung vor: die Gebirgsbahnen, die Bergbahnen, und als deren Vorläufer die bedeutenden Gebirgsstraßen der Schweiz und Tirols, die großen Eisenbahnverbindungen in Asien, endlich die modernen Kanal- und Hafenbauten.

——— Bilder aus der Ingenieurtechnik. Von Baurat Kurt Merckel. Mit 43 Abbildungen im Text und auf einer Doppeltafel. (Nr. 60.)

Zeigt in einer Schilderung der Ingenieurbauten der Babylonier und Assyrer, der Ingenieurtechnik der alten Ägypter unter vergleichsweiser Behandlung der modernen Irrigationsanlagen daselbst, der Schöpfungen der antiken griechischen Ingenieure, des Städtebaues im Altertum und der römischen Wasserleitungsbauten die hohen Leistungen der Völker des Altertums.

Israel s. Religion.

Jugend-Fürsorge. Von Direktor Dr. Joh. Petersen. 2 Bände. (Nr. 161. 162.)

Band I: Die öffentliche Fürsorge für die hilfsbedürftige Jugend.
Band II: Die öffentliche Fürsorge für die sittlich gefährdete und die gewerblich tätige Jugend.

Erörtert alle das Fürsorgewesen betreffenden Fragen, deckt die ihm anhaftenden Mängel auf, zeigt zugleich aber auch die Mittel und Wege zu ihrer Beseitigung. Besonders eingehend werden behandelt in dem 1. Bändchen das Vormundschaftsrecht, die Säuglingssterblichkeit, die Fürsorge für uneheliche Kinder, die Gemeindewaisenpflege, die Vor- und Nachteile der Anstalts- und Familienpflege, in dem 2. Bändchen die gewerbliche Ausnutzung der Kinder und der Kinderschutz im Gewerbe, die Kriminalität der Jugend und die Zwangserziehung, die Fürsorge für die schulentlassene Jugend.

Kaffee, Tee, Kakao und die übrigen narkotischen Aufgußgetränke (s. a. Ernährung; Haushalt). Von Professor Dr. A. Wieler. Mit 24 Abbildungen und 1 Karte. (Nr. 132.)

Behandelt, durch zweckentsprechende Abbildungen unterstützt, Kaffee, Tee und Kakao eingehender, Mate und Kola kürzer, in bezug auf die botanische Abstammung, die natürliche Verbreitung der Stammpflanzen, die Verbreitung ihrer Kultur, die Wachstumsbedingungen und die Kulturmethoden, die Erntezeit und die Ernte, endlich die Gewinnung der fertigen Ware, wie der Weltmarkt sie aufnimmt, aus dem geernteten Produkte.

Kakao s. Kaffee.

Kalender. Der Kalender. Von Professor Dr. W. F. Wislicenus. (Nr. 69.)

Erklärt die astronomischen Erscheinungen, die für unsere Zeitrechnung von Bedeutung sind, und schildert die historische Entwicklung des Kalenderwesens vom römischen Kalender ausgehend, den Werdegang der christlichen Kalender bis auf die neueste Zeit verfolgend, setzt ihre Einrichtungen auseinander und lehrt die Berechnung kalendarischer Angaben für Vergangenheit und Zukunft, sie durch zahlreiche Beispiele erläuternd.

Kant (s. a. Philosophie). Immanuel Kant; Darstellung und Würdigung. Von Professor Dr. O. Külpe. Mit einem Bildnisse Kants. (Nr. 146.)

Kant hat durch seine grundlegenden Werke ein neues Fundament für die Philosophie aller Völker und Zeiten geschaffen. Dieses in seiner Tragfähigkeit für moderne Ideen darzustellen, hat sich der Verfasser zur Aufgabe gestellt. Es ist ihm gelungen, den wirklichen Kant mit historischer Treue zu schildern und doch auch zu beleuchten, wie die Nachwelt berufen ist, hinauszustreben über die Anschauungen des gewaltigen Denkers, da auch er ein Kind seiner Zeit ist und manche seiner Lehrmeinungen vergänglicher Art sein müssen.

Kinderpflege s. Säugling.

Knabenhandarbeit. Die Knabenhandarbeit in der heutigen Erziehung. Von Seminardirektor Dr. Alw. Pabst. Mit 21 Abbildungen im Text und 1 Titelbild. (Nr. 140.)

Gibt einen Überblick über die Geschichte des Knabenhandarbeitsunterrichts, untersucht seine Stellung im Lichte der modernen pädagogischen Strömungen und erhärtet seinen Wert als Erziehungsmittel, erörtert sodann die Art des Betriebes in den verschiedenen Schulen und gibt zum Schlusse eine vergleichende Darstellung der Systeme in den verschiedenen Ländern.

Kolonien. Die deutschen Kolonien. Land und Leute. Von Dr. Adolf Heilborn. Mit zahlreichen Abbildungen und 2 Karten. (Nr. 98.)

Bringt auf engem Raume eine durch Abbildungen und Karten unterstützte, wissenschaftlich genaue Schilderung der deutschen Kolonien, sowie eine einwandfreie Darstellung ihrer Völker nach Nahrung und Kleidung, Haus und Gemeindeleben, Sitte und Recht, Glaube und Aberglaube, Arbeit und Vergnügen, Gewerbe und Handel, Waffen und Kampfesweise.

Kraftfahrzeuge s. Automobil.

Krankenpflege. Vorträge gehalten von Chefarzt Dr. B. Leick. (Nr. 152.)

Gibt zunächst einen Überblick über Bau und Funktion der inneren Organe des Körpers und deren hauptsächlichste Erkrankungen und erörtert dann die hiebei zu ergreifenden Maßnahmen. Besonders eingehend wird die Krankenpflege bei Infektionskrankheiten sowie bei plötzlichen Unglücksfällen und Erkrankungen behandelt.

Kriegswesen. Vom Kriegswesen im 19. Jahrhundert. Zwanglose Skizzen von Major O. von Sothen. Mit 9 Übersichtskärtchen. (Nr. 59.)

In einzelnen Abschnitten wird insbesondere die Napoleonische und Moltkesche Kriegführung an Beispielen (Jena-Königgrätz-Sedan) dargestellt und durch Kartenskizzen erläutert. Damit verbunden sind kurze Schilderungen der preußischen Armee von 1806 und nach den Befreiungskriegen, sowie nach der Reorganisation von 1860, endlich des deutschen Heeres von 1870 bis zur Jetztzeit.

——— Der Seekrieg. Seine geschichtliche Entwicklung vom Zeitalter der Entdeckungen bis zur Gegenwart. Von Kurt Freiherr von Maltzahn, Vize-Admiral a. D. (Nr. 99.)

Der Verf. bringt den Seekrieg als Kriegsmittel wie als Mittel der Politik zur Darstellung, indem er zunächst die Entwicklung der Kriegsflotte und der Seekriegsmittel schildert und dann die heutigen Weltwirtschaftsstaaten und den Seekrieg behandelt, wobei er besonders das Abhängigkeitsverhältnis, in dem unsere Weltwirtschaftsstaaten kommerziell und politisch zu den Verkehrswegen der See stehen, darstelit.

Kultur (s. a. Germanen; Geschichte; griech. Städtebilder). Die Anfänge der menschlichen Kultur. Von Professor Dr. Ludwig Stein. (Nr. 93.)

Behandelt in der Überzeugung, daß die Kulturprobleme der Gegenwart sich uns nur durch einen tieferen Einblick in ihren Werdegang erschließen, Natur und Kultur, den vorgeschichtlichen Menschen, die Anfänge der Arbeitsteilung, die Anfänge der Rassenbildung, ferner die Anfänge der wirtschaftlichen, intellektuellen, moralischen und sozialen Kultur.

Kunst (s. a. Baukunst; Dürer; Städtebilder; Illustrationskunst; Rembrandt; Schriftwesen). Bau und Leben der bildenden Kunst. Von Direktor Dr. Theodor Volbehr. Mit 44 Abbildungen. (Nr. 68.)

Führt von einem neuen Standpunkte aus in das Verständnis des Wesens der bildenden Kunst ein, erörtert die Grundlagen der menschlichen Gestaltungskraft und zeigt, wie das künstlerische Interesse sich allmählich weitere und immer weitere Stoffgebiete erobert.

——— Kunstpflege in Haus und Heimat. Von Superintendent R. Bürkner. Mit 14 Abbildungen. (Nr. 77.)

Will, ausgehend von der Überzeugung, daß zu einem vollen Menschensein und Volkstum die Pflege des Schönen unabweisbar gehört, die Augen zum rechten Sehen öffnen lehren und die ganze Lebensführung, Kleidung und Häuslichkeit ästhetisch gestalten, um so auch zur Erkenntnis dessen zu führen, was an Heimatkunst und Heimatschutz zu hegen ist, und auf diesem großen Gebiete persönlichen und allgemeinen ästhetischen Lebens ein praktischer Ratgeber sein.

——— Die ostasiatische Kunst und ihre Einwirkung auf Europa. Von Direktor Dr. R. Graul. Mit 49 Abb. im Text und auf 1 Doppeltafel. (Nr. 87.)

Bringt die bedeutungsvolle Einwirkung der japanischen und chinesischen Kunst auf die europäische zur Darstellung unter Mitteilung eines reichen Bildermaterials, den Einfluß Chinas auf die Entwicklung der zum Rokoko drängenden freien Richtungen in der dekorativen Kunst des 18. Jahrhunderts wie den auf die Entwicklung des 19. Jahrhunderts. Der Verfasser weist auf die Beziehungen der Malerei und Farbendruckkunst Japans zum Impressionismus der modernen europäischen Kunst hin.

Leben. Die Erscheinungen des Lebens. Grundprobleme der modernen Biologie. Von Privatdozent Dr. H. Miehe. Mit 46 Figuren im Text. (Nr. 130.)

Versucht eine umfassende Totalansicht des organischen Lebens zu geben, indem nach einer Erörterung der spekulativen Vorstellungen über das Leben und einer Beschreibung des Protoplasmas und der Zelle die hauptsächlichsten Aeußerungen des Lebens behandelt werden, als Entwicklung, Ernährung, Atmung, das Sinnesleben, die Fortpflanzung, der Tod, die Variabilität und im Anschluß daran die Theorien über Entstehung und Entwicklung der Lebewelt, sowie die mannigfachen Beziehungen der Lebewesen untereinander.

Leibesübungen. Die Leibesübungen und ihre Bedeutung für die Gesundheit. Von Professor Dr. R. Zander. 2. Auflage. Mit 19 Abb. (Nr. 13.)

Will darüber aufklären, weshalb und unter welchen Umständen die Leibesübungen segensreich wirken, indem es ihr Wesen, andererseits die in Betracht kommenden Organe bespricht; erörtert besonders die Wechselbeziehungen zwischen körperlicher und geistiger Arbeit, die Leibesübungen der Frauen, die Bedeutung des Sportes und die Gefahren der sportlichen Übertreibungen.

Licht (s. a. Beleuchtungsarten; Chemie). Das Licht und die Farben. Sechs Vorlesungen, gehalten im Volkshochschulverein München. Von Professor Dr. L. Graetz. 2. Auflage. Mit 116 Abbildungen. (Nr. 17.)

Führt, von den einfachsten optischen Erscheinungen ausgehend, zur tieferen Einsicht in die Natur des Lichtes und der Farben, behandelt, ausgehend von der scheinbar geradlinigen Ausbreitung, Zurückwerfung und Brechung des Lichtes, das Wesen der Farben, die Beugungserscheinungen und die Photographie.

Literaturgeschichte s. Drama; Schiller; Theater; Volkslied.

Luther (s. a. Geschichte). Luther im Lichte der neueren Forschung. Ein kritischer Bericht. Von Professor Dr. H. Boehmer. (Nr. 113.)
Versucht durch sorgfältige historische Untersuchung eine erschöpfende Darstellung von Luthers Leben und Wirken zu geben, die Persönlichkeit des Reformators aus ihrer Zeit heraus zu erfassen, ihre Schwächen und Stärken beleuchtend zu einem wahrheitsgetreuen Bilde zu gelangen, und gibt so nicht nur ein psychologisches Porträt, sondern bietet zugleich ein interessantes Stück Kulturgeschichte.

Mädchenschule (s. a. Bildungswesen; Schulwesen). Die höhere Mädchenschule in Deutschland. Von Oberlehrerin M. Martin. (Nr. 65.)
Bietet aus berufenster Feder eine Darstellung der Ziele, der historischen Entwicklung, der heutigen Gestalt und der Zukunftsaufgaben der höheren Mädchenschulen.

Mathematische Spiele (s. a. Arithmetik). Von Dr. W. Ahrens. (Nr. 170.)
Sucht in das Verständnis all der Spiele, die „ungleich voll von Nachdenken" vergnügen, weil man bei ihnen rechnet, ohne Voraussetzung irgend welcher mathematischer Kenntnisse einzuführen und so ihren Reiz für Nachdenkliche erheblich zu erhöhen. So werden unter Beigabe von einfachen, das Mitarbeiten des Lesers belebenden Fragen Wettspringen, Boß-Puzzle, Solitär- oder Einsiedlerspiel, Wanderungsspiele, Dyadische Spiele, der Baguenaudier, Nim, der Rösselsprung und die Magischen Quadrate behandelt.

Meeresforschung. Meeresforschung und Meeresleben. Von Dr. O. Janson. 2. Auflage. Mit 41 Figuren. (Nr. 30.)
Schildert kurz und lebendig die Fortschritte der modernen Meeresuntersuchung auf geographischem, physikalisch-chemischem und biologischem Gebiete, die Verteilung von Wasser und Land auf der Erde, die Tiefen des Meeres, die physikalischen und chemischen Verhältnisse des Meerwassers, endlich die wichtigsten Organismen des Meeres, die Pflanzen und Tiere.

Mensch (s. a. Auge; Kultur; Stimme). Der Mensch. Sechs Vorlesungen a. d. Gebiete der Anthropologie. Von Dr. A. Heilborn. Mit zahlr. Abb. (Nr. 62.)
Stellt die Lehren der „Wissenschaft aller Wissenschaften" streng sachlich und doch durchaus volkstümlich dar: das Wissen vom Ursprung des Menschen, die Entwicklungsgeschichte des Individuums, die künstlerische Betrachtung der Proportionen des menschlichen Körpers und die streng wissenschaftlichen Meßmethoden (Schädelmessung usf.), behandelt ferner die Menschenrassen, die rassenanatomischen Verschiedenheiten, den Tertiärmenschen.

——— Bau und Tätigkeit des menschlichen Körpers. Von Privatdozent Dr. H. Sachs. 2. Auflage. Mit 37 Abbildungen. (Nr. 32.)
Stellt eine Reihe schematischer Abbildungen dar, erläutert die Einrichtung und die Tätigkeit der einzelnen Organe des Körpers und zeigt dabei vor allem, wie diese einzelnen Organe in ihrer Tätigkeit aufeinander einwirken, miteinander zusammenhängen und so den menschlichen Körper zu einem einheitlichen Ganzen, zu einem wohlgeordneten Staate machen.

——— Die Seele des Menschen. Von Prof. Dr. J. Rehmke. 2. Aufl. (Nr. 36.)
Behandelt, von der Tatsache ausgehend, daß der Mensch eine Seele habe, die ebenso gewiß sei wie die andere, daß der Körper eine Gestalt habe, das Seelenwesen und das Seelenleben und erörtert, unter Abwehr der materialistischen und halbmaterialistischen Anschauungen, von dem Standpunkt aus, daß die Seele Unkörperliches Immaterielles sei, nicht etwa eine Bestimmtheit des menschlichen Einzelwesens, auch nicht eine Wirkung oder eine „Funktion" des Gehirns, die verschiedenen Tätigkeitsäußerungen des als Seele Erkannten.

——— Die fünf Sinne des Menschen. Von Professor Dr. Jos. Clem. Kreibig. Mit 30 Abbildungen im Text. 2. Auflage. (Nr. 27.)
Beantwortet die Fragen über die Bedeutung, Anzahl, Benennung und Leistungen der Sinne in gemeinfaßlicher Weise, indem das Organ und seine Funktionsweise, dann die als Reiz wirkenden äußeren Ursachen und zuletzt der Inhalt, die Stärke, das räumliche und zeitliche Merkmal der Empfindungen besprochen werden.

Digitized by Google

Mensch und Erde. Mensch und Erde. Skizzen von den Wechselbeziehungen zwischen beiden. Von Prof. Dr. A. Kirchhoff. 2. Aufl. (Nr. 31.)
Zeigt, wie die Ländernatur auf den Menschen und seine Kultur einwirkt, durch Schilderungen allgemeiner und besonderer Art, über Steppen- und Wüstenvölker, über die Entstehung von Nationen, wie Deutschland und China u. a. m.

——— **und Tier.** Der Kampf zwischen Mensch und Tier. Von Professor Dr. Karl Eckstein. Mit 31 Abbildungen im Text. (Nr. 18.)
Der hohe wirtschaftliche Bedeutung beanspruchende Kampf erfährt eine eingehende, ebenso interessante wie lehrreiche Darstellung; besonders werden die Kampfmittel beider Gegner geschildert: Schußwaffen, Fallen, Gifte, oder auch besondere Wirtschaftsmethoden, dort spitzige Kralle, scharfer Zahn, furchtbares Gift, List und Gewandtheit, der Schutzfärbung und Anpassungsfähigkeit nicht zu vergessen.

Menschenleben. Aufgaben und Ziele des Menschenlebens. Von Dr. J. Unold. 2. Auflage. (Nr. 12.)
Beantwortet die Frage: Gibt es keine bindenden Regeln des menschlichen Handelns? in zuversichtlich bejahender, zugleich wohl begründeter Weise und entwirft die Grundzüge einer wissenschaftlich haltbaren und für eine nationale Erziehung brauchbaren Lebensanschauung und Lebensordnung.

Metalle. Die Metalle. Von Professor Dr. K. Scheid. Mit 16 Abb. (Nr. 29.)
Behandelt die für Kulturleben und Industrie wichtigen Metalle, schildert die mutmaßliche Bildung der Erze, die Gewinnung der Metalle aus den Erzen, das Hüttenwesen mit seinen verschiedenen Systemen, die Fundorte der Metalle, ihre Eigenschaften und Verwendung, unter Angabe historischer, kulturgeschichtlicher und statistischer Daten, sowie die Verarbeitung der Metalle.

Meteorologie s. Wetter.

Mikroskop (s. a. Optik; Tierwelt). Das Mikroskop, seine Optik, Geschichte und Anwendung, gemeinverständlich dargestellt. Von Dr. W. Scheffer. Mit 66 Abbildungen im Text und einer Tafel. (Nr. 35.)
Nach Erläuterung der optischen Konstruktion und Wirkung des Mikroskops, und Darstellung der historischen Entwicklung wird eine Beschreibung der modernsten Mikroskoptypen, Hilfsapparate und Instrumente gegeben, endlich gezeigt, wie die mikroskopische Untersuchung die Einsicht in Naturvorgänge vertieft.

Moleküle. Moleküle — Atome — Weltäther. Von Professor Dr. G. Mie. 2. Auflage. Mit 27 Figuren im Text. (Nr. 58.)
Stellt die physikalische Atomlehre als die kurze, logische Zusammenfassung einer großen Menge physikalischer Tatsachen unter einem Begriffe dar, die ausführlich und nach Möglichkeit als einzelne Experimente geschildert werden.

Mond (s. a. Weltall). Der Mond. Von Professor Dr. J. Franz. Mit 31 Abbildungen im Text und auf 2 Doppeltafeln. (Nr. 90.)
Gibt die Ergebnisse der neueren Mondforschung wieder, erörtert die Mondbewegung und Mondbahn, bespricht den Einfluß des Mondes auf die Erde und behandelt die Fragen der Oberflächenbedingungen des Mondes und die charakteristischen Mondgebilde anschaulich zusammengefaßt in „Beobachtungen eines Mondbewohners", endlich die Bewohnbarkeit des Mondes.

Mozart s. Musik.

Münze. Die Münze als historisches Denkmal sowie ihre Bedeutung im Rechts- und Wirtschaftsleben. Von Dr. A. Luschin v. Ebengreuth. Mit 53 Abbildungen im Text. (Nr. 91.)
Zeigt, wie Münzen als geschichtliche Überbleibsel der Vergangenheit zur Aufhellung der wirtschaftlichen Zustände und der Rechtseinrichtungen früherer Zeiten dienen, die verschiedenen Arten von Münzen, ihre äußeren und inneren Merkmale sowie ihre Herstellung werden in historischer Entwicklung dargelegt und im Anschluß daran Münzsammlern beherzigenswerte Winke gegeben.

Musik. Einführung in das Wesen der Musik. Von Professor C. R. Hennig. (Nr. 119.)

Die hier gegebene Ästhetik der Tonkunst untersucht das Wesen des Tones als eines Kunstmaterials; sie prüft die Natur der Darstellungsmittel und untersucht die Objekte der Darstellung, indem sie klarlegt, welche Ideen im musikalischen Kunstwerke gemäß der Natur des Tonmateriales und der Darstellungsmittel in idealer Gestaltung zur Darstellung gebracht werden können.

——— Geschichte der Musik. Von Dr. Friedrich Spiro. (Nr. 143.)

Gibt in großen Zügen eine übersichtliche äußerst lebendig gehaltene Darstellung von der Entwicklung der Musik vom Altertum bis zur Gegenwart mit besonderer Berücksichtigung der führenden Persönlichkeiten und der großen Strömungen und unter strenger Ausscheidung alles dessen, was für die Entwicklung der Musik ohne Bedeutung war.

——— Haydn, Mozart, Beethoven. Mit vier Bildnissen auf Tafeln. Von Professor Dr. C. Krebs. (Nr. 92.)

Eine Darstellung des Entwicklungsganges und der Bedeutung eines jeden der drei großen Komponisten für die Musikgeschichte. Sie gibt mit wenigen, aber scharfen Strichen ein Bild der menschlichen Persönlichkeit und des künstlerischen Wesens der drei Heroen mit Hervorhebung dessen, was ein jeder aus seiner Zeit geschöpft und was er aus eigenem hinzugebracht hat.

Muttersprache. Entstehung und Entwicklung unserer Muttersprache. Von Professor Dr. Wilhelm Uhl. Mit vielen Abbildungen im Text und auf Tafeln, sowie mit 1 Karte. (Nr. 84.)

Eine Zusammenfassung der Ergebnisse der sprachlich-wissenschaftlich lautphysiologischen wie der philologisch-germanistischen Forschung, die Ursprung und Organ, Bau und Bildung, andererseits die Hauptperioden der Entwicklung unserer Muttersprache zur Darstellung bringt.

Mythologie s. Germanen.

Nahrungsmittel s. Alkoholismus; Chemie; Ernährung; Haushalt; Kaffee.

Nationalökonomie s. Arbeiterschutz; Bevölkerungslehre; Soziale Bewegungen; Frauenbewegung; Schiffahrt; Welthandel; Wirtschaftsleben.

Naturlehre. Die Grundbegriffe der modernen Naturlehre. Von Professor Dr. Felix Auerbach. 2. Auflage. Mit 79 Figuren im Text. (Nr. 40.)

Eine zusammenhängende, für jeden Gebildeten verständliche Entwicklung der in der modernen Naturlehre eine allgemeine und exakte Rolle spielenden Begriffe Raum und Bewegung, Kraft und Masse und die allgemeinen Eigenschaften der Materie, Arbeit, Energie und Entropie.

Naturwissenschaften s. Abstammungslehre; Ameisen; Astronomie; Befruchtungsvorgang; Chemie; Erde; Haushalt; Licht; Meeresforschung; Mensch; Moleküle; Naturlehre; Obstbau; Pflanzen; Plankton; Religion; Strahlen; Tierleben; Wald; Weltall; Wetter.

Nervensystem. Vom Nervensystem, seinem Bau und seiner Bedeutung für Leib und Seele im gesunden und kranken Zustande. Von Professor Dr. R. Zander. Mit 27 Figuren im Text. (Nr. 48.)

Erörtert die Bedeutung der nervösen Vorgänge für den Körper, die Geistestätigkeit und das Seelenleben und sucht klarzulegen, unter welchen Bedingungen Störungen der nervösen Vorgänge auftreten, wie sie zu beseitigen und zu vermeiden sind.

Obstbau. Der Obstbau. Von Dr. Ernst Voges. Mit 13 Abbildungen im Text. (Nr. 107.)
Will über die wissenschaftlichen und technischen Grundlagen des Obstbaues, sowie seine Naturgeschichte und große volkswirtschaftliche Bedeutung unterrichten. Die Geschichte des Obstbaues, das Leben des Obstbaumes, Obstbaumpflege und Obstbaumschutz, die wissenschaftliche Obstkunde, die Ästhetik des Obstbaues gelangen zur Behandlung.

Optik (s. a. Mikroskop; Stereoskop). Die optischen Instrumente. Von Dr. M. von Rohr. Mit 84 Abbildungen im Text. (Nr. 88.)
Gibt eine elementare Darstellung der optischen Instrumente nach modernen Anschauungen, wobei weder das Ultramikroskop noch die neuen Apparate zur Mikrophotographie mit ultraviolettem Licht (Monochromate), weder die Prismen- noch die Zielfernrohre, weder die Projektionsapparate noch die stereoskopischen Entfernungsmesser und der Stereokomparator fehlen.

Ostasien s. Kunst.

Pädagogik (s. a. Bildungswesen; Erziehung; Fröbel; Herbart; Hilfsschulwesen; Jugendfürsorge; Knabenhandarbeit; Mädchenschule; Schulwesen). Allgemeine Pädagogik. Von Professor Dr. Th. Ziegler. 2. Aufl. (Nr. 33.)
Behandelt die großen Fragen der Volkserziehung in praktischer, allgemeinverständlicher Weise und in sittlich-sozialem Geiste. Die Zwecke und Motive der Erziehung, das Erziehungsgeschäft selbst, dessen Organisation werden erörtert, die verschiedenen Schulgattungen dargestellt.

Palästina. Palästina und seine Geschichte. Sechs Vorträge von Professor Dr. H. Freiherr von Soden. 2. Auflage. Mit 2 Karten und 1 Plan von Jerusalem und 6 Ansichten des Heiligen Landes. (Nr. 6.)
Ein Bild, nicht nur des Landes selbst, sondern auch alles dessen, was aus ihm hervor- oder über es hingegangen ist im Laufe der Jahrhunderte — ein wechselvolles, farbenreiches Bild, in dessen Verlauf die Patriarchen Israels und die Kreuzfahrer, David und Christus, die alten Assyrer und die Scharen Mohammeds einander ablösen.

Patentrecht s. Gewerbe.

Pflanzen (s. a. Obstbau; Plankton; Tierleben). Unsere wichtigsten Kulturpflanzen. (Die Getreidegräser.) Sechs Vorträge aus der Pflanzenkunde. Von Professor Dr. K. Giesenhagen. Mit 38 Figuren im Text. 2. Auflage. (Nr. 10.)
Behandelt die Getreidepflanzen und ihren Anbau nach botanischen wie kulturgeschichtlichen Gesichtspunkten, damit zugleich in anschaulichster Form allgemeine botanische Kenntnisse vermittelnd.

——— Vermehrung und Sexualität bei den Pflanzen. Von Privatdozent Dr. Ernst Küster. Mit 38 Abbildungen im Text. (Nr. 112.)
Gibt eine kurze Übersicht über die wichtigsten Formen der vegetativen Vermehrung und beschäftigt sich eingehend mit der Sexualität der Pflanzen, deren überraschend vielfache und mannigfaltige Äußerungen, ihre große Verbreitung im Pflanzenreich und ihre in allen Einzelheiten erkennbare Übereinstimmung mit der Sexualität der Tiere zur Darstellung gelangen.

Philosophie (s. a. Buddha; Herbart; Kant; Menschenleben; Schopenhauer; Weltanschauung; Weltproblem). Die Philosophie der Gegenwart in Deutschland. Eine Charakteristik ihrer Hauptrichtungen. Von Professor Dr. O. Külpe. 3. Auflage. (Nr. 41.)
Schildert die vier Hauptrichtungen der deutschen Philosophie der Gegenwart, den Positivismus, Materialismus, Naturalismus und Idealismus, nicht nur im allgemeinen, sondern auch durch eingehendere Würdigung einzelner typischer Vertreter wie Mach und Dühring, Haeckel, Nietzsche, Fechner, Lotze, v. Hartmann und Wundt.

Philosophie. Einführung in die Philosophie. Sechs Vorträge von Professor Raoul Richter. (Nr. 155.)
Bietet eine gemeinverständliche Darstellung der philosophischen Hauptprobleme und der Richtung ihrer Lösung, insbesondere des Erkenntnisproblems und nimmt dabei zu den Standpunkten des Materialismus, Spiritualismus, Theismus und Pantheismus Stellung, um zum Schlusse die religions- und moralphilosophischen Fragen zu beleuchten.

Physik s. Licht; Mikroskop; Moleküle; Naturlehre; Optik; Strahlen.

Plankton. Das Süßwasser-Plankton. Einführung in die freischwebende Organismenwelt unserer Teiche, Flüsse und Seebecken. Von Dr. Otto Zacharias. Mit 49 Abbildungen. (Nr. 156.)
Gibt eine Anleitung zur Kenntnis der interessantesten Planktonorganismen, jener mikroskopisch kleinen und für die Existenz der höheren Lebewesen und für die Naturgeschichte der Gewässer so wichtigen Tiere und Pflanzen. Die wichtigsten Formen werden vorgeführt und die merkwürdigen Lebensverhältnisse und -bedingungen dieser unsichtbaren Welt einfach und doch vielseitig erörtert.

Polarforschung. Die Polarforschung. Geschichte der Entdeckungsreisen zum Nord- und Südpol von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Von Professor Dr. Kurt Hassert. Mit 6 Karten auf 2 Tafeln. (Nr. 38.)
Das in der neuen Auflage bis auf die Gegenwart fortgeführte und im einzelnen nicht unerheblich umgestaltete Buch faßt in gedrängtem Überblick die Hauptergebnisse der Nord- und Südpolarforschung zusammen. Nach gemeinverständlicher Erörterung der Ziele arktischer und antarktischer Forschung werden die Polarreisen selbst von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart geschildert unter besonderer Berücksichtigung der topographischen Ergebnisse.

Pompeji, eine hellenistische Stadt in Italien. Von Hofrat Professor Dr. Fr. v. Duhn. Mit 62 Abbildungen. (Nr. 114.)
Sucht, durch zahlreiche Abbildungen unterstützt, an dem besonders greifbaren Beispiel Pompejis die Übertragung der griechischen Kultur und Kunst nach Italien, ihr Werden zur Weltkultur und Weltkunst verständlich zu machen, wobei die Hauptphasen der Entwicklung Pompejis, immer im Hinblick auf die gestaltende Bedeutung, die gerade der Hellenismus für die Ausbildung der Stadt, ihrer Lebens- und Kunstformen gehabt hat, zur Darstellung gelangen.

Post. Das Postwesen, seine Entwickelung und Bedeutung. Von Postrat J. Bruns. (Nr. 165.)
Schildert immer unter besonderer Berücksichtigung der geschichtlichen Entwicklung die Post als Staatsverkehrsanstalt, ihre Organisation und ihren Wirkungskreis, das Tarif- und Gebührenwesen, die Beförderungsmittel, den Betriebsdienst, den Weltpostverein, sowie die deutsche Post im In- und Ausland.

Psychologie s. Mensch; Nervensystem; Seele.

Recht (s. a. Gewerbe). Moderne Rechtsprobleme. Von Professor Josef Kohler. (Nr. 128.)
Behandelt nach einem einleitenden Abschnitte über Rechtsphilosophie die wichtigsten und interessantesten Probleme der modernen Rechtsprüfung, insbesondere die des Strafrechts, des Strafprozesses, des Genossenschaftsrechts, des Zivilprozesses und des Völkerrechtes.

Religion (s. a. Buddha; Christentum; Germanen; Jesuiten; Jesus; Luther). Die Grundzüge der israelitischen Religionsgeschichte. Von Professor Dr. Fr. Giesebrecht. (Nr. 52.)
Schildert, wie Israels Religion entsteht, wie sie die nationale Schale sprengt, um in den Propheten die Ansätze einer Menschheitsreligion auszubilden, wie auch diese neue Religion sich verpuppt in die Formen eines Priesterstaats.

Religion. Religion und Naturwissenschaft in Kampf und Frieden. Ein geschichtlicher Rückblick von Dr. A. Pfannkuche. (Nr. 141.)

Will durch geschichtliche Darstellung der Beziehungen beider Gebiete eine vorurteilsfreie Beurteilung des heiß umstrittenen Problems ermöglichen. Ausgehend von der ursprünglichen Einheit von Religion und Naturerkennen in den Naturreligionen schildert der Verfasser das Entstehen der Naturwissenschaft in Griechenland und der Religion in Israel, um dann zu zeigen, wie aus der Verschwisterung beider jene ergreifenden Konflikte erwachsen, die sich besonders an die Namen von Kopernikus und Darwin knüpfen.

——— Die religiösen Strömungen der Gegenwart. Von Superintendent D. A. H. Braasch. (Nr. 66.)

Will die gegenwärtige religiöse Lage nach ihren bedeutsamen Seiten hin darlegen und ihr geschichtliches Verständnis vermitteln; die markanten Persönlichkeiten und Richtungen, die durch wissenschaftliche und wirtschaftliche Entwicklung gestellten Probleme, wie die Ergebnisse der Forschung, der Ultramontanismus wie die christliche Liebestätigkeit gelangen zur Behandlung.

Rembrandt. Von Professor Dr. Paul Schubring. Mit einem Titelbild und 49 Textabbildungen. (Nr. 158.)

Eine durch zahlreiche Abbildungen unterstützte lebensvolle Schilderung des menschlichen und künstlerischen Entwickelungsganges Rembrandts. Zur Darstellung gelangen so seine persönlichen Schicksale bis 1642, die Frühzeit, die Zeit bis zu Saskias Tode, die Nachtwache, Rembrandts Verhältnis zur Bibel, die Radierungen, Urkundliches über die Zeit nach 1642 die Periode des farbigen Helldunkels, die Gemälde nach der Nachtwache und die Spätzeit. Beigefügt sind die beiden ältesten Biographien Rembrandts.

Rom. Die ständischen und sozialen Kämpfe in der römischen Republik. Von Privatdozent Dr. Leo Bloch. (Nr. 22.)

Behandelt die Sozialgeschichte Roms, soweit sie mit Rücksicht auf die die Gegenwart bewegenden Fragen von allgemeinem Interesse ist. Insbesondere gelangen die durch die Großmachtstellung Roms bedingte Entstehung neuer sozialer Unterschiede, die Herrschaft des Amtsadels und des Kapitals, auf der anderen Seite eines großstädtischen Proletariats zur Darstellung, die ein Ausblick auf die Lösung der Parteikämpfe durch die Monarchie beschließt.

Säugling. Der Säugling, seine Ernährung und seine Pflege. Von Dr. Walther Kaupe. Mit 17 Textabbildungen. (Nr. 154.)

Will der jungen Mutter oder Pflegerin in allen Fragen, mit denen sie sich im Interesse des kleinen Erdenbürgers beschäfttgen müssen, den nötigen Rat erteilen. Außer der allgemeinen geistigen und körperlichen Pflege des Kindchens wird besonders die natürliche und künstliche Ernährung behandelt und für alle diese Fälle zugleich praktische Anleitung gegeben.

Schiffahrt. Deutsche Schiffahrt und Schiffahrtspolitik der Gegenwart. Von Professor Dr. K. Thieß. (Nr. 169.)

Verfasser will weiteren Kreisen eine genaue Kenntnis unserer Schiffahrt erschließen, indem er in leicht faßlicher und doch erschöpfender Darstellung einen allgemeinen Überblick über das gesamte deutsche Schiffswesen gibt mit besonderer Berücksichtigung seiner geschichtlichen Entwicklung und seiner großen volkswirtschaftlichen Bedeutung.

Schiller. Von Professor Dr. Th. Ziegler. Mit dem Bildnis Schillers von Kügelgen in Heliogravüre. (Nr. 74.)

Gedacht als eine Einführung in das Verständnis von Schillers Werdegang und Werken, behandelt das Büchlein vor allem die Dramen Schillers und sein Leben, ebenso aber auch einzelne seiner lyrischen Gedichte und die historischen und philosophischen Studien als ein wichtiges Glied in der Kette seiner Entwicklung.

Schopenhauer. Seine Persönlichkeit, seine Lehre, seine Bedeutung. Sechs Vorträge von Oberlehrer H. Richert. Mit dem Bildnis Schopenhauers. (Nr. 81.)
Unterrichtet über Schopenhauer in seinem Werden, seinen Werken und seinem Fortwirken, in seiner historischen Bedingtheit und seiner bleibenden Bedeutung, indem es eine gründliche Einführung in die Schriften Schopenhauers und zugleich einen zusammenfassenden Überblick über das Ganze seines philosophischen Systems gibt.

Schriftwesen. Schrift- und Buchwesen in alter und neuer Zeit. Von Professor Dr. O. Weise. 2. Auflage. Mit 37 Abbildungen. (Nr. 4.)
Verfolgt durch mehr als vier Jahrtausende Schrift-, Brief- und Zeitungswesen, Buchhandel und Bibliotheken.

Schulhygiene. Von Privatdozent Dr. Leo Burgerstein. Mit einem Bildnis und 33 Figuren im Text. (Nr. 96.)
Bietet eine auf den Forschungen und Erfahrungen in den verschiedensten Kulturländern beruhende Darstellung, die ebenso die Hygiene des Unterrichts und Schullebens wie jene des Hauses, die im Zusammenhang mit der Schule stehenden modernen materiellen Wohlfahrtseinrichtungen, endlich die hygienische Unterweisung der Jugend, die Hygiene des Lehrers und die Schularztfrage behandelt.

Schulwesen (s. a. Bildungswesen; Fröbel; Hilfsschulwesen; Mädchenschule; Pädagogik). Geschichte des deutschen Schulwesens. Von Oberrealschuldirektor Dr. K. Knabe. (Nr. 85.)
Stellt die Entwicklung des deutschen Schulwesens in seinen Hauptperioden dar und bringt so Anfänge des deutschen Schulwesens, Scholastik, Humanismus, Reformation, Gegenreformation, neue Bildungsziele, Pietismus, Philanthropismus, Aufklärung, Neuhumanismus, Prinzip der allseitigen Ausbildung vermittels einer Anstalt, Teilung der Arbeit und den nationalen Humanismus der Gegenwart zur Darstellung.

——— Schulkämpfe der Gegenwart. Vorträge zum Kampf um die Volksschule in Preußen, gehalten in der Humboldt-Akademie in Berlin. Von J. Tews. (Nr. 111.)
Knapp und doch umfassend stellt der Verfasser die Probleme dar, um die es sich bei der Reorganisation der Volksschule handelt, deren Stellung zu Staat und Kirche, deren Abhängigkeit von Zeitgeist und Zeitbedürfnissen, deren Wichtigkeit für die Herausgestaltung einer volksfreundlichen Gesamtkultur scharf beleuchtet werden.

——— Volksschule und Lehrerbildung der Vereinigten Staaten in ihren hervortretenden Zügen. Reiseeindrücke. Von Direktor Dr. Franz Kuppers. Mit 48 Abbildungen im Text und einem Titelbild. (Nr. 150.)
Schildert anschaulich das Schulwesen vom Kindergarten bis zur Hochschule, überall das Wesentliche der amerikanischen Erziehungsweise (die stete Erziehung zum Leben, das Wecken des Betätigungstriebes, das Hindrängen auf praktische Verwertung usw.) hervorhebend und unter dem Gesichtspunkte der Beobachtungen an unserer schulentlassenen Jugend in den Fortbildungsschulen zum Vergleich mit der heimischen Unterrichtsweise anregend.

Seekrieg s. Kriegswesen.

Seele s. Mensch.

Sinnesleben s. Mensch.

Soziale Bewegungen (s. a. Arbeiterschutz; Frauenbewegung). Soziale Bewegungen und Theorien bis zur modernen Arbeiterbewegung. Von Professor Dr. G. Maier. 3. Auflage. (Nr. 2.)
In einer geschichtlichen Betrachtung, die mit den altorientalischen Kulturvölkern beginnt, werden an den zwei großen wirtschaftlichen Schriften Platos die Wirtschaft der Griechen,

an der Gracchischen Bewegung die der Römer beleuchtet, ferner die Utopie des Thomas Morus, andererseits der Bauernkrieg behandelt, die Bestrebungen Colberts und das Merkantilsystem, die Physiokraten und die ersten wissenschaftlichen Staatswirtschaftslehrer gewürdigt und über die Entstehung des Sozialismus und die Anfänge der neueren Handels-, Zoll- und Verkehrspolitik aufgeklärt.

Spiele s. Mathematik.

Sprache s. Muttersprache; Stimme.

Städtewesen. Die Städte. Geographisch betrachtet. Von Professor Dr. Kurt Hassert. Mit 21 Abbildungen. (Nr. 163.)

Behandelt als Versuch einer allgemeinen Geographie der Städte einen der wichtigsten Abschnitte der Siedlungskunde, erörtert die Ursache des Entstehens, Wachsens und Vergehens der Städte, charakterisiert ihre landwirtschaftliche und Verkehrs-Bedeutung als Grundlage der Großstadtbildung und schildert das Städtebild als geographische Erscheinung.

——— Deutsche Städte und Bürger im Mittelalter. Von Oberlehrer Dr. B. Heil. 2. Auflage. Mit zahlreichen Abbildungen im Text und auf 1 Doppeltafel. (Nr. 43.)

Stellt die geschichtliche Entwicklung dar, schildert die wirtschaftlichen, sozialen und staatsrechtlichen Verhältnisse und gibt ein zusammenfassendes Bild von der äußeren Erscheinung und dem inneren Leben der deutschen Städte.

——— Historische Städtebilder aus Holland und Niederdeutschland. Vorträge gehalten bei der Oberschulbehörde in Hamburg. Von Regierungs-Baumeister Albert Erbe. Mit 59 Abbildungen. (Nr. 117.)

Will dem als Zeichen wachsenden Kunstverständnisses zu begrüßenden Sinn für die Reize der alten malerischen Städtebilder durch eine mit Abbildungen reich unterstützte Schilderung der so eigenartigen und vielfachen Herrlichkeit Alt-Hollands wie Niederdeutschlands, ferner Danzigs, Lübecks, Bremens und Hamburgs nicht nur vom rein künstlerischen, sondern auch vom kulturgeschichtlichen Standpunkt aus entgegenkommen.

——— Kulturbilder aus griechischen Städten. Von Oberlehrer Dr. Erich Ziebarth. Mit 22 Abbildungen im Text und 1 Tafel. (Nr. 131.)

Sucht ein anschauliches Bild zu entwerfen von dem Aussehen einer altgriechischen Stadt und von dem städtischen Leben in ihr, auf Grund der Ausgrabungen und der inschriftlichen Denkmäler; die altgriechischen Bergstädte Thera, Pergamon, Priene, Milet, der Tempel von Didyma werden geschildert. Stadtpläne und Abbildungen suchen die einzelnen Städtebilder zu erläutern.

Stereoskop (s. a. Optik). Das Stereoskop und seine Anwendungen. Von Professor Th. Hartwig. Mit 40 Abbildungen im Text und 19 stereoskopischen Tafeln. (Nr. 135.)

Behandelt die verschiedenen Erscheinungen und praktischen Anwendungen der Stereoskopie, insbesondere die stereoskopischen Himmelsphotographien, die stereoskopische Darstellung mikroskopischer Objekte, das Stereoskop als Meßinstrument und die Bedeutung und Anwendung des Stereokomparators, insbesondere in bezug auf photogrammetrische Messungen. Beigegeben sind 19 stereoskopische Tafeln.

Stimme, die menschliche, und ihre Hygiene. Sieben volkstümliche Vorlesungen. Von Professor Dr. P. Gerber. Mit 20 Abbildungen. (Nr. 136.)

Nach den notwendigsten Erörterungen über das Zustandekommen und über die Natur der Töne wird der Kehlkopf des Menschen, sein Bau, seine Verrichtungen und seine Funktion als musikalisches Instrument behandelt; dann werden die Gesang- und die Sprechstimme, ihre Ausbildung, ihre Fehler und Erkrankungen, sowie deren Verhütung und Behandlung, insbesondere Erkältungskrankheiten, die professionelle Stimmschwäche, der Alkoholeinfluß und die Abhärtung erörtert.

Strahlen (s. a. Licht). Sichtbare und unsichtbare Strahlen. Von Professor Dr. R. Börnstein und Professor Dr. W. Marckwald. Mit 82 Abb. (Nr. 64.)

Schildert die verschiedenen Arten der Strahlen, darunter die Kathoden- und Röntgenstrahlen, die Hertzschen Wellen, die Strahlungen der radioaktiven Körper (Uran und Radium) nach ihrer Entstehung und Wirkungsweise, unter Darstellung der charakteristischen Vorgänge der Strahlung.

Süßwasser-Plankton s. Plankton.

Technik (s. a. Automobil; Beleuchtungsarten; Dampf; Eisenbahnen; Eisenhüttenwesen; Elektrotechnik; Funkentelegraphie; Ingenieurtechnik; Metalle; Mikroskop; Post; Rechtsschutz; Stereoskop; Wärmekraftmaschinen). Am sausenden Webstuhl der Zeit. Übersicht über die Wirkungen der Entwicklung der Naturwissenschaften und der Technik auf das gesamte Kulturleben. Von Geh. Regierungsrat Professor Dr. W. Launhardt. 2. Auflage. Mit 16 Abbildungen im Text und auf 5 Tafeln. (Nr. 23.)

Ein geistreicher Rückblick auf die Entwicklung der Naturwissenschaften und der Technik, der die Weltwunder unserer Zeit verdankt werden.

Tee s. Kaffee.

Telegraphie s. Funkentelegraphie.

Theater (s. a. Drama). Das Theater. Sein Wesen, seine Geschichte, seine Meister. Von Professor Dr. K. Borinski. Mit 8 Bildnissen. (Nr. 11.)

Begreift das Drama als ein Selbstgericht des Menschentums und charakterisiert die größten Dramatiker der Weltliteratur bei aller Knappheit liebevoll und geistvoll, wobei es die dramatischen Meister der Völker und Zeiten tunlichst selbst reden läßt.

Theologie s. Bibel; Christentum; Jesus; Palästina; Religion.

Tierleben (s. a. Ameise; Mensch und Tier; Plankton). Die Beziehungen der Tiere zueinander und zur Pflanzenwelt. Von Professor Dr. K. Kraepelin. (Nr. 79.)

Stellt in großen Zügen eine Fülle wechselseitiger Beziehungen der Organismen zueinander dar. Familienleben und Staatenbildung der Tiere, wie die interessanten Beziehungen der Tiere und Pflanzen zueinander werden geschildert.

——— Tierkunde. Eine Einführung in die Zoologie. Von Privatdozent Dr. Kurt Hennings. Mit 34 Abbildungen. (Nr. 142.)

Will die Einheitlichkeit des gesamten Tierreiches zum Ausdruck bringen, Bewegung und Empfindung, Stoffwechsel und Fortpflanzung als die charakterisierenden Eigenschaften aller Tiere darstellen und sodann die Tätigkeit des Tierleibes aus seinem Bau verständlich machen, wobei der Schwerpunkt der Darstellung auf die Lebensweise der Tiere gelegt ist. So werden nach einem Vergleich der drei Naturreiche die Bestandteile des tierischen Körpers behandelt, sodann ein Überblick über die sieben großen Kreise des Tierreiches gegeben, ferner Bewegung und Bewegungsorgane, Aufenthaltsort, Bewußtsein und Empfindung, Nervensystem und Sinnesorgane, Stoffwechsel, Fortpflanzung und Entwicklung erörtert.

——— Zwiegestalt der Geschlechter in der Tierwelt (Dimorphismus). Von Dr. Friedrich Knauer. Mit 37 Abbildungen. (Nr. 148.)

Zeigt, von der ungeschlechtlichen Fortpflanzung zahlreicher niederster Tiere ausgehend, wie sich aus diesem Hermaphroditismus allmählich die Zweigeschlechtigkeit herausgebildet hat und sich bei verschiedenen Tierarten zu auffälligstem geschlechtlichem Dimorphismus entwickelt, an interessanten Fällen solcher Verschiedenheit zwischen Männchen und Weibchen, wobei vielfach die Brutpflege in der Tierwelt und das Verhalten der Männchen zu derselben erörtert wird.

Tierleben. Die Tierwelt des Mikroskops (die Urtiere). Von Privatdozent Dr. Richard Goldschmidt. Mit 39 Abbildungen. (Nr. 160.)

Bietet nach dem Grundsatz, daß die Kenntnis des Einfachen grundlegend zum Verständnis des Komplizierten ist, eine einführende Darstellung des Lebens und des Baues der Urtiere, dieses mikroskopisch kleinen, formenreichen, unendlich zahlreichen Geschlechtes der Tierwelt und stellt nicht nur eine anregende und durch Abbildungen instruktive Lektüre dar, sondern vermag namentlich auch zu eigener Beobachtung der wichtigen und interessanten Tatsachen vom Bau und aus dem Leben der Urtiere anzuregen.

——— Lebensbedingungen und Verbreitung der Tiere. Von Professor Dr. Otto Maas. Mit Karten und Abbildungen. (Nr. 139.)

Lehrt das Verhältnis der Tierwelt zur Gesamtheit des Lebens auf der Erde verständnisvoll ahnen, zeigt die Tierwelt als einen Teil des organischen Erdganzen, die Abhängigkeit der Verbreitung des Tieres nicht nur vor dessen Lebensbedingungen, sondern auch von der Erdgeschichte, ferner von Nahrung, Temperatur, Licht, Luft, Feuchtigkeit und Vegetation, wie von dem Eingreifen des Menschen und betrachtet als Ergebnis an der Hand von Karten die geographische Einteilung der Tierwelt auf der Erde nach besonderen Gebieten.

Tuberkulose. Die Tuberkulose, ihr Wesen, ihre Verbreitung, Ursache, Verhütung und Heilung. Für die Gebildeten aller Stände gemeinfaßlich dargestellt von Oberstabsarzt Dr. W. Schumburg. Mit 1 Tafel und 8 Figuren im Text. (Nr. 47.)

Schildert nach einem Überblick über die Verbreitung der Tuberkulose das Wesen derselben, beschäftigt sich eingehend mit dem Tuberkelbazillus, bespricht die Maßnahmen, durch die man ihn von sich fernhalten kann, und erörtert die Fragen der Heilung der Tuberkulose, vor allem die hygienisch-diätetische Behandlung in Sanatorien und Lungenheilstätten.

Turnen s. Leibesübungen.

Verfassung (s. a. Fürstentum). Grundzüge der Verfassung des Deutschen Reiches. Sechs Vorträge von Professor Dr. E. Loening. 2. Aufl. (Nr. 34.)

Beabsichtigt in gemeinverständlicher Sprache in das Verfassungsrecht des Deutschen Reiches einzuführen, soweit dies für jeden Deutschen erforderlich ist, und durch Aufweisung des Zusammenhanges sowie durch geschichtliche Rückblicke und Vergleiche den richtigen Standpunkt für das Verständnis des geltenden Rechtes zu gewinnen.

Verkehrsentwicklung (s. a. Automobil; Eisenbahnen; Funkentelegraphie; Post; Technik). Verkehrsentwicklung in Deutschland. 1800—1900. Vorträge über Deutschlands Eisenbahnen und Binnenwasserstraßen, ihre Entwicklung und Verwaltung, sowie ihre Bedeutung für die heutige Volkswirtschaft von Professor Dr. W. Lotz. 2. Auflage. (Nr. 15.)

Gibt nach einer kurzen Übersicht über die Hauptfortschritte in den Verkehrsmitteln und deren wirtschaftliche Wirkungen eine Geschichte des Eisenbahnwesens, schildert den heutigen Stand der Eisenbahnverfassung, das Güter- und das Personentarifwesen, die Reformversuche und die Reformfrage, ferner die Bedeutung der Binnenwasserstraßen und endlich die Wirkungen der modernen Verkehrsmittel.

Versicherung (s. a. Arbeiterschutz). Grundzüge des Versicherungswesens. Von Professor Dr. A. Manes. (Nr. 105.)

Behandelt sowohl die Stellung der Versicherung im Wirtschaftsleben, die Entwicklung der Versicherung, die Organisation ihrer Unternehmungsformen, den Geschäftsgang eines Versicherungsbetriebs, die Versicherungspolitik, das Versicherungsvertragsrecht und die Versicherungswissenschaft, als die einzelnen Zweige der Versicherung, wie Lebensversicherung, Unfallversicherung, Haftpflichtversicherung, Transportversicherung, Feuerversicherung, Hagelversicherung, Viehversicherung, kleinere Versicherungszweige, Rückversicherung.

Volkslied. Das deutsche Volkslied. Über Wesen und Werden des deutschen Volksgesanges. Von Privatdozent Dr. J. W. Bruinier. 2. Auflage. (Nr. 7.)

Handelt in schwungvoller Darstellung vom Wesen und Werden des deutschen Volksgesanges, unterrichtet über die deutsche Volksliederpflege in der Gegenwart, über Wesen und Ursprung des deutschen Volksgesanges, Skop und Spielmann, Geschichte und Mär, Leben und Liebe.

Volksschule s. Schulwesen.

Volksstämme. Die deutschen Volksstämme und Landschaften. Von Professor Dr. O. Weise. 3. Auflage. Mit 29 Abbildungen im Text und auf 15 Tafeln. (Nr. 16.)

Schildert, durch eine gute Auswahl von Städte-, Landschafts- und anderen Bildern unterstützt, die Eigenart der deutschen Gaue und Stämme, die charakteristischen Eigentümlichkeiten der Landschaft, den Einfluß auf das Temperament und die geistige Anlage der Menschen, die Leistungen hervorragender Männer, Sitten und Gebräuche, Sagen und Märchen, Besonderheiten in der Sprache und Hauseinrichtung u. a. m.

Volkswirtschaftslehre s. Amerika; Arbeiterschutz; Bevölkerungslehre; Frauenbewegung; Japan; Soziale Bewegungen; Verkehrsentwicklung; Versicherung; Wirtschaftsgeschichte.

Wald. Der deutsche Wald. Von Professor Dr. Hans Hausrath. Mit 15 Textabbildungen und 2 Karten. (Nr. 153.)

Schildert unter besonderer Berücksichtigung der geschichtlichen Entwicklung die Lebensbedingungen und den Zustand unseres deutschen Waldes, die Verwendung seiner Erzeugnisse, sowie seine günstige Einwirkung auf Klima, Fruchtbarkeit, Sicherheit und Gesundheit des Landes und erörtert zum Schlusse die Pflege des Waldes und die Aufgaben seiner Eigentümer, ein Büchlein also für jeden Waldfreund.

Warenzeichenrecht s. Gewerbe.

Wärme s. Chemie.

Wärmekraftmaschinen (s. a. Dampf). Einführung in die Theorie und den Bau der neueren Wärmekraftmaschinen (Gasmaschinen). Von Professor Dr. Richard Vater. 2. Auflage. Mit 34 Abbildungen. (Nr. 21.)

Will Interesse und Verständnis für die immer wichtiger werdenden Gas-, Petroleum- und Benzinmaschinen erwecken. Nach einem einleitenden Abschnitte folgt eine kurze Besprechung der verschiedenen Betriebsmittel, wie Leuchtgas, Kraftgas usw., der Viertakt- und Zweitaktwirkung, woran sich dann das Wichtigste über die Bauarten der Gas-, Benzin-, Petroleum- und Spiritusmaschinen sowie eine Darstellung des Wärmemotors Patent Diesel anschließt.

——— Neuere Fortschritte auf dem Gebiete der Wärmekraftmaschinen. Von Professor Dr. Richard Vater. Mit 48 Abbildungen. (Nr. 86.)

Ohne den Streit, ob „Lokomobile oder Sauggasmaschine", „Dampfturbine oder Großgasmaschine", entscheiden zu wollen, behandelt Verfasser die einzelnen Maschinengattungen mit Rücksicht auf ihre Vorteile und Nachteile, wobei im zweiten Teil der Versuch unternommen ist, eine möglichst einfache und leichtverständliche Einführung in die Theorie und den Bau der Dampfturbine zu geben.

Wasser s. Chemie.

Weltall (s. a. Astronomie). Der Bau des Weltalls. Von Professor Dr. J. Scheiner. 2. Auflage. Mit 24 Figuren im Text und auf einer Tafel. (Nr. 24.)

Stellt nach einer Einführung in die wirklichen Verhältnisse von Raum und Zeit im Weltall dar, wie das Weltall von der Erde aus erscheint, erörtert den inneren Bau des Weltalls, d. h. die Struktur der selbständigen Himmelskörper und schließlich die Frage über die äußere Konstitution der Fixsternwelt.

Weltanschauung (s. a. Kant; Menschenleben; Philosophie; Weltproblem). Die Weltanschauungen der großen Philosophen der Neuzeit. Von Professor Dr. L. Busse. 2. Auflage. (Nr. 56.)

Will mit den bedeutendsten Erscheinungen der neueren Philosophie bekannt machen; die Beschränkung auf die Darstellung der großen klassischen Systeme ermöglicht es, die beherrschenden und charakteristischen Grundgedanken eines jeden scharf herauszuarbeiten und so ein möglichst klares Gesamtbild der in ihm enthaltenen Weltanschauung zu entwerfen.

Weltäther s. Moleküle.

Welthandel. Geschichte des Welthandels. Von Oberlehrer Dr. Max Georg Schmidt. (Nr. 118.)

Eine zusammenfassende Übersicht der Entwickelung des Handels führt von dem Altertum an über das Mittelalter, in dem Konstantinopel, seit den Kreuzzügen Italien und Deutschland den Weltverkehr beherrschen, zur Neuzeit, die mit der Auffindung des Seewegs nach Indien und der Entdeckung Amerikas beginnt und bis zur Gegenwart, in der auch der deutsche Kaufmann nach dem alten Hansawort „Mein Feld ist die Welt" den ganzen Erdball erobert.

Weltproblem (s. a. Philosophie; Weltanschauung). Das Weltproblem von positivistischem Standpunkte aus. Von Privatdozent Dr. J. Petzoldt. (Nr. 133.)

Sucht die Geschichte des Nachdenkens über die Welt als eine sinnvolle Geschichte von Irrtümern psychologisch verständlich zu machen im Dienste der von Schuppe, Mach und Avenarius vertretenen Anschauung, daß es keine Welt an sich, sondern nur eine Welt für uns gibt. Ihre Elemente sind nicht Atome oder sonstige absolute Existenzen, sondern Farben-, Ton-, Druck-, Raum-, Zeit- usw. Empfindungen. Trotzdem aber sind die Dinge nicht bloß subjektiv, nicht bloß Bewußtseinserscheinungen, vielmehr müssen die aus jenen Empfindungen zusammengesetzten Bestandteile unserer Umgebung fortexistierend gedacht werden, auch wenn wir sie nicht mehr wahrnehmen.

Wetter. Wind und Wetter. Fünf Vorträge über die Grundlagen und wichtigeren Aufgaben der Meteorologie. Von Professor Dr. Leonh. Weber. Mit 27 Figuren im Text und 3 Tafeln. (Nr. 55.)

Schildert die historischen Wurzeln der Meteorologie, ihre physikalischen Grundlagen und ihre Bedeutung im gesamten Gebiete des Wissens, erörtert die hauptsächlichsten Aufgaben, die dem ausübenden Meteorologen obliegen, wie die praktische Anwendung in der Wettervorhersage.

Wirtschaftsgeschichte (s. a. Amerika; Eisenbahnen; Geographie; Handwerk; Japan; Rom; Soziale Bewegungen; Verkehrsentwicklung). Die Entwicklung des deutschen Wirtschaftslebens im 19. Jahrhundert. Von Professor Dr. L. Pohle. (Nr. 57.)

Gibt in gedrängter Form einen Überblick über die gewaltige Umwälzung, die die deutsche Volkswirtschaft im letzten Jahrhundert durchgemacht hat: die Umgestaltung der Landwirtschaft; die Lage von Handwerk und Hausindustrie; die Entstehung der Großindustrie mit ihren Begleiterscheinungen; Kartellbewegung und Arbeiterfrage; die Umgestaltung des Verkehrswesens und die Wandlungen auf dem Gebiete des Handels.

Wirtschaftsgeschichte. Deutsches Wirtschaftsleben. Auf geographischer Grundlage geschildert von Prof. Dr. Chr. Gruber. Mit 4 Karten. (Nr. 42.)

Beabsichtigt, ein gründliches Verständnis für den sieghaften Aufschwung unseres wirtschaftlichen Lebens seit der Wiederaufrichtung des Reichs herbeizuführen und darzulegen, inwieweit sich Produktion und Verkehrsbewegung auf die natürlichen Gelegenheiten, die geographischen Vorzüge unseres Vaterlandes stützen können und in ihnen sicher verankert liegen.

——— Wirtschaftliche Erdkunde. Von Professor Dr. Chr. Gruber. (Nr. 122.)

Will die ursprünglichen Zusammenhänge zwischen der natürlichen Ausstattung der einzelnen Länder und der wirtschaftlichen Kraftäußerung ihrer Bewohner klar machen und das Verständnis für die wahre Machtstellung der einzelnen Völker und Staaten eröffnen. Das Weltmeer als Hochstraße des Weltwirtschaftsverkehrs und als Quelle der Völkergröße, — die Landmassen als Schauplatz alles Kulturlebens und der Weltproduktion, — Europa nach seiner wirtschaftsgeographischen Veranlagung und Bedeutung, — die einzelnen Kulturstaaten nach ihrer wirtschaftlichen Entfaltung (viele geistreiche Gegenüberstel'ungen!): all dies wird in anschaulicher und großzügiger Weise vorgeführt.

Zoologie s. Ameisen; Tierleben.

Übersicht nach den Autoren.

Abel, Chemie in Küche und Haus.
Abelsdorff, Das Auge.
Ahrens, Mathematische Spiele.
Alkoholismus, der, seine Wirkungen und seine Bekämpfung. 3 Bände.
Auerbach, Die Grundbegriffe der modernen Naturlehre.
Biedermann, Die technische Entwickl. der Eisenbahnen der Gegenwart.
Biernacki, Die moderne Heilwissenschaft.
Blau, Das Automobil.
Bloch, Die ständischen u. sozialen Kämpfe.
Blochmann, Luft, Wasser, Licht u. Wärme.
— Grundlagen der Elektrotechnik.
Boehmer, Jesuiten.
Boehmer, Luther im Lichte der neueren Forschungen.
Bongardt, Die Naturwissenschaften im Haushalt. 2 Bändchen.
Bonhoff, Jesus und seine Zeitgenossen.
Borinski, Das Theater.
Börnstein und Marckwald, Sichtbare und unsichtbare Strahlen.
Braasch, Religiöse Strömungen.
Bruinier, Das deutsche Volkslied.
Brüsch, Die Beleuchtungsarten der Gegenwart.
Buchner, 8 Vorträge a. d. Gesundheitslehre.
Burgerstein, Schulhygiene.
Bürkner, Kunstpflege in Haus u. Heimat.
Busse, Weltanschauung. d. gr. Philosoph.
Crantz, Arithmetik und Algebra. I.
Daeneli, Geschichte der Ver. Staaten von Amerika.
v. Duhn, Pompeji.
Eckstein, Der Kampf zwischen Mensch und Tier.
Erbe, Hist. Städtebilder aus Holland und Niederdeutschland.
Flügel, Herbarts Lehren und Leben.
Franz, Der Mond.
Frech, Aus der Vorzeit der Erde.
Frentzel, Ernähr. u. Volksnahrungsmittel.
Fried, Die moderne Friedensbewegung.
Geffcken, A. d. Werdezeit d. Christentums.
Gerber, Die menschliche Stimme.
Giesebrecht, Die Grundzüge der israelitischen Religionsgeschichte.
Giesenhagen, Unsere wichtigsten Kulturpflanzen.

Aus Natur und Geisteswelt.

Jedes Bändchen geheftet 1 Mk., geschmackvoll gebunden 1 Mk. 25 Pfg.

Goldschmidt, Die Tierwelt d. Mikroskops.
Graetz, Licht und Farben.
Graul, Ostasiatische Kunst.
Gruber, Deutsches Wirtschaftsleben.
Gruber, Wirtschaftliche Erdkunde.
Günther, Das Zeitalter der Entdeckungen.
Hahn, Die Eisenbahnen.
v. Hansemann, Der Aberglaube in der Medizin.
Hartwig, Das Stereoskop.
Hassert, Die Polarforschung.
Hassert, Die deutschen Städte.
Haushofer, Bevölkerungslehre.
Hausrath, Der deutsche Wald.
Heigel, Politische Hauptströmungen in Europa im 19. Jahrh.
Heil, D. Städte u. Bürger im Mittelalter.
Heilborn, Die deutschen Kolonien. (Land und Leute.)
Heilborn, Der Mensch.
Hennig, Einführung in das Wesen der Musik.
Hennings, Tierkunde. Eine Einführung in die Zoologie.
Hesse, Abstammungslehre u. Darwinismus.
Hubrich, Deutsches Fürstentum und deutsches Verfassungswesen.
Janson, Meeresforschung u. Meeresleben.
Ilberg, Geisteskrankheiten.
Kaupe, Der Säugling.
Kautzsch, Die deutsche Illustration.
Kirchhoff, Mensch und Erde.
Knabe, Geschichte d. deutsch. Schulwesens.
Knauer, Zwiegestalt der Geschlechter in der Tierwelt.
Knauer, Die Ameisen.
Kohler, Moderne Rechtsprobleme.
Kraepelin, Die Beziehungen der Tiere zueinander.
Krebs, Haydn, Mozart, Beethoven.
Kreibig, Die fünf Sinne des Menschen.
Külpe, Die Philosophie der Gegenwart.
Külpe, Immanuel Kant.
Küster, Vermehrung und Sexualität bei den Pflanzen.
Kuppers, Volksschule und Lehrerbildung der Ver. Staaten.
Laughlin, Aus dem amerikanischen Wirtschaftsleben.
Launhardt, Am sausenden Webstuhl der Zeit.
Leick, Krankenpflege.
Loening, Grundzüge der Verfassung des Deutschen Reiches.
Lotz, Verkehrsentwcklg. i. Dtschl. 1800–1900.
Luschin von Ebengreuth, Die Münze.
Maas, Lebensbedingungen der Tiere.
Maier, Soziale Bewegungen u. Theorien.
von Maltzahn, Der Seekrieg.
Manes, Grundzüge d. Versicherungswes.
Maennel, Vom Hilfsschulwesen.
Martin, Die höh. Mädchenschule in Dtschld.
Matthaei, Deutsche Baukunst i. Mittelalt.
Mehlhorn, Wahrheit und Dichtung im Leben Jesu.
Merckel, Bilder aus der Ingenieurtechnik.
Merckel, Schöpfungen der Ingenieurtechnik der Neuzeit.
Meringer, Das deutsche Haus und sein Hausrat.
Mie, Moleküle — Atome — Weltäther.
Miehe, Die Erscheinungen des Lebens.
von Negelein, Germ. Mythologie.
Oppenheim, Das astronomische Weltbild im Wandel der Zeit.
Otto, Das deutsche Handwerk.
Otto, Deutsches Frauenleben.
Pabst, Die Knabenhandarbeit.
Paulsen, Das deutsche Bildungswesen.
Petersen, Öffentliche Fürsorge für die hilfsbedürftige Jugend.
Petzoldt, Das Weltproblem.
Pfannkuche, Religion u. Naturwissensch.
Pischel, Leben und Lehre des Buddha.
Pohle, Entwicklung des deutschen Wirtschaftslebens im 19. Jahrhundert.
von Portugall, Friedrich Fröbel.
Potti, Der Text des Neuen Testaments nach seiner geschichtl. Entwicklung.
Ranck, Kulturgeschichte des deutschen Bauernhauses.
Rathgen, Die Japaner.
Rehmke, Die Seele des Menschen.
Reukauf, Die Pflanzenwelt d. Mikroskops.
Richert, Schopenhauer.
Richter, Einführung in die Philosophie.
von Rohr, Optische Instrumente.
Sachs, Bau und Tätigkeit des menschlichen Körpers.
Scheffer, Das Mikroskop.
Scheid, Die Metalle.
Scheiner, Der Bau des Weltalls.
Schirmacher, Die mod. Frauenbewegung.
Schmidt, Gesch. des Welthandels.
Schubring, Rembrandt.
Schumburg, Die Tuberkulose.
Schwemer, Restauration und Revolution.
Schwemer, Die Reaktion u. die neue Ära.
Schwemer, Vom Bund zum Reich.
von Soden, Palästina.
von Sothen, D. Kriegswesen i. 19. Jahrh.
Spiro, Geschichte der Musik.
Stein, Die Anfänge der menschl. Kultur.
Steinhausen, Germanische Kultur in der Urzeit.
Sticher, Eine Gesundheitslehre für Frauen.
Teichmann, Der Befruchtungsvorgang.
Tews, Schulkämpfe der Gegenwart.
Tews, Mod. Erziehung in Haus u. Schule.
Thieß, Deutsche Schiffahrt.

Aus Natur und Geisteswelt.

Jedes Bändchen geheftet 1 Mk., geschmackvoll gebunden 1 Mk. 25 Pfg.

Thurn, Die Funkentelegraphie,
Tolksdorf, Gewerblicher Rechtsschutz in Deutschland.
Uhl, Entsteh. u. Entwickl. uns. Muttersprache.
Unold, Aufgab. u. Ziele d. Menschenlebens.
Vater, Theorie u. Bau der neueren Wärmekraftmaschinen. — Die neueren Fortschritte auf dem Gebiete der Wärmekraftmaschinen. — Dampf u. Dampfmaschine.
Voges, Der Obstbau.
Volbehr, Bau u. Leben d. bildenden Kunst.
Wahrmund, Ehe und Eherecht.
Weber, Wind und Wetter.
Weber, Von Luther zu Bismarck. 2 Bdch.
Wedding, Eisenhüttenwesen.
Weinel, Die Gleichnisse Jesu.
Weise, Schrift- und Buchwesen in alter und neuer Zeit.
Weise, Die d. Volksstämme u. Landschaft.
Wieler, Kaffee, Tee, Kakao und die übrigen narkotischen Aufgußgetränke.
Wilbrandt, Die Frauenarbeit.
Wislicenus, Der Kalender.
Witkowski, Das d. Drama d. XIX. Jahrh.
Wustmann, Albrecht Dürer.
Zacharias, Süßwasserplankton.
Zander, Nervensystem. — Leibesübungen.
Ziebarth, Kulturbilder aus griechischen Städten.
Ziegler, Allgem. Pädagogik. — Schiller.
v. Zwiedineck-Südenhorst, Arbeiterschutz und Arbeiterversicherung.

Es werden folgen:

Alt, Physik der Kälte.
Anselmino, Das Wasser.
Arndt, Deutschlands Stellung in der Weltwirtschaft.
Auhagen, Agrarpolitische Zeitfragen.
Backhaus, Die Milch.
Bardeleben, Die menschliche Anatomie.
Barnick, Erforschung und künstliche Herstellung der Stoffe des Pflanzen- und Tierreichs.
Bendix, Geldmarkt.
Bitterauf, Die franz. Revolution.
— Napoleon und seine Zeit.
— Friedrich der Große.
Bock, Zeitmesser.
Böckel, Die deutsche Volkssage.
Börnstein, Wärmelehre.
Brandenburger, Deutschland u. Polen in ihren geschichtlichen Beziehungen.
Braun, Ethik.
Buchgewerbe und die Kultur. (Vorträge von: Focke, Hermelink, Kautzsch, Wäntig, Witkowski und Wuttke.)
Buchka, Geschichte der Chemie.
Buhl, Kultur des Islams.
Claasen, Deutsche Landwirtschaft.
Cohn, Führende Denker.
Cornils, Einführung in das Studium der Theologie.
Dähnhardt, Das Märchen.
Dippe, Die Hygiene des täglichen Lebens.
Doren, Die Hansa und die Entwickelung der deutschen Seemacht.
Eckert, Kolonialpolitik.
Endell, Städtebau.
Feßler, Die neueren Fortschritte der Chirurgie.
Fitzner, Allgemeine Völkerkunde.
Franke, Geschichte des deutschen Gefühls.
Fried, Internationales Leben der Gegenwart.
Friedrich, Die wirtschaftlichen Verhältnisse Asiens.
Fritz, Das moderne Volksbildungswesen.
Gaehde, Das Theater.
Gaupp, Kinderpsychologie.
Geffken, Grundzüge des Völkerrechts.
Gisevius, Die Pflanzen.
Graul, Die Entwickelung der deutschen Malerei im 19. Jahrhundert.
Gutzeit, Die Bakterien.
Haendke, Die deutsche Kunst im täglichen Leben.
Haguenin, Hauptströmungen der französischen Literatur.
v. Halle, Truste und Kartelle.
Heinrici, Recht und Rechtspflege in Deutschland.
Hellwig, Verbrechen und Aberglaube.
Hensel, Rousseau.
Hoffmann, Die europäischen Sprachen.
Jacob, Einleitung in das Studium der Geschichte.
Jaeschke, Dante.
Jhering, Wasserkraftmaschinen.
Jiriczek, Geschichte der engl. Dichtung.
Istel, Die musikalische Romantik in Deutschland.
— Das Kunstwerk Wagners.
Kahle, Ibsen, Björnson und ihre Zeitgenossen.
Kautzsch, Die Krebskrankheit.
Kirn, Die sittlichen Lebensanschauungen der Gegenwart.
Knabe, Das deutsche Schulwesen der Gegenwart.

Aus Natur und Geisteswelt.

Jedes Bändchen geheftet 1 Mk., geschmackvoll gebunden 1 Mk. 25 Pfg.

Köhler, Aufklärung.
Krumm, Das Drama.
Kühne, Geschichte der Freiheitskriege.
Kümmel, Photochemie.
Lampert, Welt der Organismen.
Landauer, Talmud.
Landsberg, Biologie.
Langenbeck, Englands Weltmacht.
Lehmann, Mystik.
— Die tierische Form in Beziehung zur Lebensweise der Tiere.
Lehmann-Haupt, Die babylonische Kultur.
— Schliemanns Ausgrabungen.
Lehner, Römische Kultur in Deutschland.
Leser, Börse und Börsengeschäfte.
Louis, Liszt und Berlioz.
Lyon, Einführung in die deutsche Sprach- und Literatur-Forschung.
Maas, Die geistige Entwickelung des Kindes.
Marcuse, Praktische Himmelskunde.
Matthäi, Die deutsche Baukunst vom 15. Jahrhundert bis zur Gegenwart.
May, Gesteinsbildende Tiere.
Mayer, Geschichte des westeuropäischen Beamtentums.
Menzer, Grundzüge der Ästhetik.
Meyer, Der Krieg im Zeitalter des Verkehrs.
— Das Neue Testament.
Meyer, R. M., Neuzeitliche Meister der Weltliteratur.
Mielke, Das deutsche Dorf.
Mollwo, Die deutschen Erwerbsgesellschaften.
Morgenroth, Die Statistik.
Most, Die Boden- und Wohnungsfrage.
Müller, Methoden der Physiologie.
— Die chemische Industrie.
Müller, S., Amerikanische technische Hochschulen.
Natorp, Pestalozzi.
Neurath, Antike Wirtschaftsgeschichte.
Ohr, Staat und Kirche im Mittelalter.
Oppenheim, Die Probleme der neueren Astronomie.
Peter, Die Planeten.
Pinder, Einführung in das Studium der Kunstgeschichte.
Pöschel, Die Luftschiffahrt.
Potonié, Morphologie der Pflanzen.
Rehm, Deutsche Volksfeste und Volkssitten.
Reukauf, Die Pflanzenwelt des Mikroskops.
Richert, Einleitung in das Studium der Philosophie.
Riemann, Geschichte des deutschen Romans.
Rietsch, Die Grundlagen der Tonkunst.
Rosin, Herz, Blutgefäße, Blut und deren Erkrankungen.
Sallwürk, Einleitung in die wissenschaftliche Pädagogik.
Salomon, Die politische und kulturelle Entwickelung Rußlands.
Saenger, Das englische Kulturleben der Gegenwart.
v. Scala, Die Entwickelung des griechischen Volkes.
Scheibe, Die Minerale.
Scheler, Erkenntnislehre.
Schmidt, Bedeutung der Seemacht in der neueren Geschichte.
Schöne, Politische Geographie.
Schulz, Antike Wirtschaft, Technik und Kultur.
Schwarz, Allgemeine Finanzverwaltung.
Sieger, Der moderne Begriff der Nation.
— Shakespeare.
Solmsen, Die russische Literatur des 19. Jahrhunderts.
Spiro, Antikes Leben im Liede.
Steindorf, Kultur des alten Ägyptens.
Steinmann, Die Eiszeit und der urgeschichtliche Mensch.
Stöcker, Die Frau und die moderne Kultur.
Strauß, Mietrecht.
Thieß, Zeitungswesen.
Thumb, Die Völker der Balkanhalbinsel.
Tobler, Kolonialbotanik.
Troeltsch, Einführung in die Arbeiterfrage.
Trömner, Suggestion und Hypnotismus.
Trüper, Die Charakterfehler im Kindes- und Jugendalter.
Überschaer, Die deutsche Zollpolitik.
Unger, Das Buch und seine Herstellung.
Vater, Maschinenkunde.
Verworn, Mechanik des Geisteslebens.
Vischer, Paulus.
Vogt, Deutsches Vogelleben.
Vollers, Weltreligionen.
Walzel, Geschichte der deutschen Romantik.
Weber, Probleme der großindustriellen Entwickelung.
Weinstein, Entstehung der Welt und der Erde.
Wendscher, Goethes Welt- und Lebensanschauung.
Wentscher, Geschichte und Kritik des Materialismus.
Wernicke, Ansteckende Volkskrankheiten.
Wiedenfeld, Verkehrswesen.
— Die Seehafen des Weltverkehrs.
Wobbermin, Wesen und Wahrheit der Religion.
Zur Straßen, Seelenleben der Tiere.

Aus deutscher Wissenschaft u. Kunst.

Die Sammlung soll dazu dienen, alle, die bestrebt sind, ihre Bildung zu erweitern, in die Lektüre wissenschaftlicher Werke einzuführen. Aus geisteswissenschaftlichen, naturwissenschaftlichen, religiösen und philosophischen Werken wird eine Auslese getroffen, die geeignet ist, in die wichtigsten Fragen auf den einzelnen Gebieten einzuführen, den Weg zu den Quellen zu weisen und zugleich die Kunstformen der Darstellung in Musterbeispielen zu zeigen. Die Erläuterungen räumen unter Beiseitelassen unnötiger Gelehrsamkeit und auf das knappste Maß beschränkt, nur solche Schwierigkeiten aus dem Wege, die eine unbefangene und rasche Aufnahme der Lektüre verhindern. Zunächst erschienen folgende Bändchen:

Zur Geschichte der deutschen Literatur. Proben literar-historischer Darstellung für Schule und Haus ausgewählt und erläutert von Dr. R. Wessely. geb. M. 1.20.

Inhalt: Vogt, Der Heliand. Uhland, Walther von der Vogelweide. v. Treitschke, Die neue Literatur. Gervinus, Lessing. Hettner, Herder. Bielschowsky, Goethe und Schiller. Bellermann, Schillers Don Carlos. Brahm, Kleists Hermannsschlacht. Scherer, Grillparzer. Mayne, Mörike als Lyriker. Schmidt, Gustav Freytag.

Zur Kunst. Ausgewählte Stücke moderner Prosa zur Kunstbetrachtung und zum Kunstgenuß herausgegeben von Dr. M. Spanier. Mit Einleitung, Anmerkungen und Bilderanhang. geb. M. 1.20.

Inhalt: Avenarius, Kunstgenuß und helfendes Wort. Avenarius, Rethel: Der Tod als Freund. v. Seidlitz, Deutsche Kunst. Springer, Albrecht Dürers Phantasiekunst: Ritter, Tod und Teufel. Hirth, Malerische Auffassungen und Techniken des Mittelalters und der Renaissance. Hirth, Das Natürliche in der Kunst. Lichtwark, Rembrandt: Der blinde Tobias. Lichtwark, Rembrandts Haus. Furtwängler, Medusa. Urlichs, Die Laokoongruppe. Bürkner, Gotische Schmuckformen. Borrmann, Andreas Schlüter. Bayersdorfer, Zur Charakteristik Michelangelos Bayersdorfer, Über Kunst. (Aphorismen.) Wölfflin, Die Teppichkartons Raffaels: Der wunderbare Fischzug. Justi, Velazquez: Die Übergabe von Breda. Schultze-Naumburg, Vom Bauernhaus. Gurlitt, Sachlicher Stil im Gewerbe. Gurlitt, Was will die Hellmalerei? Brinckmann, Meißner Porzellan. Floercke, Etwas über Böcklin. Thoma, Ansprache an die Freunde bei Gelegenheit seines 60. Geburtstages.

Zur Geschichte. Proben von Darstellungen aus der deutschen Geschichte für Schule und Haus ausgewählt und erläutert von Dr. W. Scheel. geb. M. 1.20.

Inhalt: Mommsen, Kelten und Germanen vor Cäsar. Brunner, Kriegswesen und Gefolgschaft. Freytag, Karl der Große. v. Giesebrecht, Gründung des Deutschen Reichs durch Heinrich I. v. Kugler, Der Kreuzzug Kaiser Friedrichs I. v. Below, Die Stadtverwaltung in ihrer Beziehung zu Handel und Gewerbe. Schäfer, Die Hanse. Lamprecht, Entwicklung der ritterlichen Gesellschaft. v. Treitschke, Luther und die deutsche Nation. v. Ranke, Die Epoche der Reformation und der Religionskriege. Schiller, Die Schlacht bei Lützen. Droysen, Fehrbellin. Friederich, Blücher und Gneisenau. v. Moltke, Schlacht bei Vionville — Mars la Tour (16. August). Marcks, Kaiser Wilhelm I. Anhänge.

Zur Erdkunde. Proben erdkundlicher Darstellung für Schule und Haus ausgewählt und erläutert von Dr. F. Lampe. geb. M. 1.20.

Inhalt: v. Humboldt, Über die Wasserfälle des Orinoko bei Atures und Maypures. Ritter, Aus der Einleitung zur „Erdkunde im Verhältnis zur Natur und zur Geschichte des Menschen oder allgemeine vergleichende Geographie". Peschel, Der Zeitraum der großen Entdeckungen. Barth, Reise in Adamaua, Entdeckung des Benué. v. Richthofen, Aus China. v. Drygalski, Die deutsche Südpolarexpedition. Kirchhoff, Das Meer im Leben der Völker. Ratzel, Deutschlands Lage und Raum. Partsch, Das niederrheinische Gebirge, seine Täler und seine Tieflandbucht. v. d. Steinen, Jägertum, Feldbau und Steinzeitkultur der Indianer am Schingu. Geschichtlich-biographische Anmerkungen. Erklärung geologischer Fachausdrücke.

Digitized by Google

Zur Einführung in die Philosophie der Gegenwart.

Acht Vorträge von Prof. Dr. A. Riehl. 2. Auflage. Geheftet ℳ 3.—, in Leinwand gebunden ℳ 3.60.

„Wir gestehen, daß uns selten die Lektüre eines Buches so viel geistigen Genuß bereitet hat, als die des vorliegenden. Der Verfasser hat es meisterhaft verstanden, die vielfach als äußerst langweilig und trocken verschriene Disziplin nicht nur interessant und fesselnd darzustellen, sondern es ist ihm auch gelungen, recht klar und allgemein verständlich zu schreiben, so daß jeder Gebildete getrost nach dem Buche greifen kann." (Leipziger Lehrerzeitung.)

„Von den üblichen Einleitungen in die Philosophie unterscheidet sich Riehls Buch nicht bloß durch die Form der freien Rede, sondern auch durch seine ganze methodische Auffassung und Anlage, die wir nur als eine höchst glückliche bezeichnen können. Nichts von eigenem System, nichts von langatmigen logischen, psychologischen oder gelehrten historischen Entwicklungen, sondern eine lebendig anregende und doch nicht oberflächliche, vielmehr in das Zentrum der Philosophie führende Betrachtungsweise. . . . Wir möchten somit das philosophische Interesse . . . mit Nachdruck auf Riehls Schrift hinweisen. (Monatsschr. f. höh. Schulen.)

Arbeit und Rhythmus. Von Prof. Dr. Karl Bücher.

Dritte, stark vermehrte Auflage. Geheftet ℳ 7.—, in Leinwand gebunden ℳ 8.—

„. . . Die übrige Gemeinde allgemein Gebildeter, welche nicht bloß diese oder jene Einzelheit der in der Bücherschen Arbeit enthaltenen wissenschaftlichen Errungenschaften interessiert, sondern die sich für die Gesamtheit des selbständigen und weitgreifenden Überblicks über den vielverschlungenen Zusammenhang von Arbeit und Rhythmus aufrichtig freuen darf, wird meines Erachtens dem bewährten Forscher auch dafür besonders dankbar sein, daß er ihr einen wertvollen Beitrag zu einer Lehre geliefert hat, welche die edelsten Genüsse in unserm armen Menschenleben vermittelt, nämlich zur Lehre von der denkenden Beobachtung nicht bloß welterschütternder Ereignisse, sondern auch alltäglicher, auf Schritt und Tritt uns begegnender Geschehnisse."

(G. v. Mayr in der Beilage z. Allgem. Ztg.)

Himmelsbild und Weltanschauung im Wandel der Zeiten.

Von Prof. Troels-Lund. Autorisierte Übersetzung von L. Bloch. Zweite Auflage. In Leinwand gebunden ℳ 5.—

„. . . Es ist eine wahre Lust, diesem kundigen und geistreichen Führer auf dem langen, aber nie ermüdenden Wege zu folgen, den er uns durch Asien, Afrika und Europa, durch Altertum und Mittelalter bis herab in die Neuzeit führt. . . . Es ist ein Werk aus einem Guß, in großen Zügen und ohne alle Kleinlichkeit geschrieben. . . . Wir möchten dem schönen, inhaltreichen und anregenden Buche einen recht großen Leserkreis nicht nur unter den zünftigen Gelehrten, sondern auch unter den gebildeten Laien wünschen. Denn es ist nicht nur eine geschichtliche, d. h. der Vergangenheit angehörige Frage, die darin erörtert wird, sondern auch eine solche, die jedem Denkenden auf den Fingern brennt. Und nicht immer wird über solche Dinge so kundig und so frei, so leidenschaftlos und doch mit solcher Wärme gesprochen und geschrieben, wie es hier geschieht. . . ." (W. Nestle in den Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum.)

Das Erlebnis und die Dichtung.

Lessing, Goethe, Novalis, Hölderlin. Vier Aufsätze von Wilhelm Dilthey. Geheftet ℳ 4.80, in Leinwand gebunden ℳ 5.60.

„. . . Dieses tiefe und schöne Buch gewährt einen starken Reiz, Diltheys feinfühlig wägende und leitende Hand das künstlerische Fazit so außerordentlicher Phänomene im unmittelbaren Anschluß an die knappe, großlinige Darstellung ihres Wesens und Lebens ziehen zu sehen. Hier, das fühlt man auf Schritt und Tritt, liegt auch wahrhaft inneres Erlebnis eines Mannes zugrunde, dessen eigene Geistesbeschaffenheit ihn zum nachschöpferischen Eindringen in die Welt unserer Dichter und Denker geradezu bestimmen mußte. . . . Was diesen auf einen Lebenszeitraum von 40 Jahren verteilten — man wendet hier das Wort fast instinktiv an — klassischen Aufsätzen ein ganz besonders edles Gepräge gibt, das ist der goldene Schimmer geistiger Jugendfrische, der sie verklärt, die lautere Verehrung unserer höchsten literarisch-künstlerischen Kulturwerke, der den Ausdruck überall durchzittert. Hier schreibt Ehrfurcht und zwar lebendige Ehrfurcht, die sich den Geistern und ihrem Werk in liebendem Erkenntnisdrange hingibt und weiß, warum sie es tut." (Das literarische Echo.)

Die hellenische Kultur. Dargestellt von Fritz Baumgarten, Franz Poland, Richard Wagner. Mit 7 farbigen Tafeln, 2 Karten und gegen 400 Abbildungen im Text und auf 2 Doppeltafeln. Geheftet *M* 10.—, in Leinwand gebunden *M* 12.—

„Ein Buch, das, ohne mit Gelehrsamkeit zu prahlen, die wissenschaftliche Tüchtigkeit der Verfasser bezeugt. Überall sind auch, bei der Behandlung der Kunst wie der des Schrifttums und der politischen Verhältnisse, die neuesten Funde eingehend berücksichtigt. Die Darstellung ist meist knapp, aber inhaltreich, verständlich und gefällig. Trefflich ist gleich der kurze Abschnitt über Sprache und Religion in der Einleitung. Ganz meisterhaft scheint mir die Behandlung der Kunst. Nirgends bloße Redensarten, selten Urteile, die für den Leser in der Luft schweben, weil ihm die Anschauungen fehlen. Was zu sagen ist, wird meist an gut gewählte Beispiele angeknüpft. Neben der äußerlichen Geschichte der Kunst kommt auch die Stilentwicklung zu vollem Recht. Das staatliche Leben, besonders in Athen, wird in allen seinen Betätigungen anschaulich und doch nicht zu ausführlich vorgeführt. Vergleiche mit späteren Verhältnissen erleichtern oft das Verständnis. Die Schilderung des geistigen Lebens hebt besonders die gewaltigeren Persönlichkeiten hervor, begnügt sich aber nicht mit bloßen Tatsachen und Urteilen, sondern führt, soweit tunlich, auch Proben an oder gibt Inhaltsangaben der überlieferten Werke, die auch dem mit der griechischen Literatur unbekannten Leser ein Verständnis für die Bedeutung dieser Geisteshelden eröffnen." (Lehrproben und Lehrgänge. 1906.)

Das Mittelmeergebiet. Seine geograph. u. kulturelle Eigenart. Mit 9 Figuren im Text, 13 Ansichten und 10 Karten auf 15 Tafeln. Von Professor Dr. A. Philippson. Geh. *M* 6.—, in Leinwand geb. *M* 7.—

„... Das vorliegende Werk eignet sich vorzüglich, um einem weiten Kreise allgemein Gebildeter eine Vorstellung von dem zu geben, was Geographie heute ist, namentlich aber der stetig wachsenden Zahl der Besucher des Mittelmeergebietes ein tieferes Verständnis für das, was sie sehen, zu erschließen. Jeder sollte sich das Buch als Ergänzung seines Reisehandbuchs mitnehmen, und die Bibliotheken unserer Rundreisedampfer sollten es in mehreren Exemplaren enthalten. ... Auch dem Historiker, dem Kulturhistoriker, dem Soziologen bringt das Buch bedeutenden Gewinn. ... Die Bilder sind vorzüglich gewählt und gut ausgeführt, die Karten sehr klare Veranschaulichungen des Textes." (Deutsche Literaturzeitung.)

Die Renaissance in Florenz und Rom. Acht Vorträge von Prof. Dr. K. Brandi. 2. Aufl. Geh. *M* 5.—, in Leinwand geb. *M* 6.—

„... Im engsten Raum stellt sich die gewaltigste Zeit dar, mit einer Kraft und Gedrungenheit, Schönheit und Kürze des Ausdrucks, die klassisch ist. Gerade was das größere Publikum erlangen will und soll, kann es daraus gewinnen, ohne doch mit oberflächlichem Halbkennen überladen zu werden. Den tiefer Dringenden gibt das schöne Werk den Genuß einer nochmaligen, kurzen, knappen Zusammenfassung; als habe man lange in einer fernen, großartigen Welt gelebt, ganz von ihrem Sein und Wesen erfüllt, müsse nun Abschied nehmen und sehe sie noch einmal mit einem Schlage vor sich, groß, kühn, farbenreich und nahe und ins Gedächtnis unwandelbar eingegraben, indes man sich wieder der eigenen Zeit zuwendet und weiterwandert." (Die Nation.)

Die Entwicklung des deutschen Städtewesens. Von Hugo Preuß. 1. Band. Entwicklungsgeschichte der deutschen Stadtverfassung. Geh. *M* 4.80, in Leinwand geb. *M* 6.—

Das vorliegende Werk stellt sich als erstes die Aufgabe einer zusammenfassenden Betrachtung des deutschen Städtewesens in entwicklungsgeschichtlichem Zusammenhange seiner Organisation und seiner Funktionen. Der erste, geschichtliche Band betrachtet so die deutsche Verfassungsgeschichte, die sonst vom Standpunkte der Entwicklung des Reiches oder der Territorialstaaten aus behandelt wird, unter dem Gesichtspunkte der bürgerlichen Entwicklung mit dem Ergebnis, daß der ungelöste Gegensatz zwischen dem urbanen Verfassungsprinzip der freien Genossenschaft und dem agrarischen Organisationsprinzip des herrschaftlichen Verbandes alle Jahrhunderte der deutschen Entwicklung durchzieht.

So darf auch schon dieser erste Band — ein zweiter wird die Probleme der städtischen Verfassung und Verwaltung untersuchen, die sich aus der neuesten Entwicklung namentlich der großstädtischen Agglomerationen mit unabweislicher Notwendigkeit ergeben — aktuelles Interesse beanspruchen und von keinem ungelesen bleiben, der irgendwie an der Entwicklung unserer inneren Zustände praktisch oder ideell beteiligt ist.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

DIE KULTUR DER GEGENWART

IHRE ENTWICKLUNG UND IHRE ZIELE

HERAUSGEGEBEN VON PROFESSOR PAUL HINNEBERG

Teil I: Die geisteswissenschaftlichen Kulturgebiete. 1. Hälfte.

Teil II: Die gesellschaftswissenschaftlichen Kulturgebiete. 2. Hälfte.

Teil III: Die naturwissenschaftlichen Kulturgebiete.

Teil IV: Die technischen Kulturgebiete.

89099969198

b89099969198a

Teubner in Leipzig und Berlin.

...zial Prospekte [illegible]

Von Teil I und II sind erschienen:

Teil I, Abt. 1. Die allgemeinen Grundlagen der Kultur der Gegenwart. [illegible]

Teil I, Abt. 2. Die orientalischen Religionen. [illegible]

Teil I, Abt. 3. Die christliche Religion mit Einschluß der israelitisch-jüdischen Religion. [illegible]

Teil I, Abt. 4. Allgemeine Geschichte der Pädagogik. [illegible]

Teil I, Abt. 5. Syrien der Phönizier. [illegible]

Digitized by Google

Teil I, Abt. 7. **Die orientalischen Literaturen.** [illegible]

Teil I, Abt. 8. **Die griechische und lateinische Literatur und Sprache.** [illegible]

Teil I, Abt. 10. **Die romanische und englische Literatur und Sprache und die skandinavische Literatur.** [illegible]

Teil II, Abt. 9. **Staat und Gesellschaft Europas und Amerikas in der Neuzeit.** [illegible]

Teil II, Abt. 9. **Systematische Rechtswissenschaft.** [illegible]

B. G. Teubners Allgemeiner Katalog

[illegible]

1. Allgemeines [illegible]
2. [illegible] Altertum [illegible]
3. [illegible] Philosophie.
4. [illegible]
5. [illegible]che Sprache und Literatur.
6. [illegible]
7. Länder- und Völkerkunde.
8. Volkswirtschaft. [illegible]
9. [illegible]
10. [illegible] Naturwissenschaften. [illegible]

Vollständige Anzeige.

Leipzig, [illegible] **B. G. Teubner.**

B89099969198A